

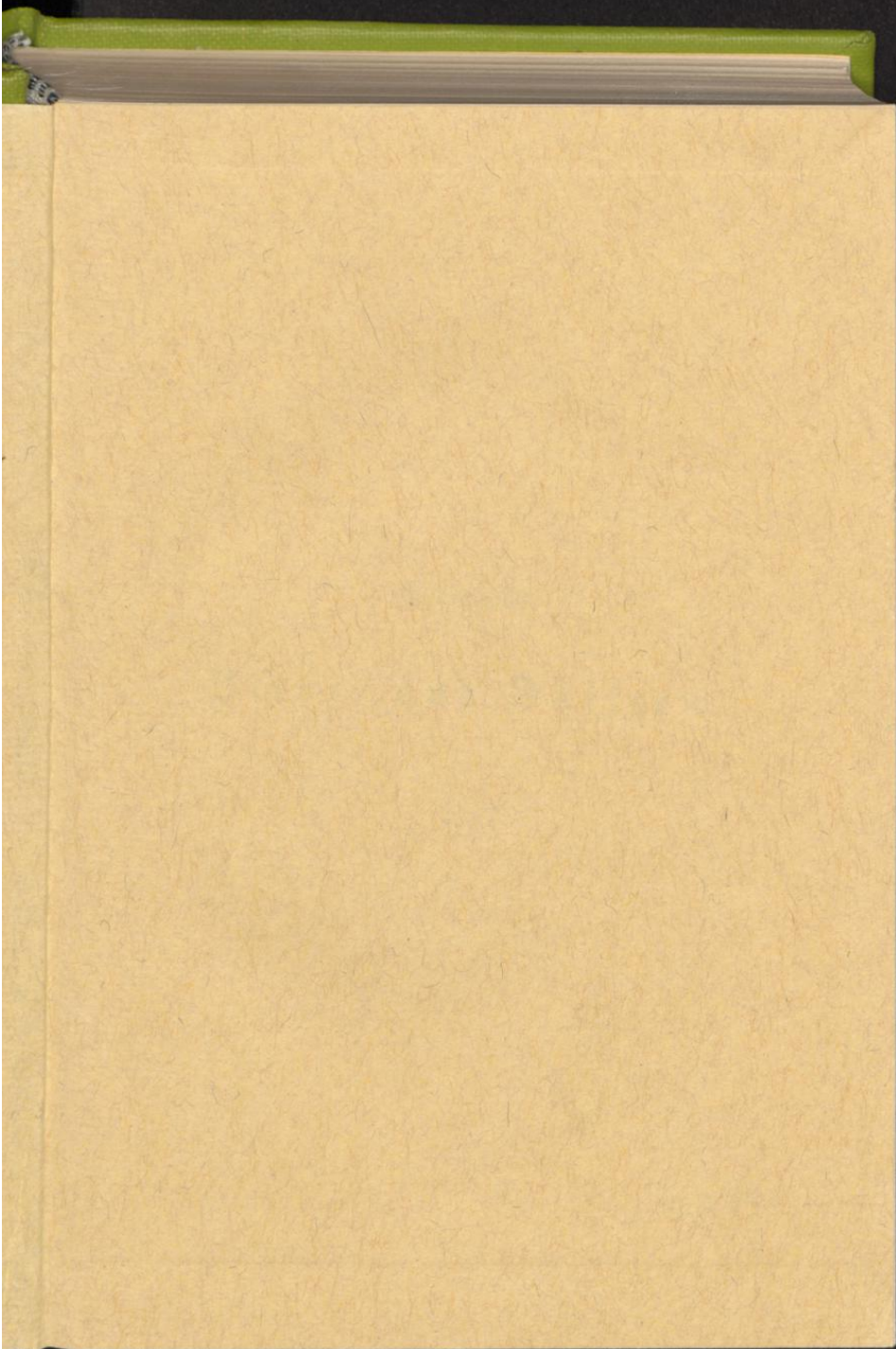
4. St.
026



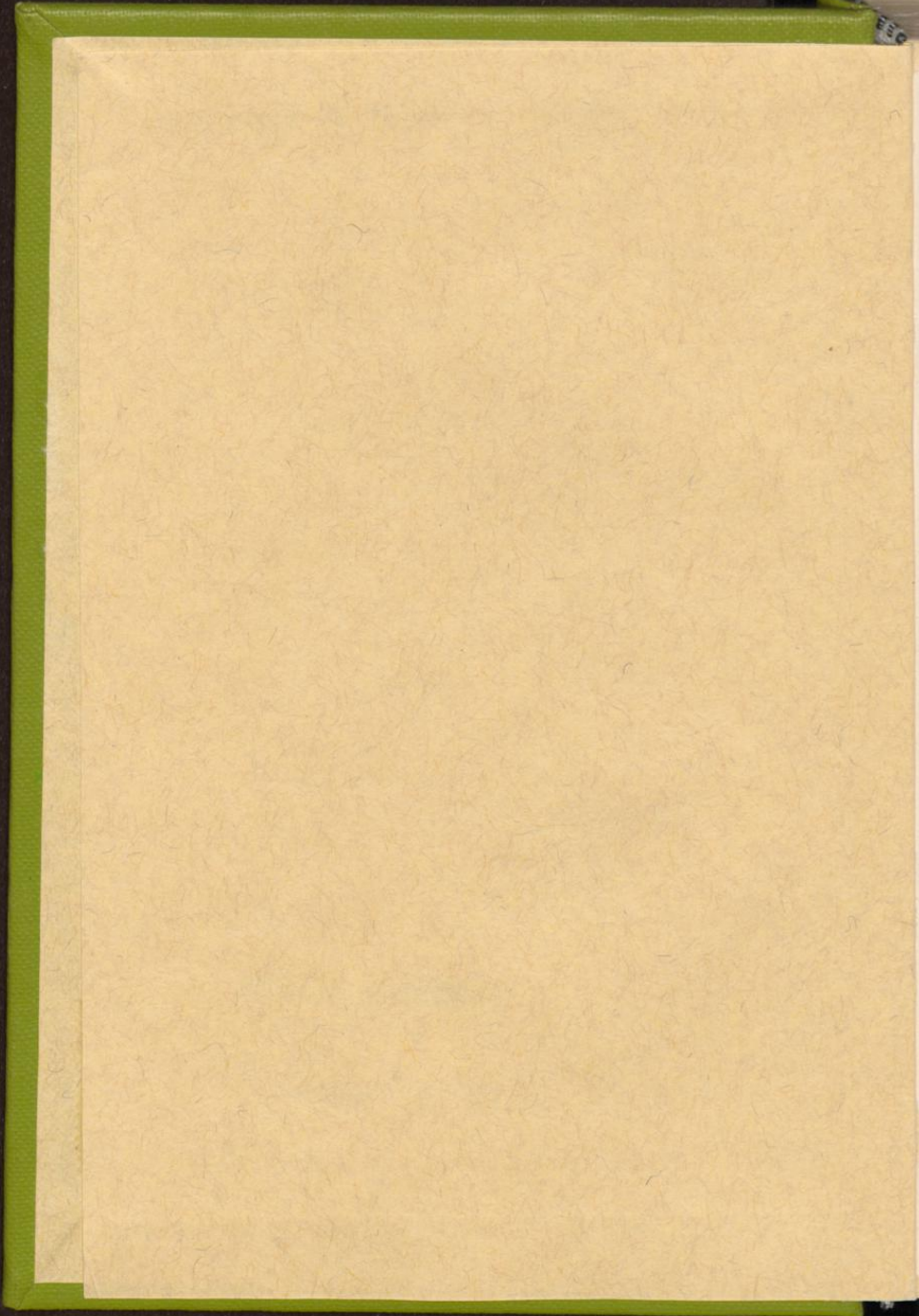
Hegehaupt III 1681

UB Düsseldorf

+4100 287 01



188



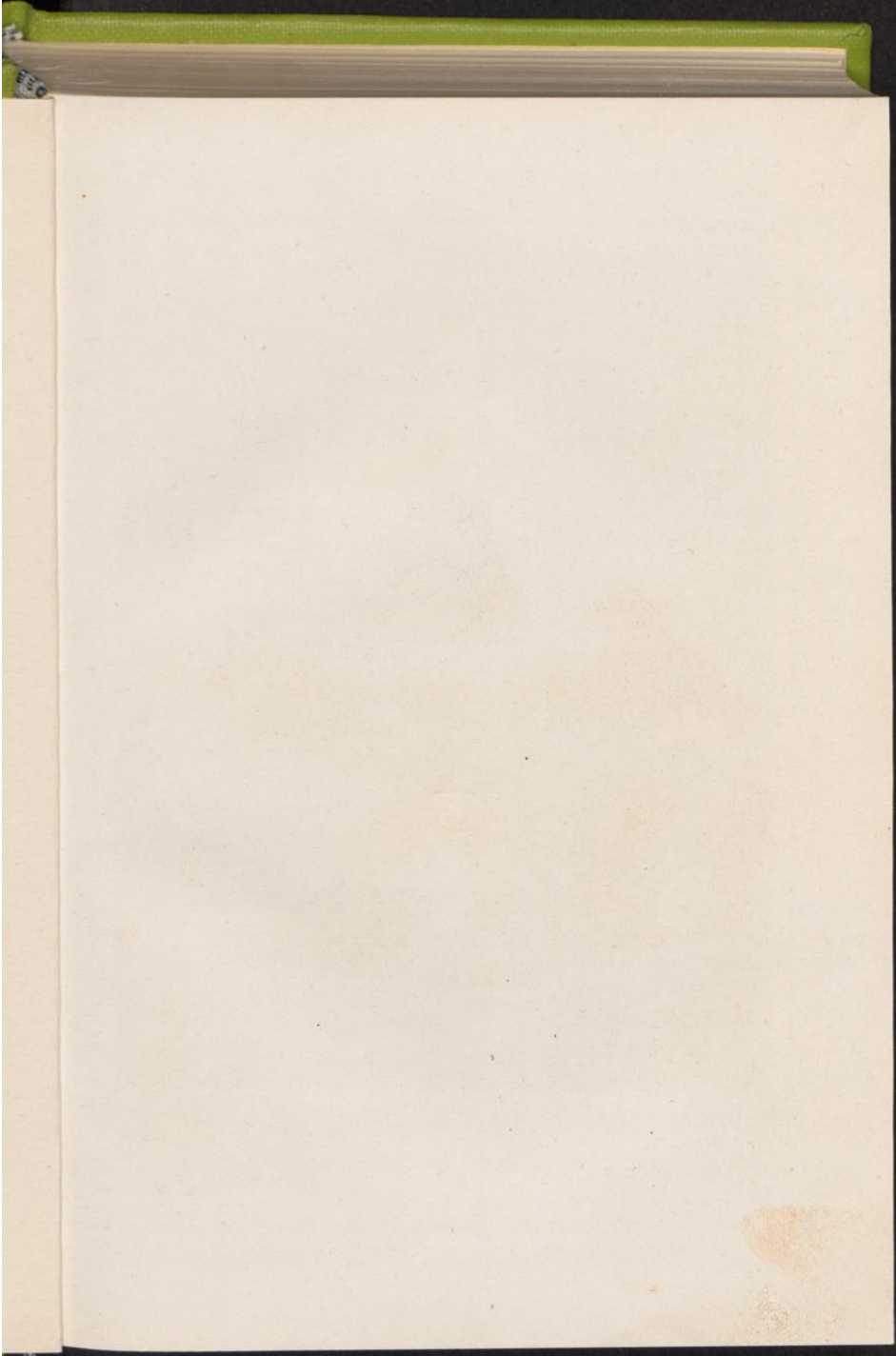
Europäische
Bilder und Skizzen.

ET

82/4791

Bilder und Skizzen
Gedichte







Die Besteigung des Pic de Bergonz.

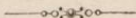
Europäische
Bilder und Skizzen.

Zur Belehrung für die reifere Jugend

bearbeitet von

Julius Hoffmann.

Mit sechs Kupfern in lithographischem Farbendruck
nach Originalzeichnungen von Th. Hofmann.



Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1858.



Ge. n. St. 3026

26

Bilder und Skizzen

Die Natur der Dinge ist die Natur der Dinge



Verlag des Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

32.9.1524

Vorwort.

Dieses Buch ist zur belehrenden Unterhaltung der reiferen Jugend geschrieben. Es soll ihren Blick hinwenden auf die Länder und Meere unseres Erdtheils und ihre Freude erwecken an den Naturschönheiten, den Einrichtungen, den Sitten und Gebräuchen derselben, der Denkungsweise ihrer Bewohner und den großen Thaten Einzelner.

Gern hätte der Bearbeiter das Bild, welches er seinen jungen Freunden davon zu geben gedenkt, noch bedeutend erweitert und vervollständigt, allein der Raum versagte ihm dies.

Uebrigens gehört der geringste Antheil an dem vorliegenden Werke ihm. Die Stoffe zu den gewählten Bildern lagen bereits vor, er rahmte diese nur ein, wo es ihm nöthig erschien, und stellte die einzelnen Bilder zusammen. Mögen sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt ihrem Zwecke entsprechen! Dies der Wunsch

Coswig, den 1. März 1854.

des Bearbeiters.

Das vorliegende kleine Werk enthält ein Manuscript, welche
mein theurer Sohn Julius hinterlassen hat. Möge dasselbe mit
Güte und Nachsicht aufgenommen werden! — Ich fühle mich
gedrungen, zugleich dem würdigen Manne zu danken, welcher dem
Buche durch Erklärungen und Erweiterungen einen höheren Werth
gegeben hat.

Ballenstedt, am 16. Junius 1857.

Friedrich Hoffmann.

Inhalt.

| | Seite. |
|--|--------|
| I. Englische Skizzen: | |
| 1) Der Hafen von Portsmouth | 1 |
| 2) London | 10 |
| 3) London-Docks | 18 |
| 4) Birmingham | 30 |
| 5) Englische Vergnügungen | 34 |
| II. Bilder aus dem holländischen Leben: | |
| 1) De Ruiters erste Seeschlacht | 49 |
| 2) Die holländischen Schleussen | 58 |
| 3) Heldentod zur See | 63 |
| III. Erinnerungen aus einem Aufenthalte in Bornholm. | 71 |
| IV. Skizzen aus Corsika | 89 |
| V. Ein Tag in Gibraltar. | 119 |
| VI. Bilder aus den Pyrenäen: | |
| 1) Die Besteigung des Pic de Bergonz | 136 |
| 2) Ein Ausflug nach St. Sauveur, Gavarnie und der Rolandsbrefche. | 147 |
| 3) Bären und Bärenjagden in den Hochpyrenäen | 162 |
| 4) Das Izard | 174 |
| 5) Der Adler der Pyrenäen | 178 |
| VII. Europäische Luftschifffahrten. | 181 |

VIII. Schweizer Winterfahrten:

- | | |
|---|-----|
| 1) Auf's Grindelwalder Eismeer | 194 |
| 2) Ein Abend unter den Gebirgsbewohnern | 205 |
| 3) Ein Ausflug in's Oberhasli | 220 |

IX. Schilderungen aus dem nördlichen Eismeere 227**X. Norwegische Bilder:**

- | | |
|---|-----|
| 1) Die Fahrt durch das Kattegat | 239 |
| 2) Reise von Christiania bis zur Schlucht von Krogkleven | 245 |
| 3) Einkehr in einem Bauernhause auf dem Hardanger Gebirge | 249 |
| 4) Der Lindsee | 253 |
| 5) Der Miukan und der Marysteeg | 257 |
| 6) Norwegisches Alpenhirtenleben | 263 |
| 7) Ritt über die Hardanger Fjellen | 267 |
| 8) Lachsfang in Norwegen | 272 |
| 9) Heringsfang an den norwegischen Küsten | 274 |
| 10) Fang des Eidervogels | 282 |

I. Englische Skizzen.

1. Der Hafen von Portsmouth.

Ich schiffte mich in Havre *) mit dem Dampfschiffe nach Brighton ein und verließ mit dem Glockenschlag der Mitternachtsstunde den Hafen. Stundenlang noch glänzte uns der überragende Leuchtturm gleich dem Abendsterne nach. Wir hatten hohe See, und der Capitain war nicht ganz ohne Besorgnisse, als gegen zehn Uhr des andern Morgens die Sonne durchdrang und Englands langersehnte weiße Ufer erleuchtete. Bald sahen wir nun das reizende Brighton mit seinen hohen Quais, seinen wunderlichen, in halbrunder Thurmform gebauten niedlichen Häusern und seinem chinesischen Königsschlosse vor uns ausgebreitet. Ich traf hier eine andere Welt, als ich drüben jenseits des Canals verlassen hatte, anders in ihren Gesinnungen, ihrer Denk- und Handlungsweise, ihren Manieren und in ihrem Aeußern.

Brighton hat keinen Hafen; es wurde von seinen hohen Ufern weit hinaus in's Meer eine schöne Kettenbrücke gebaut, an deren Ende

*) Französische Hafenstadt am Canal; Brighton, englische Hafenstadt, gegenüberliegend.

die Dampfschiffe anlegen. Diese Brücke ist gewöhnlich überdeckt mit Menschen, wenn ein Schiff sich nähert. Wir waren in dem gegenüberliegenden Gasthause vortrefflich untergebracht und genossen von hier aus den schönsten Blick auf den Landungsplatz. Nachdem ich mich den ganzen Morgen in den Straßen der terrassenförmig über dem langen Meeresdamme erbauten Stadt herumgetrieben, nahm ich einen Platz auf der Post nach Portsmouth*) ein. Bald erschien ein eleganter dunkelrother Wagen, von vier prächtigen Apfelschimmel gezogen, welcher vor dem Posthause hielt. Nach war kein Kutscher dabei zu sehen, und schon war Alles gepackt; die meisten Passagiere hatten ihre Plätze eingenommen, und ich saß bereits auf dem Kutschbock, eingedenk des Rathes meines Wirthes, mich stets bei Zeiten dieses vortrefflichen Platzes zu bemächtigen. Endlich erschien herbeiwatschelnd ein sehr breiter Mann in langem, dickem Ueberrocke, das von Branntwein glänzende kupferrothe Antlitz in einem Riesenhalstuch versenkt, und über diesem grinsend lächelnden Vollmondsgezicht einen colossalen grauen Hutkübel übergestürzt. Alles beiferte sich, diesem Herrscher des Kutschbockes behilflich zu sein. Der Eine überreichte ihm eine elegante Peitsche, der Zweite übergab ihm die künstlich ins Kreuz gelegten vier Zügel, und der Dritte präsentirte ihm ein Glas kräftigen Brandy (Branntwein), während ihm einige Freunde die breite Bärentape schüttelten, die sich endlich nach derber Erwiederung mit einem riesigen Handschuh bekleidete.

Ernst steigt der Kosselenter auf seinen Thron; aber wehe mir Armen, nun bemerkt er erst den fremden Nachbar, und wie ich mich auch in die Ecke geschmiegt, er findet dennoch keinen Raum. Mit knurrender Stimme und grimmigem Blick giebt er das Zeichen: die vier schnaubenden Grauen fliegen davon, und fort geht es in Carriere,

*) Westlich von Brighton, ebenfalls am Canal.

daß man sich nur an den schmalen Eisenstangen des Vockes anklammern muß, um nicht schon in der Stadt abgeschleudert zu werden. Allein plötzlich hält der Wagen wieder, und neue Bagage wird eingeladen. Mein Nachbar steigt ab, wirft einen mißtrauischen Blick auf mich, stößt mich endlich in die Seite und übergiebt mir die Zügel. Ohne zu wissen, daß dieses Amt unwiderruflich an den Kutschersitz geknüpft ist, nahm ich noch dazu die Zügel in die rechte, anstatt in die flache linke Hand, und nun war die Geduld des stolzen Kutschers zu Ende. Er murzte laut über das ungeschickte Fremdenvolk, und nur ein geschicktes Compliment, welches ich einige Zeit nachher einschießen ließ, als wir wieder im Gange waren, machte ihn mir wieder so gewogen, daß ich mich von nun an seiner ganz besonderen Fürsorge erfreuen durfte.

Der Weg von Brighton nach Portsmouth über die herrliche Norfolk-Eisenbrücke bietet stets neue schöne Bilder. Der Anbau des Bodens wird immer reicher, die Bäume immer größer und üppiger. Endlich fahren wir durch die engen Straßen, Fallbrücken, hohen Mauern und Wälle ein in das unschöne Portsmouth, das gegen das prächtige Brighton gar nicht ausieht, als gehöre es noch zu demselben England. Es liegt auf der Insel Portsea und besteht eigentlich aus zwei für sich befestigten Städten: Portsmouth und Portsea.

Der Freihafen von Portsmouth ist beinahe zwei Meilen lang und eine Meile breit. Der Handel, der hier mit Lebensmitteln getrieben wird, ist unermesslich; von Frankreich wurden allein im letzten Jahre über 30 Millionen Eier eingebracht. Der Boden von Portsea ist ungemein fruchtbar, und die edelsten Früchte, die man auf dem berühmten Coventgarden-Markt in London bewundert, werden hier gezogen.

Man kann hier lernen, was man durch vernünftige Behandlung selbst aus sumpfigem Boden machen kann. Tiefe Moraste sind

in blühende Wiesen verwandelt; eigene Maschinen sind stets in Bewegung, um den Unrath in die See zu bringen, und zwei ungeheure Wasserwerke versehen die Bevölkerung mit frischem Wasser und überschwemmen und reinigen die Straßen der Städte.

Wichtiger aber, als dies Alles, ist die Bedeutung, die die Stadt als Kriegshafen hat. Königin Elisabeth befestigte bereits Portsmouth, allein erst seit wenigen Jahren sind die ungeheuren Linien von Portsea beendigt, die den Eingang in den Hafen schwerer machen dürften, als den durch die Dardanellen. Außerst angenehm ist der Spaziergang auf den hohen Wällen, die dem Publicum offen stehen. Die Plattform, wo die großen eisernen Batterien zum Salutiren stehen, dann die Königs- und Pembrokes-Bastionen sind ebenso furchtbare Verschanzungen, als sie reizende Bilder überblicken lassen. Die Stadt Portsmouth selbst ist eng und winkelig und hat nur eine lange, hübsche Straße. Hier steht ein altes, schwarzes Haus, in dem der Herzog von Buckingham*) ermordet wurde, einer der hervorragendsten Männer Englands im 17. Jahrhundert. Die Befestigungen von Portsmouth sind mit denen von Portsea durch einen Damm verbunden, und die Wälle der letzteren bieten einen tieferen Blick in den Hafen selbst.

Allein die wahre Herrlichkeit von Portsmouth, der Stolz Englands, besteht in seinem Arsenal. Hier erst versteht man die Macht Brittaniens. Der ganze Hafen ist umringt und beherrscht von furchtbaren mit Felsen aufgedämmten Batterien, aus denen die Riesenschlünde der colossalsten Geschütze Brittaniens Verderben hauchend hinausgähnen. In dem unermesslichen Hafen liegen über 40 Kriegsschiffe ersten Ranges, mehr als ganz Frankreich besitzt,

*) Herzog von Buckingham, erster Minister unter Karl I. von England, wurde von einem fanatischen Puritaner, Namens Felton, am 23. August 1628 ermordet.

und ein großer Theil ist stets zum Auslaufen bereit. Die Thätigkeit in der Ausrüstung in allen ihren unzähligen Verzweigungen grenzt an's Fabelhafte, und man muß dies Alles in den kleinsten Einzelfheiten gesehen haben, um zu begreifen, wie England in tiefster scheinbarer Friedensruhe plötzlich Flotten aussenden kann, die alle Welttheile zittern machen.

Ich fand durch ein Empfehlungsschreiben Gelegenheit, die Riesenwerke der dortigen Dockyards (Seemagazine) in ihrem tiefsten, innersten Wesen kennen zu lernen. Man machte mir unzählige Proben, in welcher Schnelligkeit rohe Holz-, Eisen- und Kupfermassen in alle beliebigen Formen bis zur äußersten Politur und Vollendung ausgearbeitet werden können, und hier erst begriff ich, wie es England möglich ist, Ausrüstungen des erstaunlichsten Umfangs in solcher Geschwindigkeit zu bewerkstelligen. Maschinen und Menschenhände sind im steten Einklang, und schweigend und ruhig werden in den endlosen Werkstätten die ungeheuersten Arbeiten verrichtet. Mit Erstaunen sieht man, auf welche Art die Schiffsmasten, die Segelstangen, die Bugspriets und andere gewichtige Seegegenstände vollendet werden, wovon unter Anderem der Hauptmast eines Linienschiffes ersten Ranges, wenn es im Gange ist, nebst dem damit verbundenen Topmast und Bramsegel ungefähr die Höhe von 212 Fuß hat. Wenn man diese Höhe betrachtet und die Gefahren bedenkt, welche der über dieser schwindelnden Spitze hängende Seemann unter dem Rollen der Wogen und dem Brausen des Sturmes auszustehen hat, so kann man sich einen Begriff von der unerläßlichen Kühnheit und Sorglosigkeit dieser Menschen bilden.

Einen großartigen Anblick gewährt der Saal, wo die Taue gefertigt werden. Er ist 1200 Fuß lang, und die Arbeiter am andern Ende erscheinen gleich kleinen Kindern. Hier werden die enormen Ankertaue gefertigt, deren manches 140 Centner Hanf und

beständig 80 Mann zur Arbeit erfordert, und wobei die Arbeit so hart ist, daß der stärkste Mann ihr nur wenige Stunden des Tages vorstehen kann. In der Ankerschmiede scheinen die Söhne Vulkans, die riesigen Cyclophen, zu schaffen. Die dunkeln Gestalten der von glühender Hitze geschwärzten Männer, der dumpf widerhallende Schall der Riesenhämmer, das furchtbare Gedröhn der ewig brausenden gewaltigen Blasebalge, das entsetzliche Krachen der unermesslichen Feuerbrände, die glühenden Schlacken des schmelzenden Metalls, die Milliarden Funken, die von den ewig gepeitschten Ambossen alle Räume durchzischen: dies Alles fällt auf einmal gleich Blitzstrahlen in die Seele und giebt ein Bild, das die Sinne des Zuschauers verwirrt und entzückt. Und doch wächst sein Erstaunen, wenn er zu den furchtbaren Kupfergießereien tritt und die ungeheuern Kessel mit glühend flüssigem Metall gefüllt sieht, das, in Stücke gegossen, durch Dampfkraft zu Platten gewalzt wird. Stumm vor Bewunderung betrachtet man diese Höllen-Arbeiten und das unbegreiflichste der Wunder, daß menschliche Wesen eine solche Hitze und die versengenden Ausströmungen des nach allen Richtungen sich ergießenden Kupfers aushalten können, wo ich nach wenigen Minuten in mäßiger Entfernung in gewaltsame Transpiration versetzt wurde.

Ueber dem Gebäude der Takelwerke erhebt sich ein hoher kreisförmiger Thurm, auf dem ein Telegraph angebracht ist, von wo die Nachrichten in zwei Minuten nach London hin und zurück gehen. Eine äußerst sinnreiche Erfindung aber ist die der Bearbeitung der Rollen zu den Schiffstauen von dem Amerikaner Brunnel. Das rohe Material des Holzes und Metalls wird hier ohne alle andere Arbeit in eine glatte Rolle verwandelt, als daß man die rohe Masse in die Werkstätten giebt und nur die Rollen nach Umständen und Verhältnissen der stets arbeitenden Maschinen dreht und wendet. Ein Linienschiff bedarf ungefähr 1500 dieser Rollen, welche alle

mittelt dieses bewundernswürdigen Mechanismus und bloß mit Beihilfe von vier Männern in einem Tage gefertigt werden können. Diese in einander greifenden Werke enthalten 44 Maschinen, die mit der Schnelligkeit des Blitzes durch Dampfkraft bewegt und durch den einfachsten Mechanismus zum Stehen und Gehen gebracht werden. In dieser Maschinerie sind Hämmer, Zirkelsägen und andere Formen, Drehspieße, Fugen, Hohlmeißel, Stemmeisen, Kerbhölzer und andere Meißelgattungen angebracht, die, je nachdem es die Arbeit erfordert, sich zu allen nöthigen Verrichtungen hingeben, bis die Rolle vollendet ist. Die wunderbarste Wirkung aber, welche von dieser Maschine hervorgebracht wird, besteht darin, daß, wenn das Werkzeug auf den metallenen oder hölzernen Theil der Rolle drückt, die Maschinerie selbst verschiedene Abstufungen von Gewalt besitzt, um auf jeden Theil nach dem erforderlichen Maße einzuwirken. In allen diesen Verrichtungen sehen wir den Triumph der Mechanik und Technik unserer Zeit; allein Nichts ist zu vergleichen mit den Dockyards selbst, wo die größten Schiffe unter Dach erbaut werden. Um zu verhindern, daß nicht mehr Wasser darin einströmt, als das Schiff bedarf, sind eigene Fluth-Thore angebracht, auf deren oberem Rande Verbindungsbrücken auf die andere Seite führen. Ungeachtet der Stärke dieser Wasserthore durchbrach das Meer die Süddocks in dem Augenblicke, als die majestätische „Prinzessin Charlotte“ von 110 Kanonen von den Blöcken gelassen werden sollte, wodurch alle Menschen, die auf der Fallbrücke standen, in's Wasser geschleudert wurden, und viele das Leben verloren. Ich sah hier das größte Linienschiff, das England jemals besessen, den „Royal Frederik“, in der Arbeit begriffen. Es ist ein eigenes Gefühl, auf diesem ungeheuren Gerippe herumzusteigen, das einstens bestimmt ist, über tausend Menschen auf den trügerischen Wellen des Oceans zu tragen und den Tod in tausend Gestalten von sich auszusenden.

Welches Leben ist in den Hallen, die den zu beständigem Gebrauche bereit stehenden unzähligen Booten zum Aufenthalt dienen, und wer zählte noch die zahlreichen andern Werkstätten, die zu dem Wunder-Arsenale gehören, diese Riesenböden für Seilerei, vielleicht die größten der Welt, diese Bildschnitzerei und Modellirung, wo Figuren für die Schiffe und Zeichnungen gefertigt werden.

Nachdem ich nun alle diese Riesenanstalten gesehen, setzte ich mich mit dem mich begleitenden Officier in einen Rachen und ruderte zu dem Schiffe des Hasenadmirals, der ruhmerfüllten „Victory,“ auf der Nelson commandirte und fiel*). Gleich einem Heiligthum wird dieses ehrwürdige Schiff bewahrt, und ein See-Officier, dem eine türkische Kugel bei Navarin**) den Arm abschlug, empfing uns als sein Commandant am Bord. Der Anblick eines Linienschiffes von 120 Kanonen macht einen unauslöschlichen Eindruck, und mit Stolz betrachtet man das Höchste, was menschlicher Geist erschaffen, um dem unbändigen Elemente zu trotzen. Wenn das Aeußere mit Staunen und Bewunderung erfüllt, so bietet dagegen das Innere ein Bild der vollkommensten Ordnung und Zweckmäßigkeit dar: die endlose Aussicht in den Verdecken, die Geschütze auf ihren Lafetten, die Eßtafeln der Matrosen, die mannichfaltigen bequemen Verbindungen der Decke, die massiven Schiffswinden, die enormen durch das Ganze sich ziehenden Mastbäume, die Durchsichten von den untersten Räumen in den blauen Aether, die ewigen Schiffssignale, die unendliche, lautlos gehorchende Regsamkeit, die schrillende Pfeife des Hochbootsmanns, — alle diese

*) Admiral Nelson blieb in der Schlacht bei Trafalgar am 21. October 1805, nachdem er die Franzosen besiegt hatte.

**) In der Schlacht bei Navarin, 20. October 1827, wurde die türkische Flotte von der vereinigten englisch-französisch-russischen Flotte vernichtet.

Erscheinungen tragen einen hinreißenden Reiz von Neuheit und Mannichfaltigkeit in sich.

Von diesem Flaggenschiff wendeten wir uns in das Innere des Hafens und ruderten, begünstigt vom herrlichsten Abend, an all' diesen Seecolossen vorüber, die hehr und majestätisch hier gruppirt sind und ruhig auf das Gewühl unter sich herabsehen, bis das Vaterland sie hinausruft zum Schrecken und zur Vernichtung der Feinde. Hier liegt die königliche Yacht „Fanny,“ ein durch Form und Ausstattung bezauberndes Schiff, das, wie ein Kriegsschiff ersten Ranges, über eine Million zur Ausrüstung erfordert hat. Den würdigen Schlußstein dieses Arsenal's bildet die Rüstkammer, die an Zahl der Gewehre und Geschütze nur vom Tower und Woolwich überboten wird, und in welcher Waffen, Kanonen und Kugeln für die Besatzung aller im Hafen befindlichen Schiffe aufgespeichert und in malerischer Ordnung ausgelegt sind.

Ich wendete mich von dieser Vernichtung drohenden Feuerschlünden nach der Insel Wight, die man auf dem stündlich hin- und hergehenden Dampfsschiff in 30 Minuten erreicht, und wo man Alles vereint findet, was die italienischen Inseln nur einzeln darbieten.

Zwei Meilen westlich von dem furchtbaren South-sea-Castle ist die weltberühmte Rhede Spithead, die ihren Namen von der Sandbank ableitet, welche sich vom Portsmouther Hafen mehrere Meilen südöstlich in's Meer erstreckt und in eine Spitze, die spit genannt, ausläuft. Dieser Damm ist durch die heftige Strömung der Fluth gebildet und durch mehrere sehr starke Forts beschützt. Als ich, von so vielen großen Eindrücken und Umgebungen fast betäubt, mich über das Geländer der beherrschenden Plattform der Königsbastion lehnte und der scheidenden Sonne nachsah, und wie unzählige Schiffe sich auf den weiten Höhen von Spithead ihr Nachtlager suchten, und Ruhe und Stille sich über das endlose

Treiben und Toben des gährenden Hafens herabsenkte, da brach der Donner der schweren eisernen Carthaunen auf der Saluting-Battery neben mir los, und ein Linien Schiff ersten Ranges schwellte die wolkenähnlichen Segel und verließ, in den Rauch und Blitz der Batterien gehüllt, majestätischen Laufes seine riesigen Brüder, um sich auf der Höhe von Spithead für die morgige Abfahrt aufzustellen. Es war der „Bellerophon,“ der die französische Revolution mit dem ersten Kanonenschuß begrüßt, und der ihr ein Ende gemacht, indem er den großen Mann in sein Grab trug*).

2. London.

London! — Wo soll ich beginnen, das Ungeheure zu schildern, welches dieses Wort mir vor die Seele ruft? wo enden? — Der erste Eindruck, den diese unermessliche Stadt der Häuser und Menschen, des Reichthums und der Pracht, der Armuth und des gräulichsten Elends in dem Beschauer hervorruft, ist der der Unendlichkeit.

Schon von ferne kündigt sich dieser Eindruck an. Stundenlang fährt man auf Berggrücken fort, zu deren Rechten und Linken sich die lieblichsten Thäler öffnen, die von Natur und Menschenfleiß gleich geschmückt sind. Alles ist hier benützt, aber ohne allen Zwang. Die Chaussees sind nicht sehr breit, doch immer genügend zum Ausweichen für zwei Wagen. Rechts und links liegt Rasen, dann leichte Hecken, auch natürliche durch's Gras sich schlängelnde Fußpfade. Alles ist eben und flach, und zwar so eben, daß man beim Fahren durchaus keinen Stoß verspürt. Deshalb darf man auch auf dem Kutschbock ganz gefahrlos sitzen, obschon er keine Rücklehne hat.

Je näher man der Stadt kommt, um so schneller wird der Lauf

*) Den Kaiser Napoleon I. nach der Insel Helena.

der schönen Pferde, unzählige Reiter und Wagen verfolgen dieselbe Straße, und dabei fährt doch ein Jeder ruhig vorüber, und die Passagiere und Kutscher der aneinander vorbeieilenden Kutschen grüßen sich freundlich, ohne daß irgend ein Unfall sich ereignet. Das macht aber die außerordentliche Geschicklichkeit der Wagenlenker. Von ihnen erst kann man lernen, was fahren heißt.

Weiter jedoch, wir dürfen nicht säumen. An den Gütern des Lord King, dem Schlosse Claremont, an den prächtigen Parks von Hamptoncourt und Richmond, mit dem schönen Kingston, wo man die Themse überschreitet, und dem stadthähnlichen Chelsea vorüber, wo man sich bereits in London wähnt, führt uns der Weg. Endlose Reihen der reichsten Equipagen, tausende der edelsten Thiere in den geschmackvollsten, glänzendsten Geschirren, unzählige Reiterinnen, umringt von einem Schwarme von Reitern, Damen in den feinsten Toiletten, umgeben von prächtig gekleideten Dienern, — und über das Ganze ein Reiz des Behagens, des Uebersusses, des Anstands und der feinen Sitte hingegossen, — dies Zauberbild trat mir auf einmal vor das staumende Auge, das kaum Zeit hatte, das Unermeßliche des ersten Eindrucks in die Seele aufzunehmen, und trunken von Entzücken flog ich dahin auf dem freien Kutschbocke, stürzte hinein in diese nie geahnte Pracht und Herrlichkeit, auf welche finster und verschlossen das Apsleyhouse des Siegers von Waterloo und der eberne Herzog Wellington herabsieht, und durch die breite, gedrängte Picadilly hinein in das immer reger werdende Leben und Getümmel. Wer fühlte da nicht, daß er angelangt ist im Mittelpunkte der gebildeten Welt, im Herzen alles Handels und Lebens der vier Welttheile, und an der Stätte, die dem Menschengeschlechte als Compaß dient? — Und tritt man nun diesem Gewimmel näher, hört man noch dazu alle Sprachen der Erde an den belebtesten Plätzen aus dem Munde wandelnder Menschen, so glaubt man sich nicht allein in das Labyrinth versetzt, sondern findet

auch die Schilderung von dem alten Babel abermals verwirklicht vor sich; denn alle Völker senden ihre Vertreter Jahr aus, Jahr ein nach diesem einzigen Orte der Erde, alle Völker Europa's eben so gut, wie Indien, Afrika, Australien, Neuseeland, Amerika, China, Japan und die Inseln des stillen Oceans.

Treten wir eine Wanderung in die City, die Altstadt Londons, an, und betrachten den Handelsstand und das Bürgerthum! Der Punkt, wo der Welthandel in der City zusammenläuft, ist der, wo die großartigsten Gebäude mit der Aussicht nach der New-London-Brücke in einem Knoten zusammenlaufen; dort stehen die Bank, die Börse und das Stadthaus, und nicht weit davon liegt auch das Haus der ostindischen Handelsgesellschaft. Die City wird nicht wie eine Stadt, sondern selbstständig wie ein Königreich verwaltet. Die oberste Behörde ist der Lordmayor, der von fürstlichem Glanze umgeben ist. Er sitzt täglich zu Gericht, um Klagen anzuhören und Gerichtsbescheide zu ertheilen. Am Michaelistage jeden Jahres erfolgt die feierliche Wahl eines neuen Lordmayors.

Das Innere der Börse ist von einer Säulenhalle umgeben, unter der die Wappen aller mit England Handel treibenden Völker angebracht sind. Hier sammeln sich zwischen 3 und 5 Uhr die Handelskönige Englands, dort werden Geschäfte mit der ganzen Welt gemacht, dort schweben Millionen Pfund auf den Lippen, von dort aus beherrscht die englische Kaufmannschaft ganz Europa. Dorthin bewegt sich in jenen Nachmittagsstunden der ganze Verkehr Londons, der Strom der Geschäfte, der Güter und der Menschen, mit dem Flusse parallel von Westen nach Osten. Dorthin ziehen Reihen von Omnibus, Wagen und Menschen, lautlos ihren Geschäften nacheilend, Keines das Andere stoßend oder störend; und doch bewegen sich in einer Stunde 50,000 aneinander vorüber, und doch wandeln den Tag über 500,000 nach der Börse. Wohl belebt ist der Corso zu Rom zur Zeit des Carnevals, die Straße Toledo zu

Neapel, aber alle werden bei Weitem übertroffen von diesem ungeheuren Menschengewühle. Mächtig prangt vor der Börse die Reiterstatue jenes Mannes, den die Engländer mit Recht den eiserernen Herzog oder den „Helden von hundert Schlachten“ nennen; kalt und stolz, gemessen sitzt er zu Pferde.

Wer aber die Macht und den Reichthum der edeln Geschlechter Englands in ihrer ganzen Fülle kennen lernen will, der muß die große Auffahrt von St. James sehen, wenn die Königin daselbst Drawing Room (Empfang) hält. Die schönen Schwadronen der Leibgarde mit ihren schönen Pferden und glänzenden Cuirassen umgeben den alten ehrwürdigen St. Jamespalast, der so viele sturm- bewegte Jahrhunderte an sich vorübergehen sah. Rings sind die Balcone und Estraden mit festlich gekleideten Damen geschmückt, alle Häuser bis auf die Dächer mit Neugierigen übersät. Um 2 Uhr fängt die Auffahrt an, die sich, Wagen hinter Wagen, im Schritte fortbewegt, so daß man Zeit genug hat, jede einzelne Equipage genau zu mustern. Die Pferde sind durchaus schön zu nennen, da bei diesen Gelegenheiten stets das Auserlesenste gezeigt wird. Die Geschirre sind von edler Einfachheit, wie auch die Wagen selbst, fern von dem überladenen Pariser Goldtande, nur durch elegante Form und Vollendung in der Arbeit ausgezeichnet. Die Livree nach altem Schnitte, natürlich Alles in Schuhen und Strümpfen, die Kutscher in kleinen dreieckigen Tresenhüten, die leicht auf den weißen Perücken sitzen, was mit den meistens ganz jungen, blühenden Gesichtern dieser Leute einen eigenthümlichen Abstand bildet. Die Diener, welche hintenauf stehen, tragen große spanische Röhre mit goldenen Knöpfen. Die ganze Livree hat helle glänzende Farben, hochroth, hellblau oder weiß. Die meisten jungen Leute, Officiere u. a. kommen in eleganten Sigs mit hohen Pferden, einen niedlichen Knaben als Groom hintenaufhängend. Aber bald ver-
gibt man über das Innere der Wagen das Mustern des Aeußern,

denn so viel Schönheit, Adel des Ausdrucks und Anmuth möchte man vergebens anderswo suchen, als sich hier bei diesem Hoffeste vereinigt.

Was man bei einem so großen Zusammenflusse von Menschen bewundert, ist die Sicherheit, welche überall herrscht. Dazu trägt namentlich die Polizei Londons viel bei. Die neuen Polizeimänner in ihren blauen, mit Silber gestickten Fracks und runden Hüten, sind ohne alle Waffen; allein sie sind überall gegenwärtig. Man kann zu allen Stunden der Nacht die entferntesten Quartiere der Stadt ohne Sorge durchwandern, und kommt man in kleine verdächtige Gäßchen, so ist man sicher, desto hellere Gasflammen und gewöhnlich noch einen verborgenen Polizeimann in ihnen zu finden. Die Straßenbettelei ist beinahe ganz verboten, namentlich sind die furchtbaren Erscheinungen krüppelhafter Wesen und verstümmelter Menschen, womit man sonst das öffentliche Mitleid rege zu machen suchte, ganz verschwunden. Daß es doch hier, wie überall in großen Städten, eine große Menge Gauner und Taschendiebe giebt, und daß man nichtsdestoweniger wohl Acht auf seine Taschen haben muß, ist keinem Zweifel unterworfen.

Menglich ist auch oft, besonders in der engen City, das Nebeneinanderherrollen der vielen Wagen. Man hält es oft gar nicht für möglich, daß sie neben einander durchpassiren können, und dennoch geschieht dies ohne Unfall. Der Grund davon ist die schon erwähnte Geschicklichkeit der englischen Wagenlenker, sowie der Gehorsam und die Gutmüthigkeit der englischen Pferde. Wenn so ein colossaler Bier- oder Kohlenwagen an den zwei breiten Rädern, von vier hintereinander gespannten, mammothähnlichen Rossen gezogen, sich langsam durch die gedrängten Straßen fortbewegt, und man keine lenkende Gewalt bei ihnen bemerkt, so begreift man nicht, wie das gehen kann, bis man auf einem der Trottoirs den Fuhrmann gewahrt, der ein Pferd um's andere beim Namen ruft, und den diese

flugen Thiere ansehen, so oft ein Hinderniß sich zeigt, wie wenn sie sich Rath's erholen wollten. Wird aber eins dieser edlen Thiere einmal außer Fassung gebracht, dann ist das Unglück gewöhnlich groß. So war ich Zeuge eines gräßlichen Auftritts. Ein Cab (Cabriolet) fuhr in rasender Eile eine der Hauptstraßen herab und rannte mit solcher Gewalt gegen eine Equipage, daß der Kutscher herabstürzte. Die Pferde gingen augenblicklich durch. Der Bediente sprang glücklich herunter. Eine junge Dame rettete sich hinten über den Bedientensitz und brach das Schulterbein. Die zweite junge Dame wollte sich über den Bock retten. Es war schrecklich anzusehen, wie sie da oben schwankte und nach Hilfe rang. Endlich stürzte sie herab und lag zerschmettert auf dem Trottoir, als der Vater eben in seinem Big nachkam.

Alles, was mathematische Berechnung, technische Fertigkeit und mechanische Kraft Großes und Herrliches erzeugen können, findet man in England in der äußersten Vollendung. Dem Erfindungsgeist ist hier kein Ziel gesetzt, weil Geld und Unternehmungskraft in Fülle vorhanden sind, um jeden neuen Plan zu verwirklichen. Besonders ist es die Dampfkraft, die in alle Zweige des Lebens übergreift und die vielseitigste Anwendung findet. Der Dampf ist es, der die Schiffe treibt, die Räder der Fabriken in Bewegung setzt, das Wasser herbeischafft, Lasten hebt, Bauwerke fördert. Durch ihn ist es Herrn Brunnel gelungen, sein Riesenwerk, den Themsetunnel, zu vollenden. Die Schwierigkeiten, welche bei diesem Bauwerke zu überwinden waren, sind unglaublich gewesen. Zweimal brach das Themsewasser ein, wobei man jedesmal fürchtete, daß das Werk aufgegeben werden müßte. Acht Jahre wurde daran gebaut, und endlich am 25. März 1843 wurde das Riesenwerk beendigt. Die Kosten betragen 446,000 Pfund Sterling. Die Breite des ganzen Werkes beträgt 35 Fuß, die Höhe 20 Fuß, die Länge 700 Fuß, die Dicke der Erde von der Höhe des Tunnels bis zum Wasser der

Themse 15—16 Fuß, die Breite eines jeden Bogens mit dem Fußpfade ungefähr 14 Fuß. Allerdings wird es uns schauerlich zu Muth, wenn wir in die dunkle Tiefe hinabsteigen, wo, wie im Orcus der Alten, Todtenstille herrscht, eine feuchte, dumpfe Luft Einen anweht, und die herumwandelnden Gestalten uns wesenslose Schatten dünken. Wir steigen auf dem rechten Themseufer zum Tageslichte auf der prachtvollen Stiege empor, und freuen uns, dasselbe zu erblicken.

Von hier aus eilen wir in den Stadttheil, wo die großartigsten Brauereien der Welt zu finden sind. Als Georg IV. den Wunsch äußerte, die große Brauerei von Barklay und Perkins zu sehen, erbaten sich die Besitzer die Gnade, Se. Majestät mit einem Frühstück zu bewirthen. Dieses wurde in einem ziemlich geräumigen, festlichen Gemach eingenommen. Als aber der Monarch nun die Einrichtung zu sehen verlangte und besonders nach den colossalen Fässern fragte, erhob sich Herr Perkins und sagte, daß Se. Majestät eben im Bauch eines dieser Fässer bei Tische säßen. Diese Brauerei ist eine kleine Stadt von 79 massiven Gebäuden. Hier stehen 150 elefanten-ähnliche Pferde, von denen jedes Hufeisen vier Pfund wiegt. Zwei große Dampfmaschinen treiben den ganzen Mechanismus, und man sieht 130 Fässer, von denen jedes einhunderttausend Eimer faßt.

Die Erziehungs- und Strafanstalten in London sind bekannt genug, um sie nicht weiter zu erwähnen. Die Penitentiary wird als Vorbild gut gebauter Gefängnisse betrachtet, doch ist der Aufenthalt daselbst eher eine Belohnung, als eine Strafe. Die einzige Entbehrung, welche ihren Bewohnern auferlegt ist, ist das Verbot, unter einander zu sprechen. Es ist Raum für 1200 Personen darin, doch befanden sich zu meiner Zeit nur 300 daselbst. Die Aufsicht über dieselben ist die einfachste von der Welt, da das inmitten aller Höfe stehende runde Zimmer der Wächter, das einem Glashause ähnlich

sieht, in alle Gänge und Hofräume Aussicht gestattet, ohne daß der Aufseher sich nur von seinem Tische zu entfernen braucht. Nachts ist Alles hell mit Gas erleuchtet, und von einer Militairwache ist hier, wie in ganz London, keine Rede. —

Herrlich sind in London die Brücken, welche über die Themse führen. Die äußersten derselben sind die London- und die Baurhallbrücke. Ueber diese gelangt man in die Baurhallgärten, die außerordentlichste Erscheinung, welche menschliche Erfindungsgabe zur Unterhaltung einer großen Stadt hervorbringen kann. Diese großen Gärten strahlen von Beleuchtung, und die Alleen sind mit dichten Guirlanden von Lampen durchwebt, welche in alle Farben getaucht und von großen Brillantbouquets durchwebt sind. Dieser erste Anblick gleicht einem Feenmärchen. Mitten auf einem großen freien Rasenplatze steht eine Bühne, woselbst die komischsten Sachen mit ächt englischer Laune ausgeführt werden. Bei jedem Schritte, den man in diesen flimmernden Irrgängen macht, stößt man auf neue Darstellungen, Transparents, Wasserfälle und eine Masse überraschender Gruppen und Bilder, die mit großer Treue und vielem Geschmack ausgeführt sind. Stundenlang kann man hier herumwandeln, ohne müde zu werden.

Aus dem Geräusche der Geschäfte, des Welthandels und der Vergnügungen flüchten wir uns in die geweihte Stille der Kirche. Wir schreiten über die Westminsterbrücke und stehen vor der berühmten Westminsterabtei. Dieses großartige Gebäude, das indeß weder an Reinheit des Styls, noch Großartigkeit der inneren Einrichtung sich mit dem Kölner Dome messen kann, beherrscht mit der St. Paulskirche, die in der Mitte der Altstadt von London liegt, eigentlich die unermessliche Stadt; denn sie bilden die beiden Punkte, die allein aus der unübersehbaren Häusermasse mächtig emportauschen. Was aber sowohl der Paulskirche, als auch der Westminsterabtei einen Vorzug vor dem Kölner Dome gewährt, ist eben, daß sie bei

ihrer Großartigkeit vollständig ausgebaut und bis in's Kleinste vollendet sind.

Was in andern Städten glänzend und augenfällig ist, verliert sich in London wegen seiner Größe; doch tritt es hier auch nicht so schön heraus, denn eine undurchdringliche Wolke schwarzen Steinkohlendampfes lagert sich beständig über der Stadt, welcher selbst die herrlichsten Gebäude binnen Kurzem in ein eintöniges Grau kleidet, und dichte Nebel schleichen trübe durch die Straßen hin, die dem Wanderer oft beinahe jede Aussicht benehmen. Diese Uebelstände üben jedoch keinen Einfluß auf den Verkehr. Der Engländer ist daran von jeher zu sehr gewöhnt, als daß er den schönen blauen Himmel, der uns zur Lebensfreude nöthig dünkt, vermiffen sollte, und was ihm dadurch entgeht, findet er reichlich am gemüthlichen Kamin, in seinem ebenso elegant als bequem eingerichteten Hause wieder. Bis tief in die Nacht, besser bis zum Morgen dauert das Leben auf den Straßen fort, das Gedränge stüthet auf und nieder, und nur an einem Tage, an dem heiligen Sabbath, wird es plötzlich todtensstill; ausgestorben ist die Stadt, leer sind die Straßen; die herrlichen Gewölbe mit ihren bis auf die Erde hinabreichenden Niesenscheiben sind mit großen Thoren verschlossen; kein Wagen rasselt vorüber, und nur Schaaren frommer Väter sieht man dem Klange der Orgeln folgen, die aus den hochgewölbten Räumen ertönen.

3. London-Docks.

Wir werfen noch einmal einen Blick auf die Stadt, in welche wir den freundlichen Leser im vorigen Abschnitte führten.

Eine der großartigsten und sehenswerthesten Einrichtungen derselben sind die Docks. Auf einer Strecke von beinahe einer deutschen Meile Länge reihen sich die künstlichen Wasserbehälter, von fünf bis sieben Stock hohen Waarenhäusern eingefaßt, aneinander. In den Bassins ankeren die Schiffe, und in den Magazinen liegen

Waaren aller Art aneinandergereicht. Oft beläuft sich der Werth derselben auf mehr denn zwanzig Millionen Pfund.

Die London-Docks sind jedoch nicht die einzigen. Es gesellen sich zu ihnen auch die Katharinen-Docks, sowie die West- und Ost-india-Docks. Sie bedecken zusammengenommen eine Fläche von vierhundert und fünfzig englischen Morgen, fassen eintausend zweihundert Schiffe und haben für zehn Millionen sechsmalshunderttausend Centner Güter Lagerplatz.

Man staunt über diese Zahlenungeheuer. Und doch ist das Reich der London-Docks mit den angeführten nicht erschöpft. Noch befinden sich deren drei auf dem rechten Ufer des Flusses, die Schiffswerften der Kriegsflotte nicht mit eingerechnet.

Was aber sind die Docks und welchen Zweck haben sie? — Die Docks sind ein Unternehmen von Privateigenthümern. Sie dienen dazu, die ankommenden Waaren sicher aufzubewahren und zu verhindern, daß dieselben, ohne den gesetzmäßigen Eingangszoll zu geben, eingeschmuggelt werden. Früher wurde derselbe beim Hinauffahren der Schiffe in die Themse von den Zollbeamten erhoben; dies ist aber jetzt bei der ungeheuren Menge der Schiffe unmöglich. Auch würde es mit einem bedeutenden Zeitverluste für die Schiffe verbunden sein. Diesem Uebelstande abzuhelfen wurden die Docks errichtet, und dadurch unendliche Erleichterungen für den Verkehr gewährt.

In den Docks kann eine Schmuggelerei in großem Maßstabe nicht leicht stattfinden. Denn die Bassins und Magazine sind zumeist mit hohen Mauern umgeben; ein schmaler Schleuffentanal führt von der Themse aus in die innern Räume, und an allen Eingängen halten Zollbeamte Wache, die das Recht haben, jeden Hinausgehenden zu untersuchen, ob er nicht unverzollte Waare verschleppe. Auch sind die Matrosen der hier ankernden Schiffe einer strengen Zucht unterworfen.

Nachdem wir so den allgemeinen Zweck und Nutzen der Dock's in Kurzem auseinandergesetzt haben, wollen wir uns dieselben auf einer Wanderung etwas näher betrachten. Wir wählen dazu die London-Dock's, die, wenn auch nicht die größten, doch Jahr aus Jahr ein die belebtesten sind und dem Besucher die größte Mannigfaltigkeit bieten.

Durch die engen Citystraßen, vor dem finstern Tower vorbei, durch schmutzige Quartiere, wo eine Kneipe sich an die andere reiht, gelangen wir an das Thor von London-Dock's. Es steht für Jeden offen. Fuhrwerke, Karren und Menschen strömen ab und zu. Wir treten ein und befinden uns in einer breiten, schlechtgepflasterten Straße, die rechts von einer Reihe hoher Waarenhäuser, links von einer schlechtüberworfenen Mauer, an der ein paar Hundert zweirädrige Karren angelehnt stehen, begrenzt ist.

Wir haben durch die Güte eines Citykaufmannes eine allgemeine Einlaßkarte erhalten, die uns alle Thüren und Thore öffnet. Da steht denn gleich rechts über einer Magazinthüre die Inschrift: „Ivory house,“ das heißt „Elfenbeinhaus.“ Wir treten ein, zeigen beim ersten Bureau unsere Karte und erhalten einen Mann zur Begleitung, der uns auf alle unsere Fragen möglichst befriedigende Auskunft geben wird. Er führt uns durch weite Räume, in denen wir auf mehr oder weniger geordnete Massen von Elefantenzähnen, Rhinoceros-Hörner, Sägeschwaffen und Schildkrötenplatten stoßen. Was wir im Alltagsleben in tausend Formen kennen und gebrauchen, erscheint uns hier neu und fremdartig in seiner Urgestalt. Der Malaye, der den Elefanten in seinen Heimathländern zeigt, kann über den Anblick eines feingearbeiteten elfenbeinernen Kunstgegenstandes nicht mehr erstaunt sein, als wir es bei dem Anblick der naturwüchsigten Massen sind, an die uns in Europa Nichts als die Naturgeschichte erinnert.

Aus der Straße, in welcher das Elfenbeinhaus mit noch andern

Magazinen steht, gelangen wir in einen unregelmäßigen, sich nach allen Richtungen hin erweiternden, ungeheuren offenen Raum, der im Süden durch das größte der Bassins ab- und rings herum von Waarenhäusern aller Art eingeschlossen ist. Hier fängt das eigentliche bewegte Leben der Docks an. So weit das Auge reichen kann, liegt Faß an Faß gereiht. Zwischen denselben laufen schmale Wege kreuz und quer, auf denen sich Menschen, Pferde, Karren aller Art wirr durch einander treiben. In diesem Labyrinth von Fässern ist nicht gut stehen bleiben, denn man geräth dabei zu leicht zwischen die Menge von Wagen und Leuten, die hier beständig beschäftigt sind. Deshalb ziehen wir uns bescheiden an die Seite der Häuser zurück, um von da aus den Wirrwarr des Hofes zu überschauen und gelegentlich in's Innere der Gebäude selbst einzudringen.

Zur Linken, wo wir gerade stehen, sieht Alles merkwürdig blau gefärbt aus. Ein nach drei Seiten freistehendes, wohl fünf Stockwerke hohes Gebäude zeigt uns ein tiefblau gefärbtes Eingangsthor. Die Fensterrahmen sind blau, die Wände der inneren Gänge, die Treppen und Geländer sind blau, und sonderbar — auch die Arbeiter, die aus- und eingehen, sind blau in ihrer Kleidung, in ihrer Gesichtsfarbe bis in's Weiß des Auges hinein. Auf die Gefahr, selbst blau gefärbt zu werden, treten wir in's Thor; es führt zu den Indigolagern, den größten und reichsten der Welt. Wohl liegt die kostbare Waare in tausend und aber tausend Kisten sorgfältig verpackt, die meisten von ihnen noch fest verschlossen, wie sie von den bengalischen Lieferanten zur weiten Seereise hergerichtet wurden; aber der Indigostaub ist fein wie kein anderer; er zwängt sich durch die Spalten und Poren seiner Verpackung an die freie Luft hinaus. Zudem werden hier den Tag über Hunderte von Kisten geöffnet, um den Kauflustigen als Muster für ganze Partien zu gelten. So ist denn natürlich, daß der feine Staub sich nach allen Richtungen hin zerstreut, alle Gegenstände in der Umgebung tiefblau überzieht

und dem neugierigen Eindringling ein unverfängliches Kennzeichen mit auf den Heimweg giebt, daß er sich zu Hause wie ein lebendiges blaues Wunder im Spiegel beschauen mag.

Hat Einer keine Lust, wie ein Blaufärber auszusehen, so läßt er die Indigomagazine links liegen und wendet seine Schritte den Theelagern zu. Magazine wie diese, die Lagerplätze für 120,000 Theekisten haben, findet man schwerlich auf irgend einem andern Flecke der Erde wieder. Hier reiht sich Saal an Saal, vom Erdgeschoss bis an's fünfte Stockwerk hinauf, von dessen Fenstern man die herrlichste Aussicht über die Themse, ihre Docks, Bassins und Schiffe genießt; hier in diesen Sälen bewegen wir uns zwischen hölzernen buntbemalten Scheidewänden, die nur aus übereinander gethürmten Theekisten bestehen. Es ist eine kleine Stadt mit unzähligen, verschlungenen Gäßchen, die hie und da in einen kleinen offen gelassenen Platz ausmünden, und hätten wir den Führer nicht zur Seite, so liefen wir wahrlich Gefahr, uns in ihr zu verirren.

Doch betreten wir jetzt ein anderes Feld. Wir haben noch einen langen Weg zurückzulegen, um aus dem Bereich des Thees in's Freie zu gelangen. Je weiter wir gehen, desto größer werden die Säle; je höher wir steigen, desto voller werden sie; je länger wir hier verweilen, desto mehr fragen wir uns, wo in aller Welt so viel chinesischer Thee, wie hier beisammen liegt, verbraucht wird. Diese Frage findet ihre Antwort, wenn wir bedenken, daß in England der Reiche wie der Arme Thee trinkt, und daß Alle behaupten, es ohne denselben in der feuchten Nebelatmosphäre Englands nicht aushalten zu können.

Unser Weg führt uns jetzt zu den unterirdischen Gewölben des Weins und den überirdischen Waarenhäusern des Tabaks. Diese letzteren bestehen aus dem Cigarrenhause, wo oft eintausend fünfhundert braune, aus rohem Mahagoniholz gezimmerte Kisten gemüthlich nebeneinanderstehen, von denen jede im Durchschnitt

ein hundred Pfund Sterling werth ist, und die somit zusammen einen Werth von ein mal hundred fünfzigtausend Pfund Sterling haben, ferner aus einem Magazine, in welchem nur Cigarren von besonderem Werthe sich befinden, die in Büffelhäuten oder in andern abenteuerlichen Hüllen verpackt sind, und endlich aus dem Hauptmagazin, oder wie es in den Docken gewöhnlich genannt wird: das Waarenhaus der Königin. Dieses in seiner Art einzig dastehende Gebäude ist nicht nur durch seine Größe, — es bedeckt fünf Acker Landes — sondern auch durch die elegante Zierlichkeit seiner Bauart besonders bemerkenswerth. Wie dort in den Theemagazinen die kleinen papierüberzogenen Kistchen des Ostens, so thürmen sich hier die tabakgefüllten, großen Fässer des Westens übereinander; wie dort giebt es auch hier verworrene, endlose, sich kreuzende Straßen, in denen man hie und da einem Arbeiter, der ein Faß ausbessert, oder einem Geschäftsmanne, der sich mit dem Inhalte der Verpackungen vertraut machen will, begegnet.

Je weiter man gegen den Mittelpunkt des Gebäudes vordringt, desto sauberer wird das Steinpflaster des Bodens, desto geregelter werden die Wege zwischen den aufeinandergestellten Fässern, desto schwächer wird das verworrene Geräusch, das von außen hereindringt, desto schärfer fühlen wir die Tabakatmosphäre, die reizend auf unsere Niechorgane wirkt und uns durch den feinen Staub, den sie in sich aufgenommen hat, so gewiß zum Niesen bringt, wie der Indigostaub im blauen Hause unsere Nase früher blau gefärbt hat. Aber das Alles darf uns nicht abschrecken, unsere begonnene Wanderung fortsetzen. Bis jetzt haben wir an den Fässern der einen oder andern Straßenecke nur Buchstaben oder Ziffern mit Kreide angeschrieben gefunden, jetzt finden wir an einer der Säulen eine Tafel angenagelt, auf welcher in deutlichen Schriftzügen zu lesen ist „To the kiln“ d. h. „zum Ofen.“

Was es damit zu bedeuten hat, werden wir gleich genau sehen.

Wir folgen dem stummen Wegweiser und stehen, genau im Mittelpunkte des Gebäudes angelangt, vor einem aus rohen Backsteinen gemauerten Hause, das nichts weniger als schön ist. Eine niedrige Thür führt in's Innere, auf welcher die beiden Buchstaben V. R. Victoria regina stehen. Unser Führer sagt uns, daß dieses baufällige Gemäuer die Tabakspfeife der Königin heißt: in der That ein sonderbarer Name. Das Pfortchen öffnet sich; wir treten ein und stehen in einem mäßig großen, kahlen, unübertünchten Raume, in dessen Mitte sich ein gemauerter Kegel vom Boden erhebt. Dieser Kegel sieht unsern Glas- oder Porzellan-Ofen ähnlich; ein kleines wenige Fuß vom Boden abstehendes Thürchen führt in sein Inneres; darauf stehen wieder die genannten Buchstaben, und vor demselben auf einer Holzbank sitzt, einsam, wie ein Käfer in einem alten Baumstamme, ein ziemlich bejahrter Mann, der von Zeit zu Zeit das Feuer im Kegel aus neben ihm stehenden alten Kisten nährt. Das räthselhafte Ding ist somit wirklich ein Ofen, und der einsame Heizer erklärt uns dessen Bestimmung und sonderbaren Namen.

„Sehen Sie, meine Herrn,“ sagt er, „so einen Ofen, wie dieser hier ist, finden Sie in keinem der andern Dock's. Das ist ein wunderbares Ding, welches stets gespeist und dabei doch nie satt wird.“ Dabei nimmt er einen schwarzen Gegenstand aus der Kiste und wirft ihn in die Gluth, die vor dem neuen Ankömmling nach allen Richtungen in die Höhe prasselt. — „Denken wohl nicht, was da gerade seinen Weg in's Feuer gemacht hat?“ fährt er grinsend fort. „Eine Zunge — gedörrte russische Ochsenzunge — kapitale Ochsenzunge — wiegt ihre zwölf Pfund — muß gar nicht schlecht gewesen sein, wie sie gut war.“ —

„Sa, aber warum werft Ihr sie denn in's Feuer? Ist's bloß ein Fegefeuer oder — —?“

„Beileib' kein Fegefeuer, wo's besser herauskömmt. Was einmal da drinnen ist, das brennt und brennt, bis nir mehr an ihm zu

verbrennen ist. Schad' um vieles, aber wer kann dafür? Die Sachen, meine Herren, stehen bei uns in den Dock's nun einmal so, daß man viel schlechtes Zeug verbrennen muß, damit Platz für's Gute übrig bleibt. Da kömmt z. B. eine Schiffsladung Tabak an, wird in die Magazine hinterlegt, wartet ein, zwei, drei Monate, wartet oft ein, zwei, drei Jahre auf seine Käufer. Ja, hat schön warten. Der Tabak war vielleicht von Anfang an nicht viel werth, ist auf'm Schiff zumal schlecht gehalten worden, kömmt uns halb feucht in die Dock's, verfault, verstinkt, verschimmelt oder zerfällt in Staub. Vom Verkaufen ist da keine Rede mehr, weil's gar nicht die hohe Steuer verlohnt; die Magazinage macht auch schon ein gut Stück Geld aus, so daß der Eigenthümer sich lieber gar nicht um die Waaren meldet; da bleibt uns, um das Lagergeld nicht einzubüßen, freilich nir anders übrig, als das, was noch verkaufbar ist, für den besten Anbot loszuschlagen, und's andere, was gar nicht mehr zu brauchen ist, das marschirt in den Ofen; das raucht, wie's bei uns Dockleuten heißt, die Königin — Gott erhalt' sie. — Verstanden, meine Herrn? — Möcht's kein Mensch glauben, was bei uns Jahr aus Jahr ein zu Grunde geht. Füttere meinen Ofen schon seit netto drei Wochen mit russischen Ofsenzungen, — kein End' abzusehen — immerfort neue — und Alles verstunken, bis in den Kern hinein. Es thut Einem ordentlich weh' um die Dinger. Aber mein Gott, wer kann helfen? War so eine verfehlt Speculation von so einem lievländischen Kosaken, der geglaubt haben mag, wir brauchen seine Ofsenzungen . . . Und was ich Ihnen da von den Ofsenzungen und vom Tabak erzählte, meine Herren" — fährt der rebselige Einsiedler fort — „gilt bei uns nicht bloß von verdorbenen, sondern auch von geschmuggelten Waaren. Wird gar viel hereingebracht, was den Zoll nicht werth ist und durchgeschubst werden soll. Wird's entdeckt, nun dann schaut man eine Weile zu, ob der Eigenthümer den Zoll zahlen will; thut er's nicht, weil's

nicht der Mühe werth ist, so ist auch für die Dockcompagnie nicht der Mühe werth; die sieht sich die Sach' zweimal an, ehe sie die Steuer dafür wagt, um die Waar' auf dem Hals' zu haben. Also marsch in den Ofen mit dem Plunder; da ist man der Sorge quitt und es kommt der Kehricht aus dem Haus. Nur den Thee verbrennen wir nicht mehr, seit er uns einmal den Spuck angethan hat, lichterloh aus dem Rauchfang hinauszufiegen und uns das Dach anzuzünden. In den andern Dock's, hab' ich mir sagen lassen, vergraben sie ihn, und verkaufen ihn dann nach einer Weile als Düngermaterial; aber ich halt's mit unserer königlichen Tabakspfeife; die kann Alles besser verdauen. Und was den Profit angeht, da dürfen Sie ja nicht glauben, daß die Asche rein weggeschwiffen wird. Um die reißen sich Gärtner und Pächter auf dem Lande, oder sie wird auch an Seifensieder und chemische Fabriken für gutes Geld verkauft.“ —

In der That sehen wir in der Nähe des Ofens große Aschenberge aufgethürmt, die von Zeit zu Zeit weggeräumt werden, doch nicht, bevor sie der Heizer genau untersucht hat, denn in ihr befinden sich noch manche werthvolle Ueberreste, die nicht zum Düngermaterial gehören. So z. B. eiserne Kistennägel und andere Metallstücke, die namentlich von Büchsenmachern sehr gesucht werden, weil sie in der Tabakspfeife der Königin eine ganz besondere schätzenswerthe Festigkeit und Zähigkeit erlangt haben sollen. Nicht selten will man in der Asche auch Gold und Silber gefunden haben, denn viele unbrauchbare Gegenstände, an denen sich goldene und silberne Verzierungen befinden, wandern in die Gluth, nachdem sie zerbrochen wurden, und da entgeht denn manches Stückchen werthvollen Metalls den Augen des Zerstörers und kommt dem Ofenwächter zu Gute. Zuweilen freilich sucht er Wochen lang vergebens nach Schätzen.

So brennt denn dieser Ofen Tag und Nacht, Jahr aus Jahr

ein fort, und nie fehlt es ihm an verdorbenem oder contrebandedem Material zur Speisung, und fort und fort schleppen ihm Lastträger neue Nahrung zu, und ewig sitzt ein Heizer auf der Bank am kleinen Ofenthürchen, und das Feuer wird nie müde zu verzehren, und der Rost wird nie müde aufzunehmen, und der russige Einsiedler wird nie müde, jedem neuen Gaste den Ursprung, die Bestimmung und die Schicksale von der „Tabakspfeife der Königin“ zu erzählen, die an Tabak allein mehr Geldeswerth verschlingt, als die Raucher manches kleinen Fürstenthums zu verdampfen im Stande sind.

Schweigend und mitunter niesend haben wir von der „Tabakspfeife der Königin“ den Weg durch die zweite Hälfte von the Queen's Warehouse zurückgelegt. Jetzt stehen wir an einer breiten Treppe, die nach abwärts führt, und einer von den großen Weinkellern der Dock's gähnt uns aus der Tiefe an. Vor dem Kellerthor erweitert sich die Treppe zu einer Art kleinen Vorhalle. In derselben fordert man uns die Karte ab, um zu sehen, ob wir auch die Erlaubniß haben, von dem Weine zu kosten. Diese ist auf unserer Einlaßkarte ausdrücklich bemerkt, und gern ergreifen wir daher die Gelegenheit, unsere Lippen nach der langen Wanderung mit einem Schluck des besten Weines anzufeuchten.

Unser Führer bleibt an der Schwelle, und an seiner Stelle tritt ein anderer Geselle vor, um uns den Weg zu zeigen. Er giebt Jedem von uns ein Grubenlicht zur Hand, und so treten wir Paarweise die Wanderung in's Dunkel an. Die Wege zwischen den Fässern sind rein, mit Sand bestreut, und tragen zwei Eisenbahnschienen, um den Küfern das Hin- und Herrollen der schweren Fässer zu erleichtern. Rings herum, so weit unser Auge reicht, Faß an Faß. Aber das will nicht viel sagen; unser Auge reicht eben nicht weit durch die Dunkelheit, und nur die matten Dellampen, die wir nach allen Richtungen hin von der Decke herab wie Glühwürmer reihen sehen, sagen uns, daß wir uns in einem unterirdischen Raume von

ungewöhnlicher Ausdehnung befinden. In der That kann man hier lange herumstreifen, ehe man durch alle Gänge gekommen ist. Dieser Keller, in dem wir uns eben heruntreiben, bedeckt zwölf Acker unterirdischen Bodens, und seine oben erwähnten Schienenwege sollen dreizehn englische Meilen lang sein. Es ist dies nicht der einzige, aber doch der größte von den Dockkellern und überhaupt das weiteste unterirdische Gewölbe, das nach der Aussage unseres Führers von Menschenhänden in unserer Zeit gebaut wurde. Der Eindruck des Ganzen, namentlich an Kreuzwegen, wo man die Lampenflämmchen sich nach allen Richtungen hin in's Unendliche verlieren sieht, ist ein sehr bedeutender. Seltsam ist es besonders, wenn man den Blick nach oben erhebt, daselbst unheimlich ausschauende, schwarz und grau gefärbte, ellenlange Pflanzen-Gebilde herabhängen zu sehen, die sich an der feuchten Kellerdecke eingemischt haben und nur der Ausdünstung des Weines ihre bedeutende Länge verdanken mögen.

Von Zeit zu Zeit bleiben wir stehen und lassen uns von dem uns führenden Gefellen ein Glas Portwein oder Xeres credenzen. Das wird uns Niemand übel nehmen, der mit uns die beschwerliche Wanderung Trepp' auf Trepp' ab zwischen Kisten und Fässern durchgemacht hat. Der Wein schmeckt gut in der kühlen Tiefe; man muß sich aber hüten, zu viel davon zu trinken, denn gar leicht versieht man es damit. Manche Leute beuten die Erlaubniß, von dem Weine zu kosten, so weit aus, daß sie ordentliche Gelage in den Dockß halten. Dabei mag es denn wohl oft kommen, daß einer seinen Kräften mehr zutraut, als sie zu leisten vermögen. Etwas betäubt von der Weingeist-Atmosphäre kommen wir wieder dem Ausgange des Riesengewölbes zu, werfen noch einen Blick auf die oben stehenden Rufen, die zur Weinmischung bestimmt sind, und von denen die größte drei und zwanzig tausend zweihundert und fünfzig Gallonen faßt, und wenden uns sofort dem großen Bassin

zu, um den interessantesten aller Spaziergänge an seinen Ufern längs der Waarenhäuser zu machen. In das Innere der Letzteren werfen wir nur hin und wieder einen schüchternen Blick; es gelüstet uns für heute nicht mehr, Wanderungen zwischen endlosen Reihen von Kisten und Ballen zu unternehmen; aber im Vorübergehen können wir uns doch nicht erwehren, unser Auge über die fabelhaften Vorräthe von australischer Wolle, von Seide aller Länder, von Farbholzern, Thierhörnern, Baumwolle, Baumstämmen, Gewürzen aller Art, Häuten, Leder, Zucker, Kaffee u. s. w. streifen zu lassen. Es ist, als ob die Erndte aller Erdstriche unverkürzt nach diesen Lagerplätzen gebracht worden wäre; und so groß sind die aufgehäuften Quantitäten, und so viel geht von Zucker, Kaffee, Spezeereien u. dgl. beim Deffnen und Umpacken der Kisten und Fässer verloren, daß das Rehricht der London-Docks für eine namhafte Summe verpachtet werden kann, und daß der Pächter desselben in wenigen Jahren ein reicher Mann geworden sein soll.

So reiht sich ein Waarenhaus an's andere, und vor demselben ätzen Hunderte von eisernen Krabben unter ihrer Last, und Tausende von Arbeitern: Zimmerleute, Fassbinder, Lastträger, Makler und Dockbeamte rennen auf und ab, aus und ein, und im großen Bassin dicht bis an die Umrandung aneinander gedrängt liegen die Schiffe, auf denen Matrosen und Lastträger mit Ameisen-thätigkeit beschäftigt sind, Waaren an's Land oder an Bord zu bringen. Hier vereinigt sich Dock- und Matrosenleben zu einem malerischen Ganzen. An keinem Punkte der Themse sind die Fahrzeuge so dicht aneinander gedrängt, wie in diesen Dockbassin; nirgend sieht man das Netzwerk der Takelage so dicht durcheinander gewebt; in keinem andern Hasenbassin der Welt treiben sich so viele verschiedenartige Nationalitäten herum. Neben dem Holländer ankert der Kauffahrer aus Brasilien, mit Kaffee und Farbholzern vollgeladen; der Däne bringt sein Hornvieh an's Land; belgische

und französische Schiffe laden Glas, Leder, Eier, Obst und Gemüse aus; der Amerikaner wälzt seine Tabakfässer und Baumwollbällchen an's Land; russische und deutsche Ostseefahrer haben ihre Getreideladungen bereits in die Magazine untergebracht und warten auf Rückfracht; englische Fahrzeuge aus Indien, Australien, Canada und dem Cap ziehen durch die geöffneten Schleusenthore; und was eben keine Arbeit hat, vergnügt sich in seiner Weise, kocht, isst, trinkt, sitzt oder träumt auf Verdecken und in Mastkörben, sückt am Segel oder Lauwerk, denkt der fernen Heimath und summt sich das Lied vor, das er am liebsten hat.

Ueber unsern Wanderungen ist es Abend geworden. Die Nebel von der Themse lagern sich zwischen den Masten. Arbeiter holen ihre Röcke und verlassen die Werkstätten; die Krabne feiern, die Bureaus werden geschlossen, Matros' und Schiffsjunge kauert müde auf dem Deck oder spaziert in die benachbarten Schenken; die Thore der Waarenhäuser fallen zu, in wenigen Minuten wird's hier öde sein; nur der Feuerwächter macht die Runde und in den kleinen Häuschen der Schleussenhüter wird es helle.

4. Birmingham.

Aus den geräumigen London-Docks begeben wir uns jetzt in eine der bedeutendsten Fabrikstädte des Landes und suchen das Leben und Treiben daselbst kennen zu lernen. Am geeignetsten scheint uns dazu die Stadt Birmingham, die wegen der Fabrikation von Metallwaaren so berühmt ist.

Für die Verfertigung grober und großer Eisenwaaren sind die großen Eisengießereien in Südwaales die Hauptstätten, für die Bearbeitung von Maschinen ist es Manchester, die Seele des ganzen englischen Maschinenwesens, aber für alle die übrigen kleinen und großen Dinge, die man aus Eisen, Kupfer, Messing und andern Metallen verfertigen kann, ist Birmingham der vornehmste Ort.

Man würde ein paar Seiten mit Namen bedrucken müssen, wenn man nur diejenigen Gegenstände alle herzählen wollte, deren Verfertigung daselbst als ein besonderer Zweck der Manufactur besteht.

Es ist natürlich einem Reisenden unmöglich, auch nur den geringsten Theil der zahllosen Werkstätten dieser Stadt in Augenschein zu nehmen. Da es aber einige große Etablissements giebt, in denen viele Arbeiten vereinigt getrieben werden, so thut man gut, einige derselben zu besuchen. Ein solches ist z. B. das der Herrn Collis u. Comp., wo die silbernen Gefäße von den plattirten nicht zu unterscheiden sind, wo das matte Silber so malerisch auf Glasvasen getragen wird, und wo der Glanz der ganzen Ausstellung blendend ist. Allein das Größte, was man in Birmingham und in der Welt finden kann, ist die enorme Maschinenfabrik von Boulton und Watt in dem eine Viertelstunde entfernten Soho, wo alle Fabriken Europas ihre Maschinen, und alle seine Armeen ihre Kanonen beziehen können.

Natürlich treiben die Birminghamer Geschäfte über die ganze Welt, und man bekommt daher auch Artikel zu sehen, die für das wilde Volk des Innern irgend eines entfernten Welttheils berechnet sind. So sah ich hier wunderbar gestaltetes Geld, wie es einige Negervölker in Afrika gebrauchen. Südamerika und überhaupt ganz Amerika ist ihr Hauptkunde, und man nimmt auf den dort herrschenden Geschmack besondere Rücksicht, um den Leuten etwas ihnen Angenehmes zu liefern. Dazu gehört natürlich eine genaue Kenntniß der Verhältnisse, Sitten und Gesetze eines Landes, die man bei den höheren Arbeitern Birmingham's auch findet.

Interessant sind die jährlichen Veränderungen im Geschäftsleben zu Birmingham. Hier sproßt ein neues kleines Gewerbe auf und nimmt reizend an Wachsthum zu; da kränkelt ein alter Zweig; hier geht ein anderer ganz ein. So gab es vor 20 Jahren nur

zwei Manufacturen von plattirten Sachen daselbst, und jetzt sind deren nicht weniger als 70, deren jede 10—100 Arbeiter beschäftigt. Vor 15 Jahren wurde hier die Papier-maché-Arbeit von Frankreich eingeführt; jetzt aber sah ich hier diesen Stoff in großen Massen bereitet und wie Holz mit Säge und Hobel bearbeitet. Man verfertigt daraus Tische, Sopha's, Schränke und ganze Ameublements, und diese haben durch ihre Leichtigkeit und Dauer mancherlei Vorzüge vor hölzernen.

Das Beispiel eines in neuerer Zeit abgestorbenen Industriezweiges gewährt die Schnallen-Manufactur. Sie wurde sonst daselbst in einer so großen Ausdehnung betrieben, daß, als die Schnallen in ganz Europa aus der Mode kamen, viele tausend Birmingham'sche Arbeiter, die bloß auf Schnallen einerercirt waren, dadurch große Noth litten, und daß sie sogar an Georg IV., damaligen Prinzen von Wales, eine Petition schickten, daß er durch sein königliches Beispiel etwas zur Wiederaufbringung der Schnallenmode thun möchte. Allein der Strom der Mode war selbst dem Könige zu stark, und die Schnallenarbeiter mußten suchen, ihre Kunst auf andere Gewerbezüge zu übertragen.

Ein anderer Artikel, der in neuester Zeit in Birmingham zu außerordentlicher Ausdehnung gelangt ist, sind die Stahlfedern. Ich besah eine Fabrik, in der nahe an 100 Arbeiter mit diesem winzigen Artikel beschäftigt waren, ja es soll deren sogar geben, die 250 Personen beschäftigen und jährlich 40 Tonnen = 800 Centner Stahl in Stahlfedern verwandeln. Aus jeder Tonne werden 10,000 Gros, d. h. 1,440,000 Stahlfedern gemacht. Dieser Fabrikant fertigte also in einem Jahre nicht weniger als 57,600,000 Stahlfedern, wodurch er die Existenz von beinahe 2 Millionen Gänfen überflüssig macht.

Einer der Hauptzweige der Birmingham'schen Manufacturthätigkeit ist die Verfertigung von Feuergewehren, und diese Stadt

deren Friede in den großen Kriegsjahren zu Anfang dieses Jahrhunderts auch nicht von einem einzigen feindlichen Kanonenschuß gestört wurde, lieferte sowohl den Engländern als ihren Feinden mehr Kriegsmaterial und Mordgewehre, als alle andern Fabrikstädte der Welt zusammengenommen, man sagt, von 1804—15 nicht weniger als 5 Millionen Stück, welche Summe wunderbarer Weise gerade mit der Summe der durch die Napoleon'schen Kriege um's Leben gekommenen Menschen übereinstimmt.

Alle in Birmingham gefertigten Gewehre müssen sich einer von der Regierung bestimmten Probe unterwerfen, und es befindet sich dazu ein von oben herab beaufsichtigtes Probehäus in der Stadt. Die hier probirten Gewehre bekommen einen Stempel, und es steht eine strenge Strafe auf dem Verkaufe von Gewehren, die nicht gestempelt sind. Ich besah dieses interessante Probehäus. Man sagte mir dort, daß jedes Gewehr mit einer 5 Mal größeren Ladung gefüllt würde, als die, für welche es eigentlich berechnet wäre. Es sind einige Zimmer da, in welchen die für die Probe nöthigen Patronen gefertigt werden, andere, in denen das Laden der Gewehre geschieht, und eines, die Höhle genannt, in welchem man sie losschießt. Dies geschieht auf folgende Weise: Die geladenen Gewehre werden, 100 bis 120 an der Zahl, der Reihe nach auf ein niedriges Gestell gelegt, auf welchem man sie vollkommen befestigen kann. Mit ihren Mündungen sind sie gegen die innere Wand des Zimmers gewendet, wo die Schüsse in einen Haufen von Sand hineinfliegen. Das Zimmer ist rund umher stark ummauert, und die Thüren und Fensteröffnungen sind stark mit Eisen verbarrikadirt. Eine Linie von Pulver führt über alle Zündlöcher hinweg und geht zu einer außen befindlichen kleinen Oeffnung hinaus, wo man sie anzündet. Wir wohnten der Probe von 120 englischen Seegewehren bei. Als die Explosion erfolgt war, traten wir hinein und fanden 7 davon zerschmettert, die andern 113 hatten die Probe bestanden. Nimmt man 5 oder 6 Procent als eine Mittel-

zahl an, so giebt dies eine Idee von dem Grade der Sicherheit, mit welcher die englischen Flintenfabrikanten arbeiten.

Man sagte uns, daß durchschnittlich wöchentlich etwa 5000 Gewehre probirt würden. Dies gäbe für's Jahr etwa 260,000 Gewehre. In der Periode von 1804—15 kommen nach dem Obigen auf ein Jahr im Durchschnitt beinahe 500,000 Gewehre.

Weil die verschiedenen Industriezweige von Birmingham so klein sind und nicht so gewaltiger Maschinen bedürfen, gewährt die Stadt doch im Ganzen einen sehr einförmigen und unlieblichen Anblick. Ganze Theile von ihr möchte man eine Häuserwüsten nennen, denn ein Haus sieht daselbst so häßlich wie das andere aus und wird von keinem einzigen freundlichen Gebäude unterbrochen. Auch rührt diese Einförmigkeit mit daher, weil die Stadt so ganz in einer durch Nichts unterbrochenen Landebene liegt und keinen Fluß, keinen Meeresarm, keinen Hafen besitzt. Wenn ich aber sage, daß die Stadt Birmingham keineswegs eine schöne zu nennen sei, so ist dies natürlich nur vergleichungsweise gesagt; denn es giebt immerhin in einer Stadt von 200,000 Einwohnern, in welcher sich so viel Reichthum anhäuft, einige prächtige Straßen und einige ausgezeichnete Gebäude. So hier die große Stadthalle und das Gymnasium der Stadt. Auch verdient die Nelson-Statue, welche daselbst steht, einer Erwähnung.

5. Englische Vergnügungen. (Sports.)

Das Wetten und Wagen liegt tief in dem englischen Charakter begründet und spricht sich besonders in dem leidenschaftlichen Interesse aus, welches die Engländer an denjenigen Vergnügungen und Beschäftigungen nehmen, die sie „Sports“ nennen. Die Engländer verstehen darunter Spiele aller Art, Jagdvergnügungen, Wettrennen, Kämpfe zu Wasser und zu Lande, mit der Faust, mit den Beinen, mit dem Ruder, dem Prügel, dem Ball u. s. w.

Alle diese Belustigungen werden in England mit einem hohen Ernste und mit einer Wichtigkeit betrieben, von der man bei uns keinen Begriff hat, und finden gerade unter den höheren und mittleren Klassen ihre eifrigsten Verehrer. Ja sogar Frauen nehmen an einigen derselben den eifrigsten Antheil.

Was zuerst die Jagd-Vergnügungen der Engländer betrifft, so unterscheidet man deren mehrere. Noch immer findet man in England einzelne Jäger, die sich mit der mittelalterlichen Falkenbeize beschäftigen. Allgemeiner ist natürlich der Gebrauch des Feuergewehrs, besonders zur Erlegung des Gesflügels. In England, wo das Hauptinteresse der Jagd mehr in dem Sport als in der Beute besteht, hat man nicht nur das Schnepfenschießen, sondern auch das Kranich-, Reiher-, Krähen-, Drossel-, Sperling-, Taubenschießen, ja sogar das Storchschießen als eigenthümliche Arten der Vogeljagd ausgebildet. Das vornehmste aber ist ohne Zweifel das berühmte Haselhuhn-Schießen.

Schottland ist durch seine Haselhühner besonders bekannt; in seinen wilden Bergschluchten, wüsten Heiden und einsamen Tannenwäldern giebt es deren unzählige. Dasselbe findet in Irland und Wales und den nördlichen Grafschaften statt. Die Dampfschiffe, welche zur Jagdzeit dahin gehen, sind alle mit Jägern angefüllt, und man hört um jene Zeit förmliche Schlachten in den genannten Gegenden liefern.

Noch eigenthümlicher und beliebter ist das „Hunting,“ worunter man das eigentliche Jagen mit Pferden und Hunden versteht, bis das Wild, von Todesangst und Müdigkeit entkräftet, zu Boden sinkt. Bei einer solchen Jagd werden gewöhnlich Füchse und Hasen gejagt, und Hunderte von Personen pflegen daran Theil zu nehmen.

Ruhiger als dieses ist das Vergnügen des Angelns. Es ist bekannt, daß Jahr aus Jahr ein viele Engländer auf ihren Yachten

nach Norwegen hinüberfahren, um in den dortigen Gebirgsflüssen den Lachs zu fangen. Sie bedienen sich dazu der sorgfältigst gearbeiteten Geräthschaften, besonders aber wunderbarer Nachahmungen des lebendigen Kadders, die aus Metall gefertigt sind, und haben es in deren Anwendung zu einer hohen Vollendung gebracht.

Nicht weniger gilt dies von einer anderen Belustigung, dem Boxen. Die Engländer haben eine entschiedene und allgemeine Abneigung gegen die Stahlwaffen und preisen die Faust als das natürlichste, von Gott selbst gegebene Vertheidigungsmittel. Sowohl um Streitigkeiten beizulegen, als um den Muth und die Körperkräfte zu üben, halten sie das Boxen für vortreflich. Der Uebung im Faustkampfe besonders schreiben sie jene unverwüthliche Tapferkeit und starre Ausdauer zu, welche von der Schlacht bei Hastings*) bis zu der bei Waterloo ihre Krieger ausgezeichnet hat. Besonders in neuerer Zeit hat sich das Boxen bei ihnen zu einer eigenthümlichen Kunst und Wissenschaft ausgebildet. Es giebt zur Erlernung derselben förmliche Schulen, die von Schülern aller Stände besucht werden, bei denen sich in der Regel auch ein Theater für die Schaufechte der Boxer von Profession befindet. Diese Theater sind große Räume mit Logen an den Seiten. In der Mitte ist ein hölzernes Gerüst errichtet, auf welchem sich der enge Kampfplatz für die Boxer befindet. Natürlich kämpfen diese dabei nicht mit nackter Faust, sondern mit einem darüber gezogenen ledernen Handschuh. Man beurtheilt sie dabei nach der Geschicklichkeit und der Art und Weise, wie sie ihre Schläge anbringen.

Es giebt sogar eine eigene Klasse von Menschen, Preisfechter, die, wie die Gladiatoren der Alten, kein weiteres Geschäft als die

*) In der Schlacht bei Hastings 1066 besiegte der Herzog von der Normandie, Wilhelm der Eroberer, die Engländer; nach diesem Siege bestieg er den englischen Thron, den seine Nachkommen in weiblicher Abstammung noch heute besitzen.



Farbenstoff von Steinhilber & Kramer, Berlin.

Englische Boxer.

Vorkunft haben und sich nur durch ihre Siege ernähren. Es geht bei solchen Preisgefechten folgendermaßen zu. Nachdem das Gesecht und die Fechter bestimmt sind und sich Personen gefunden haben, welche bereit sind, einen Preis von 50 oder 100 Pfund dem Sieger zu bezahlen, bereiten zunächst die Kämpfer, gewöhnlich unter der Leitung irgend eines erfahrenen Kenners, ihren Körper zum Kampfe vor, bis der Tag desselben herankommt. Ein Kampfplatz wird nun erwählt, wohin Tausende zusammenströmen, um dem Vergnügen beizuwohnen. Meist ist derselbe ein entlegener Platz, denn die Obrigkeit schreitet, wenn sie etwas davon erfährt, sogleich gegen ein solches Beginnen ein. Dann wird zum Abwägen der Kämpfer geschritten. Das gewöhnliche Gewicht eines Kämpfers ist 8 bis 10 Stein; er erscheint vom Kopf bis zum Gürtel nackt und ist im Uebrigen leicht gekleidet.

Unter dem Zurufe ihrer Parteigänger erscheinen die Kämpfer auf dem Platze, treten in die Mitte desselben und reichen einander die Hände, zum Zeichen, daß der Kampf ein schönes, regelrechtes und leidenschaftsloses Spiel sein soll. Danach treten sie an ihre Plätze zurück und erwarten das Zeichen zum Angriff.

Aller Blicke sind jetzt auf sie gerichtet, und Aller Urtheile gelten ihrem Bau, ihrer Haltung, der Stärke ihrer Muskeln, ihrem Einherschreiten und Benehmen. Endlich giebt der Schiedsman das Zeichen zum Anfang. Die Kämpfer treten gegen einander vor, die Arme und Fäuste, welche zugleich Angriffswaffe und Schild sind, ausgelegt, den Kopf nach hinten gebogen, damit ihn die Hauptschläge nicht treffen.

Zuweilen setzen sie gleich mit tüchtigen Hieben auf einander los. Oft auch suchen sie sich durch Scheinangriffe zu ermüden. Wie bei den Griechen sind die Hauptschläge nach den Ohren, den Wangen, dem Knie, der Stirn, der Nase gerichtet, und wird der Kampf nicht eher als beendetigt betrachtet, als bis einer der Gegner, entweder

durch Entkräftung, oder durch Schmerz der Wunden genöthigt sich für besiegt erklärt. Das bloße Niederfallen des Gegners beendet nicht den Kampf, sondern nur den Gang. Oft besteht ein Kampf aus vielen solcher Gänge, da die Kämpfer, so lange ihnen noch ein Rest von Kräften bleibt, so lange ihre Augen noch nicht zu völliger Blindheit angeschwollen sind, so lange sie noch Luft athmen können, immer wieder zu einem neuen Gang schreiten. Zuweilen werden sie halbtodt vom Kampfplatze getragen.

Doch genug von diesen grausamen Vergnügungen; wir wenden uns jetzt einer minder gefährlichen Belustigung, der mit der Armbrust, der Rüstung, zu. Seit den Tagen jenes berühmten schottischen Bogenschützen Robin, von dessen Fertigkeit uns Walter Scott in seinem Ivanhoe erzählt, hat es in England Leute gegeben, die sich mit der edeln Bogenschützenkunst beschäftigt haben. Noch jetzt wird dieselbe fast in allen Cirkeln und Klassen der Gesellschaft und von beiden Geschlechtern in den Familien selbst geübt. Häufig sind sogar die englischen jungen und alten Damen nicht wenig geschickt darin. Auch die Kinder werden mit so vorzüglich gearbeiteten Langbögen beschenkt, daß sie damit gleich in den Krieg ziehen könnten. Natürlich existiren, wie für alle solche Künste, auch für diese Bogenschießübungen Clubs. Die Bogen, welche dabei benutzt werden, tragen gewöhnlich 60—100 Schritte; jedem Schützen sind bei der Partie 30 bis 40 Pfeile zugestanden.

Auch mit Feuergewehren finden dergleichen Vergnügungen statt; so das Taubenschießen und Sperlingschießen, wobei man diese Vögel schießen läßt und sie dann schießt.

Ein außerordentliches Vergnügen finden die Engländer am Ballspiel, dessen Arten ungemein mannichfaltig sind. Es vereinigen sich dazu oft verschiedene Parteien, die diesen Sport sogar im Winter in großen Sälen treiben. Selbst Könige pflegten desselben, wie denn der unglückliche Karl I. und Karl II. ausgezeichnete Ballspieler waren.

Wichtiger und großartiger als alle bisher genannten Vergnügungen jedoch ist das des Wettrennens. Wer hätte nicht bereits von den berühmten englischen Wettrennen gehört? — Es ist keine kleine Stadt in den drei Reichen, die nicht ihren Hippodrom *) hätte, am berühmtesten aber in England und in der ganzen Welt sind die von Newmarket, von Ascott-Heath, von Epsom und Doncaster. Tausende von Menschen strömen aus allen Theilen des Landes dahin, um Geld zu gewinnen, Tausende, um die edelsten Renner des Reiches hier versammelt zu sehen, um den dabei versammelten Adel zu begaffen, oder an den Bällen und andern Vergnügungen Theil zu nehmen, Tausende, um zu handeln oder zu stehlen oder aus hundert andern Gründen.

Bei der Wichtigkeit, welche diese Vergnügungen für England haben, dürfte dem Leser die Schilderung eines englischen Wettrennens nicht unlieb sein. Ich wähle dazu eines der Wettrennen zu Ascott, wobei der königliche Hof in aller Pracht zu erscheinen pflegt. Ascott, oder vielmehr die große Haide von Ascott, liegt etliche und zwanzig englische Meilen **) von London und grenzt an den großen Park von Windsor, diese wahrhaft königliche Wohnung, mit ihrer prächtigen Lage. Vier Tage dauern die Rennen. Der dritte ist der Haupttag. An diesem rennen die edelsten Pferde, und Unsummen werden dabei in Betten gewonnen und verloren. Schon am Abend zuvor drängt sich Alles in den benachbarten Ortschaften zusammen. Das Loos der meisten Menschen ist hierbei freilich das Uebernachten im Freien; allein jede Unannehmlichkeit trägt sich in England leicht, wenn es sich darum handelt, ein Pferderennen zu sehen.

*) Platz zum Pferderennen. Hippodrom nannten die Griechen denjenigen Raum, auf welchem zur Zeit der olympischen Spiele die Reiterübungen abgehalten wurden.

**) Ungefähr 5 englische Meilen bilden eine deutsche Meile.

Ich hatte Tags zuvor durch englische Freunde gutes Quartier in dem freundlichen alten Städtchen Chertsey bekommen. Früh fuhren wir durch den mit den herrlichsten Eichen, den schönsten Alleen prangenden Park von Windsor und besahen die allerliebsten Barken und die eleganten Zelte, unter denen der Hof speist. Endlich stiegen wir auf die Zinnen des Schlosses, das einen so seltsamen Contrast alten und neuen Baustyles darbietet. Als wir auf dem höchsten Thurme standen, von dem Englands Fahne weithin über das reiche Land blickt, zog unten der König und seine Umgebung hinaus zum Feste des Volkes, und die glänzenden Züge der mutigen Pferde, die hochrothen Livreen, die carracolirenden Dutriders, die niedlichen Sockeys wollten gar kein Ende nehmen. Dieser Zug, von der Höhe gesehen, wie er majestätisch durch die alten, grauen Mauern des hohen Schlosses in die lange vierfache Eichenallee hinabfuhr, gehört mit zu den schönsten Bildern des Nationalfestes. Wir gewannen auf näherem Wege den Vorsprung mit flüchtigen Postpferden, und als wir aus dem Park kamen, trat uns ein überraschendes Schauspiel entgegen: eine Stadt der elegantesten Zelte und Marquisen schimmerte gleich einem Beduinenlager über den ganzen großen Ascotthügel herunter. Auf der Spitze dieses Abhanges zogen sich gemauerte und gezimmerte Tribünen von großer Eleganz eine halbe Meile weit hin, und bereits war Alles bis auf die höchsten Plattformen zum Erdrücken gefüllt. In der Mitte dieser Tribünen stand ein eleganter Pavillon für den König, und gegenüber sah man in drei parallel geordneten Reihen die vielen Tausende der schönsten Wagen vom Whisky und Cab aufwärts bis zum prunkenden Landau. Die Bahn selbst, welche $2\frac{1}{2}$ Meilen im Umkreise macht und namentlich vor den Tribünen vorbei in leichtem Aufsteigen auf dem frischgrünen englischen Rasen sich bildet, war noch von der auf- und abwogenden dichten Masse bedeckt, als eine große Bewegung alle Augen auf einen Punkt richtete, und nun der herr-

liche Zug des Hofes in den Strahlen der Juniussonne aus dem tiefer gelegenen Park hervorbrauste, während ein unermeßliches Hurrah der Menge den König begeistert empfing. Jetzt erscholl das erste Zeichen mit der großen Glocke, und noch wurde mir nicht klar, wie dieser Knäuel von Menschen, der stets verwickelter zu werden schien, sich lösen sollte. Von Soldaten ist natürlich keine Rede, allein nicht einmal die neue Polizei darf sich hier sehen lassen; schon wurde das zweite Zeichen gegeben, und Niemand zeigte noch Lust, die Bahn zu räumen. Als aber das letzte Zeichen erscholl, da war es auch gerade, wie wenn der Rennweg durch einen Sturmwind ausgefegt würde: immense Spaliere bildeten sich auf beiden Seiten; die Damen stiegen auf ihre Wagen, und nun kamen diese prächtigen, flüchtigen Pferde, jeder Zoll ein Kenner, herbeigeflogen. Bald verschwanden sie hinter dem ersten Hügel, da tauchten sie hinter Baumgruppen wieder auf, um gleich wieder hinter sanften Abdachungen des Terrains zu verschwinden. Jeder Gentleman kannte die kecken Jockeys mit Namen, deren jeder ein anderes Säckchen, eine andere Mütze hat, so daß sie überall dem ängstlich folgenden Auge erkennbar blieben. Als sie der Windsbraut gleich herbeistürmten, und der letzte in kühnen, ungeheuren Sprüngen der erste wurde, da entstand ein Tumult, von dem man sich anderwärts keine Idee macht, und Alles stürzte von den Tribünen herab, und Jeder pries sich glücklich, den Sieger zu sehen, ihn wo möglich zu berühren. Hier zeigte sich, wie Pferdezucht-Liebhaberei die ganze Nation durchdringt. Die Rennen folgten sich nun mit steigendem Interesse in Zwischenräumen von drei Viertelstunden, so daß das Ganze von 2 bis 6 Uhr beendet war. Diese Kenner haben nicht allein den Reiz der edelsten Pferde; sie zeigen Alles, was der Flor englischer Nobility und Gentry*) aufweisen kann. Wenige Große des Landes

*) Der hohe und niedere Adel. Gentleman heißt Jeder, der in seinem ganzen Benehmen Bildung zeigt.

fehlen da; hier findet man sie alle, diese berühmten großen Staatsmänner, diese würdigen historischen Namen, diese stolzen, königsgleichen Vasallen des größten Reiches der Erde, und hier kann man auch alles, was Schönheit und Liebreiz in Frauen Zaubhaftes hervorbringt, in dichten Schaaren beisammen sehen. Ich glaubte mich in die schönsten Poesieen von „Tausend und Eine Nacht“ versetzt, wenn ich längs dieser Wagenburg hinschlenderte, auf denen die prachtvollsten Gestalten nachlässig herumstanden und lagen. Der zahlreiche Hof zeigte sich mit den vielen jungen Gästen, zu deren Anwesenheit wohl die nun eingetretene Großjährigkeit der Prinzessin Victoria nicht wenig beitragen mochte, häufig am Fenster, und der König schien sich an Jongleurs und Pollicinells unter seinem Pavillon unschuldig zu ergötzen, was er unter Anderem durch mehrere eigenhändig herabgeworfene Sovereigns befundete. In einer Menge Zelte sah man Spiele, an denen ebenfalls Damen höchsten Ranges Theil nahmen. Indessen ging das Fest mit stets steigendem Interesse und ohne allen Unfall zu Ende. Zugleich mit den königlichen Equipagen waren alle Wagen bespannt worden. Der Hof stieg ein und entfernte sich mit seinem glänzenden Cortège unter demselben betäubenden Hurrahgeschrei der dicht sich andrängenden Menge und der rauschenden Musik aller Banden. Mit der den englischen Kutschern eigenen Geschicklichkeit und in einer Ordnung, die jeden Unfall verhinderte, so unvermeidlich das Zusammentreffen der unzähligen Equipagen auch schien, entwickelte sich plötzlich der gordische Knoten der unabsehbaren dreifachen Wagencolumnen und rollte sich gleich einem blinkenden Goldfächer über die weite Ebene auf. Im saufenden Galop suchten die eleganten Sockeys mit ihren feinen weißen Perrückchen und schwarzen Käppchen und ihren farbigen Sommerwestchen auf den sich vor Ungebuld bäumenden Pferden die nächsten Auswege auf die verschiedenen Straßen, die in den Windsorpark ausmünden, zu gewinnen, und mit nicht minderer

Geschicklichkeit wanden sich die kleineren Gespanne, deren man hier von allen Formen und Namen sieht, durch die von allen Seiten drohenden Gefahren durch, und in einem Momente war die ganze Haide mit flüchtigen Reitern in gestreckter Carrière überfüet. —

Auch mit andern Thieren als mit Pferden hat man in England Wettrennen angestellt. Dahin gehören die Hunderennen. Man läßt bei diesen in der Regel einen Hasen voranlaufen und dann die wettstreitenden Windspiele in einer gewissen Entfernung hinterdrein. Der Gewinner ist der, welcher den Hasen zuerst erreicht, und ihm oder vielmehr seinem Herrn wird dann der ausgelegte Preis zu Theil. Auch hat man in England sogenannte Hundebeiereien, die gleichfalls als ein Sport betrachtet werden.

Außer den Hunden scheint es in der Welt fast weiter keine Thiere zu geben, die in so beständigem Unfrieden unter einander leben, als die Hähne. Auch dies hat man in England zum Vergnügen auszubenten gewußt. Es giebt eigene Racen dieser Thiere, welche die Engländer dazu wählen und einer besondern Zucht unterwerfen. Die Leute, welche sich damit beschäftigen, bilden eine eigene Profession und heißen Hahnaufzieher.

Wie die Race sorgfältig gewählt wird, so bedarf auch jeder Hahn für den Kampf einer besondern Vorbereitung. Seine Flügel und sein Schwanz werden kurz geschnitten, seine natürlichen Weinsporen werden mit silbernen oder stählernen Spitzen gewappnet, sein Kopf wird der kleinen Federn und der unnöthigen Fleischanhängsel beraubt; die letzteren brennt man zum Theil weg, um ihn so mit einer harten Haut, wie mit einem Helme zu bedecken. So, hartköpfig, kurz geschwänzt, helläugig, langbeinig, starkknochig und leicht von Fleisch, mit kurzen aber starken Flügeln, erscheint dieser geflügelte Ritter auf dem Kampfplatze, einer kleinen, zirkelrunden Bühne, welche die Plätze der Zuschauer umgeben.

Auch die Farbe des Hahns soll nicht gleichgültig sein. Feuer-

gelb, roth, braun, dunkle Brust werden als Farben von guter Vorbedeutung genommen. Hellere Farben werden vermieden, und die weißen Hähne sollen die feigsten von allen sein.

Nachdem beide Kämpfer gewogen sind, treten sie auf den Kampfplatz. Wie die Boxer stehen sie eine Zeitlang, ruhig sich beobachtend, einander gegenüber, bis sie auf einmal mit einem Geräusche, das dem eines plötzlich aufgespannten Regenschirmes gleicht, mit ihrer ganzen Waffenrüstung, mit Flügelschlag, Schnabelstoß, Sporenstreich und Krallenhub, auf einander einsetzen. Zuweilen ist schon der erste Zusammenstoß entscheidend, und es hat nicht selten Hähne gegeben, die, wie geschickte Fechter, mit dem ersten Stöße ihren Gegner todt zu Boden streckten. Zuweilen aber dauert der Kampf Stunden lang, bis endlich einer der Streitenden die weiße Feder zeigt, den Muth plötzlich verliert und zur Fortsetzung des Kampfes nicht mehr zu bewegen ist.

Sind Beide ermattet zu Boden gefallen, so werden sie auf ein Brett neben einander gelegt und genau betrachtet, und es wird derjenige, der, selbst schon mit dem Tode ringend, noch durch einen matten Flügelschlag oder durch einen Versuch zum Ausholen mit dem Schnabel oder mit dem Sporn ein Zeichen von dem letzten Aufflammen der Kampflust giebt, zum Sieger erklärt.

Die Kampfspreise und die Wettsummen, welche bei diesem Sport auf's Spiel gesetzt werden, steigen oft zu einer unglaublichen Höhe. So ist es wohl gekommen, daß auf einen einzigen Hahn fünftausend Guineen gesetzt waren.

Ehler als die eben geschilderten sind die Wasserspiele. Man rechnet dazu sowohl die Schwimm- und Taucher-, als die Ruder- und Segelwetten. Der vornehmste Schauplatz der Ruderwetten ist die Themse, sowie der der letztern das Meer in der Nähe der schönen Insel Wight. Für die Ruderwetten haben die Engländer den venezianischen Ausdruck „regatta“ angenommen. Es giebt sehr ver-

schiedene Arten von Regatta's, je nach der Form und Größe der dabei angewandten Rähne und der dabei betheiligten Personen. Viele von diesen haben sich in Clubs, Gesellschaften, vereinigt. Diese machen theils gelegentliche, theils sogar jährlich wiederkehrende Wettfahrten mit einander. Sehr berühmt sind die regelmäßigen Ruderwetten zwischen den Studenten von Orford und Cambridge, welche zu den geübtesten Ruderern der Welt gehören.

Um an einem Beispiele zu zeigen, wie es bei einer englischen Regatta zugeht, will ich die zwischen den Eton- und den Westminster-Boys, der ich unter verschiedenen andern beiwohnte, zu schildern versuchen.

Auf jedem Schiffe befanden sich acht Ruderer und ein Steueremann, und es wetteiferten zwei Schiffe mit einander, von denen das eine „die jungen Aspiranten für Wasserruhm“ von Westminster, das andere „die Blüthe der Ruderer“ von Eton enthielt.

Das Rennen ging diesmal von der Putney-Brücke der Themse vier Meilen aufwärts. Es war das ruhigste und schönste Wetter von der Welt. Die Brücken- und Flussufer waren mit einer glänzenden Versammlung bedeckt, und Alles, was nahe oder entfernt mit der Ruderwelt zusammenhing, zeigte das eifrigste Interesse und die gespannteste Erwartung für den kommenden Kampf.

Die Etonias waren mit ihrer alten, verehrten, dem Auge und Herzen so wohlthuenden blauen Flagge geschmückt, während auch die Westminsterer durch ihr blaurothes Abzeichen sich nicht entstellten glaubten.

Fast das ganze Publicum nahm Partei für und wider, und fast Alle, die Ruderer in den Booten, die Herren zu Pferde, die Damen in den Carossen, die am Ufer gelagerten Fußgänger, schmückten sich entweder mit blauen oder rothen Bändern, je nachdem ihre Verwandtschaft, ihre Erinnerungen oder ihre Vorurtheile sie mehr für Eton oder für Westminster stimmten.

Es gingen Leute umher, welche in Körben sogar rothe und blaue Kokarden und Rosetten umhertrugen. Diese waren aus seidenen Bändern zusammengenäht, und auf jeder war ein kleines silbernes Blättchen mit dem Wappen der beiden Schulen befestigt. Jeder dieser Leute bot aber nur eine Farbe feil.

Auch von den anwesenden Dampfschiffen, welche dem Rennen folgen wollten, hatte das eine die Eton-Flagge, das andere die Westminster-Flagge aufgehißt.

Die beiden wetteifernden Boote waren in der Mitte des Flusses an zwei Brückenpfeilern aufgestellt. Mitten zwischen ihnen, an einem dritten Brückenpfeiler, lag das Boot eines Herrn, der das Signal geben sollte. Ein viertes Boot enthielt den Kampfrichter und war gleichfalls von ausgezeichneten Ruderern bemannt.

Zu der festgesetzten Zeit, um 6 Uhr, als die Fluth am höchsten stand und ein völliger Wasserstillstand eingetreten war, wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben.

Sofort schossen die beiden Boote wie Pfeile von der Brücke ab. Beim Abfahren zeigten die Westminsterer eine etwas ruhigere, aber etwas weniger geregelte Kraftanstrengung als ihre Gegner, und die Anführung, welche sie gleich im Anfange übernahmen, war nur von kurzer Dauer.

Kaum waren die beiden schmalen Boote mit ihren muthigen Ruderern auf der Mitte des Flusses vorübergeschossen, so setzte sich auch Alles auf dem Flusse und an den Ufern in Bewegung. Die Boote schlüpfen, dem Rennen folgend, auf den beiden Seiten der Themse vorüber, und die plumpen schwerfälligen Dampfboote plätscherten hinterdrein. Am Ufer galopirten die Reiter am Wasser entlang, um noch bei Zeiten an dem Ziele, welches ein in der Nähe einer Kirche aufgestelltes Boot war, anzulangen.

Die acht Etonias mit ihrem Steuermanne hatten zusammen ein Gewicht von 94 Stein, die Westminsterer dagegen wogen zusammen nur 81 Stein. Jene waren also schwerere, stärkere und aus-

gewachsenere Leute, diese jüngere, kleinere und schwächere. Die gewichtigeren Etonias trugen den Ruhm des Tages davon.

Das Wetter blieb während der ganzen Zeit des Festes schön. Mit der entschiedenen Entschlossenheit, zu sterben oder zu siegen, bemühten sich die Leichten wie die Schweren aufs Aeußerste, einen Vortheil über ihre Gegner zu erringen, und sie hielten eine Zeitlang Nachen an Nachen neben einander.

Nach Zurücklegung einer Meile betrug der Vorsprung, den die Etonias hatten, schon anderthalb Bootslängen, aber sie vergrößerte sich auf eine schreckenerregende Weise, und am Ende der Bahn schossen die Etonias mit einem Vorsprunge von 12 bis 14 Bootslängen, oder von ungefähr 45 Secunden beim Zielschiffe vorüber.

Die Gewinner durchruderten den Raum von vier englischen Meilen in 24 Minuten und wurden von den Blaugeschmückten mit einem freudig jauchzenden Lebehoch begrüßt. Sie versammelten sich in einem Hotel am Ufer, wo bei Feuerwerk und Musik ein Mittagsmahl eingenommen wurde, das bis spät in die Nacht dauerte. Nur die Westminsterer waren am Abend zur gewöhnlichen Schulzeit wieder in ihrer Behausung.

Worin der Preis bestand, um den gerudert wurde, brachte ich nicht in Erfahrung, doch pflegt er entweder in einer Geldsumme, oder in einer Medaille, oder auch in einem silbernen Geschirre, einem Becher u. dergl. zu bestehen. Sehr gewöhnlich wird auch um den Besitz eines Nachens gerudert. —

Die wichtigsten, großartigsten und interessantesten aller Wasserspiele sind aber endlich die Segelkämpfe. Da dieselben natürlich sehr theuer sind, weil sie besondere Schiffe voraussetzen, so beschäftigen sich damit auch nur die reichsten und vornehmsten Leute. Sogar die Königin von England hat ihr eigenes Segelschiff zum Vergnügen, ihre „Victoria und Albert Dampf-Yacht.“

Natürlich haben auch die Liebhaber des Segelns eigene Clubs gebildet. Die bedeutendsten derselben sind: der „königliche Themse

Yacht-Club,“ der „königliche südlische Club“ und vor allen Dingen der erste und vornehmste von allen, „das königliche Geschwader.“ Die höchstgestellten Personen sind Mitglieder desselben und erfreuen sich als solche sogar besonderer Vergünstigungen fremder Mächte sowie des eigenen Staates.

Die Yachten des königlichen Geschwaders, so wie auch die der andern dieser Segel-Clubs, sind wahre Meisterwerke der Kunst und entzücken jedes Kennerauge. Ein Laie wird dies beim ersten Anblick nicht sogleich begreifen, denn sie stellen sich von außen nicht nur einfach und vollkommen alles Schmuckes bar, sondern fast ungeschicklich dar, indem sie aller Zierrathen entbehren, die man an gewöhnlichen Kauffahrern und Kriegsschiffen zu sehen gewohnt ist, und durchweg mit schwarzer Farbe angestrichen sind. Aber die Tüchtigkeit des Materials und die Zweckmäßigkeit der Form wiegen dies Alles auf. Die Bauart des Schiffes, die Segel, die Masten, das Steuer, dies Alles wird auf das Genaueste berechnet. Und dann fehlt es natürlich im Innern nicht an der wünschenswerthen Bequemlichkeit.

Die kleinsten Yachten haben eine Größe von wenigstens 30 Tonnen. Doch giebt es einige unter ihnen, welche bis zu 400 Tonnen hinaufsteigen. Auf den meisten hält und besoldet der Besitzer natürlich auch seinen eigenen Capitain und seine Schiffsmannschaft. Auch giebt es auf ihnen nicht nur Matrosen-Cajüten, sondern auch Herren- und Damen-Cajüten, Schlafcabinette für die eingeladenen Freunde, Küche und Gelaß für die Dienerschaft. Denn nicht nur sind die Wettfahrten, auf welche sie sich einlassen, oft an und für sich kleine Reisen, sondern die Herrschaften unternehmen auch zuweilen ziemlich große Seereisen zum Vergnügen mit ihren ganzen Familien und Freunden. So sehen sie zum Scherz nach Frankreich hinüber oder umsegeln England und landen in den schottischen Hochlanden. Ja zuweilen gehen diese Kreuzfahrten beinahe eben so weit, wie die jener begeisterten Ritter des Mittelalters, bis in's mittelländische Meer. —

II. Bilder aus dem holländischen Leben.

1. De Ruiters erste Seeschlacht.

(26. August 1652.)

Der Morgen des Schlachtentages brach an. Der Himmel schimmerte in reinem Blau; die See war glatt wie ein Spiegel, und nur, wenn von Zeit zu Zeit ein leiser Luftzug die Wasserfläche streifte, zeigten sich hier und dort einige Katzenpfoten. Umsonst war bei dieser Windstille die versuchte Annäherung an Englands Flotte; de Ruiters mußte sich damit begnügen, jede leichte Brise zu benutzen, um einige Spannen weiter zu kommen und bis auf Schußweite die Engländer zu erreichen.

Diese lagen still und unbeweglich in dem heimischen Elemente. Es war eine stolze Reihe von Schiffen, einige und vierzig an der Zahl, also den Holländern um ein Bedeutendes überlegen. Auf dem linken, sowie auf dem rechten Flügel lag ein Sechzig-Kanonenschiff. Am Bord des „Alfred,“ eines Fregattenschiffes von vierzig Kanonen, hatte der Vice-Admiral Georg Ascue seine Flagge aufgezogen.

Gegen drei Uhr Nachmittags frischte die Brise so stark auf, daß die holländische Flotte, kaum dreißig Schiffe groß, mit denen sie noch einige sechzig Kauffahrer beschützen sollte, vorrücken und eine Stellung einnehmen konnte. Der Commandeur hatte sie in drei Schwader getheilt. Im Centrum befand sich das Admiralschiff

J. Hoffmann, Bilder und Etzzen.

„Neptunus“ von achtundzwanzig Kanonen, von dessen Gallerie aus de Ruiter den Angriffsplan leitete. Das Geschwader des rechten Flügels befehligte der zweite Commandeur, Capitain Joris Pieterzen van dem Brooke, am Bord des „Westergo;“ auf dem linken Flügel hielt mit dem Dreißig-Kanonenschiff „Rotterdam“ der Schout-by-Nacht, Capitain Jan Aartsen Verhaaf. Bei jedem dieser Geschwader befanden sich zwei Brander. Die Kauffahrer wurden sorgfältig geprüft; zehn derselben, welche wohlbewaffnet waren, stellten sich in die Linie, die übrigen zogen sich zurück, von dem „Erzengel Michael“ und dem „Prinzen von Dranien,“ zwei leichtbewaffneten Schiffen, geschützt.

Als Alles geordnet war, überflog de Ruiter die Linie noch einmal mit prüfendem Blicke und ertheilte dann den Schiffen das Signal „Vorwärts!“ Die halbgesenkten Marssegel stiegen in die Höhe, die Schooten des Fock- und des Großsegels fielen vor, und mit scharfer Backtagskühlte setzten die holländischen Schiffe auf die englische Linie ein. Jedermann war auf seinem Posten: die Topp-gasten in der Mars, die Zimmerleute bei ihren Kisten, die Kanoniere auf den Schanzen und im Zwischendeck. Während dieser hastigen Beweglichkeit der holländischen Schiffe herrschte auf der englischen Seite Todtenstille, und als de Ruiter mit dem „Neptunus“ die Linie zu durchbrechen suchte, schlug der Wachtmann auf Georg Ascue's Schiff das achte Glas der Nachmittagswache, als ob es im tiefsten Frieden in dem sichersten Hafen läge.

Die beiden Admiralschiffe liegen einander gegenüber und begrüßen sich sogleich mit der glatten Lage; zur selben Zeit beginnt das Gefecht auf allen Theilen der Linie. Der Angriff, von beiden Seiten wohl überlegt, wird mit dem größten Eifer fortgesetzt, und bald ist Alles rings umher in einen solchen Pulverdampf gehüllt, daß jedes Schiff nur auf das ihm zunächstliegende zu sehen vermag; die obere Leitung hört auf, und jeder Capitain ist sich selbst überlassen.

Plötzlich frischt der Wind mächtig auf und reißt die starre Wolke auseinander. Ein flüchtiger Blick ist den Niederländern auf die Linie Englands gegönnt, und es zeigt sich, daß diese fast überall angegriffen ist. Da segelt der Ostindienfahrer „Strauß,“ befehligt von dem tapfern Friesen Douwe Lukes, auf den noch am wenigsten bedrängten Theil der englischen Linie ein.

„Hurrah, Jungs!“ ruft Capitain Lukes, den Hut schwenkend. „Acht auf die Geschütze! Wir wollen uns ein Paar von diesen schmucken Kerlen als Preisen ausbitten und sie vorher ein wenig mit unseren Kugeln anbohren! Bramsegel auf!“

Nur mit Zagen haben die Matrosen des Ostindienfahrers die Befehle des Capitains vollzogen. Sie murren bei jeder neuen Ordre und brechen zuletzt in offenen Widerstand aus.

„Nein, wir brauchen's nicht!“ rufen Einige. „Wir sind im Dienst der Compagnie, und nicht der Staaten! Was haben wir davon, wenn sie uns Arm und Bein zerschießen?“

„Laß' die Holländer für sich selbst sorgen!“ sagt ein Zweiter. „Ich bin ein Franzose und kümmere mich den Teufel um ihre Schlachten!“

„Und ich bin ein Russe!“

„Und ich ein Deutscher! Hamburg ist mein Vaterland! Wäre ich in Hamburg!“

„Was giebt's da?“ ruft plötzlich eine Donnerstimme, und die Riesengestalt des Friesen-Capitains steht zwischen den Meuterern. Er ergreift die ihm zunächst Stehenden und schlägt ihre Köpfe so heftig zusammen, daß sie besinnungslos hinfallen. Wollt Ihr nicht fechten, Ihr Hunde? Wartet! Ich will Euch die Courage einpumpen! Redet nur ein Wort! Wollt Ihr jetzt oder nicht?“

Aber von allen Enden des Verdecks, aus den Marjen und vom Zwischendeck herauf schreit es wie aus einem Munde: „Nein! Nein!“ und die Aufregung wird so allgemein, daß selbst der Mann

am Steuer seine Pflicht vergißt und das Schiff in den Wind giert.

Der Capitain steht einen Augenblick lang starr, und während das Geschrei um ihn her immer heftiger wird, wurzelt sein Auge fest am Boden. Aber plötzlich reißt er sich empor; einen Blick der grenzenlosesten Verachtung wirft er auf die tobenden Matrosen, und nach dem Hinterdeck springend, ruft er: „Wenn Ihr Hunde nicht mit mir fechten wollt, so sollt Ihr mit mir tanzen!“ Er reißt einem Kanonier die brennende Lunte aus der Hand und fliegt dem Eingange der Cajüte zu: „Nun, meine Jungen, wie ist's? Habt Ihr Lust zu einem tüchtigen Sprunge in's Blaue hinein, so sagt's, und ich springe mit Euch; sonst aber liegen dort die Engländer! Besinnt Euch schnell, die Pulverkammer ist nicht weit!“

Eine tiefe Stille herrscht auf dem Verdeck.

„Schnell, Leute Ohne Umstände! Ich bin zur Hand, und die Lunte brennt. Hört Ihr's, wie es d'rüben donnert? Das ist ein lustiger Todtengesang! Gute Nacht!“

Er ist im Begriff, die Cajüte hinabzusteigen, als der Hochbootsmann aus dem Kreise der Matrosen tritt, die schon lange mit einander flüsterten. „Mit Verlaub, Capitain! Könnt Ihr uns unsere Dummheit vergeben?“

„Das kann ich, wenn Ihr Euch besonnen habt! Was wollt Ihr denn nun eigentlich?“

„Fechten, Capitain! Hurrah unsere Flagge!“

„Hurrah!“ ruft Douwe Lukes und schwingt die Lunte um seinen Kopf. „Strafft die Marssegelsalle und holt die Fockshoote an. Einen halben Strich anlufen am Steuer, da hinein zwischen die beiden Engländer! Hurrah! Stramm geht er! Acht auf die Kanonen!“

Der „Strauß“ rückte rasch vor und schoß zwischen die bezeich-

neten Fahrzeuge der englischen Linie, die von den Matrosen mit Jubelgeschrei begrüßt wurden.

„Wohlgethan!“ rief der Frieſe. „Feuer! Werft das große Marsſegel baak und viert die Klüverschoote ab! — Feuer! — Das Schiff ſteht! — Feuer! Hurrah!“

Die Geſchütze des Oſtindiensfahrers donnerten über die See hin, und die Kugeln bohrten ſich feſt in das englische Plankenwerk. Die Schüſſe waren ſo wohl gezielt und trafen ſo ſicher, daß ſchon nach der dritten Lage die Seitenborde klappten und das Waſſer von allen Seiten hineiſtrömte, ſo daß ein großer Theil der Leute von den Geſchützen und Segeln weggenommen und an die Pumpen commandirt werden mußte. Aber nur kurze Zeit vermochten ſie den Kampf mit dem Elemente zu beſtehen; das Waſſer ſtieg immer höher, und beide Schiffe ſanken biſ zur Deckſlaſt unter, während die Matroſen ſich in die Böte oder in die offene See ſtürzten.

„Hurrah!“ rief Douwe Aukes. „Die haben wir beſorgt! Jetzt iſt freie Fahrt! Haltet die Ruderpinne feſt! Steuert Cours auf das offene Waſſer hinaus, damit wir ſehen, wo unſere Hilfe ſonſt Noth thut! Jungens! Einen Schluck Genever! Was iſt beſſer, fechten oder tanzen?“

„Fechten!“ riefen Alle wie aus einem Munde, und der Utkiekmann meldete: „Segler am Bug!“

„Holla! Hoi!“ rief Douwe Aukes herüber. „Ben haben wir da? Alle Wetter! Das iſt de Ruiter! Friſch, Jungens! Hurrah!“

„Hurrah!“ erſcholl eſ von dem Schiffe des Commandeurs, und der Frieſe rief: „Alles wohl bei mir! Zwei Engländer habe ich in den Grund geſchoſſen, und die Paſſage iſt frei.“

„Dank für die gute Botſchaft!“ antwortete de Ruiter. „Mein „Neptunus“ war der Erſte, wie eſ ſich für ſo'n Heidenfekl von Gott gebührt! Aber noch ſind wir nicht am Ende! Dort ſteuert Lord

Ulcue; er hat es auf unser Centrum abgesehen und will durch, um unsere Kauffahrer zu schädigen; nicht umsonst hat er die Brandier an sich gezogen. Ich will ihm diesen Bissen versalzen! Haltet Ihr mit?“

„Ich halte!“ rief Douwe Aukes jubelnd. „Mylord Admiral, meine Kanonen sprechen friesisch! Feuer! Ha! ha! ha! den Besanbaum gerade durchgeschossen und Sr. Herrlichkeit vor die Füße geworfen. Fünf Gulden zahle ich für den Schuß!“

Mit vollen Segeln drangen der „Neptunus“ und der „Strauß“ auf das englische Admiralschiff ein; dieses nahm den Kampf an, und bald war wieder Alles in dichten Pulverdampf gehüllt.

Während die Schlacht sich im Centrum und zu beiden Seiten desselben möglichst zu Gunsten der Niederlande stellte, hatten die äußersten Enden der holländischen Linie weniger Aussicht auf einen glücklichen Erfolg. Die beiden Sechzig-Kanonenschiffe, welche diesen Stationen englischer Seits gegenüber lagen, unternahmen einen heftigen Angriff; das Feuern wurde fast keinen Augenblick unterbrochen, und die Seesoldaten, welche mit trefflichen Büchsen bewaffnet in der Mars lagen, zielten so gut, daß sie den Holländern manchen tüchtigen Mann wegschossen.

Eine dieser Büchsenkugeln fliegt auf das Hinterdeck des Schoutby-Nacht-Schiffes „Rotterdam“ und reißt den Capitain Jan Aartsen Verhaaf zu Boden.

Ein Schreckensruf hallt über das Verdeck hin; der erste Lieutenant, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, eilt herbei und wirft sich neben dem Verwundeten auf die Kniee: „Water! Um Gotteswillen, lieber Vater! Ihr seid verwundet?“

Mit emsiger Sorgfalt beschäftigt sich der Sohn um den Vater, aber Niemand achtet unterdessen auf das Schiff; die Kanonen des „Rotterdam“ schweigen, während die sechzig Kanonen des gegenüberliegenden „Seymour“ ein starkes Feuer eröffnen und das hol-

ländische Flügelschiff furchtbar zurichten. Da schlägt der Verwundete die Augen auf und blickt umher. Er überschaut die Lage der Dinge mit einem Blicke; lächelnd drückt er dem Sohne die Hand und flüstert ihm zu: „Ich danke Dir, Jan!“ dann aber spricht er ernst: „Achte auf des Landes Dienst!“

Der Lieutenant umarmte den Vater, dann sprang er auf die Schanze, und während einige Matrosen den Verwundeten in seine Kajüte trugen, führte Jener das Commando weiter. „Nächt meinen Vater, der auch Euch ein Vater war!“ rief der Lieutenant. „Feuer!“

Die Matrosen des „Rotterdam“ gehorchten willig dem jugendlichen Führer. Unererschrocken, nicht achtend den sicheren Tod, der ihnen aus den sechzig Feuerschländen des „Seymour“ entgegenflog, drang ihr Schiff auf diesen ein und lag ihm nahe zur Seite, als der „Dranienbaum“ und der „Friede“ erschienen, um ihn zu entsetzen.

„Hurrah! Hurrah!“ erscholl es am Bord des „Strauß“, und „Hurrah! Hurrah!“ erscholl es am Bord des „Neptunus.“ Das englische Admiralschiff war furchtbar zugerichtet; es zog seine Marssegel auf, ließ sie von dem Winde fassen und jagte zwischen den beiden Holländern mitten durch auf die hohe See hinaus.

„Da läuft er! de Ruiter! da läuft er!“ schrie Douwe Aukes durch sein Sprachrohr hinüber. „O Ihre Herrlichkeit! Lade Euch auf ein Glas Capwein zu Gast! Ha! Ha! Ha! Mylords Hochmuth ist klein genug, davon zu laufen! De Ruiter! Hier ist gut ausgeräumt! Seht! ein, zwei, drei Engländer hinter ihrem Admiral her! Sie haben ihm etwas zu sagen vergessen und wollen's ihm an Bord bringen, ehe die Sonne untergeht! Sollen sie so davonkommen?“

„Ihnen nach, Douwe Aukes!“ rief de Ruiter. „Sanct Peter“ und „Gelderland“ sollen Dir folgen. Gib wohl Acht, daß Du siehst, wo sie bleiben!“

Douwe Aukes antwortete mit einem lauten Hurrah und setzte Cours auf den Spiegel des englischen Admiralschiffes. De Ruiter ließ vom Winde abfallen, schickte dem Friesen die genannten Schiffe zur Hilfe und hielt nach dem rechten Flügel ab, wo die Kanonade schwächer wurde und die Holländer zu weichen begannen. Ueberall war der Sieg sonst erfochten, keines der englischen Schiffe hielt mehr Stand; die meisten suchten den Hasen von Plymouth zu erreichen, während die übrigen ohne Ueberlegung in den dämmern- den Abend hineinsteuerten, um nur aus dem Bereiche der siegreichen holländischen Schiffe zu kommen. Aber auf dem rechten Flügel lag das englische Linien Schiff „Centaur“ von sechzig Kanonen, dem „Westergo“ des Vice-Commandeurs Joris Pietersen gegenüber und hatte die geringen Mittel desselben fast erschöpft. Schon ward das Feuer des Niederländers schwächer, und es war die Rede davon, ob man die Flagge streichen oder das Schiff in die Luft sprengen solle, als sich der Commandeur, der krank darnieder lag, von vier Matrosen auf das Verdeck tragen ließ.

„Werdet nicht lässig, Holländer,“ rief Joris Pietersen, sich mühsam aufrichtend. „Hier bin ich, mitten unter Euch! Bisher war die Krankheit mein Herr, aber nun habe ich sie besiegt, und sie soll mir Nichts anhaben. Hurrah, Leute! Noch einmal an die Kanonen! Jetzt muß uns Sieg werden!“

Die Matrosen stürzten sich wieder auf die Schanzen und in das Zwischendeck; die Schlacht begann auf's Neue, und während die Geschütze unausgesetzt donnerten, rückte das Schiff selbst dem „Centaur“ so nahe, daß dieser sich entschließen mußte, zurückzuweichen, um Raum zum Schlagen zu behalten.

„Tragt mich oben auf das Dach der Hütte!“ befahl Joris Pietersen, „damit ich Alles sehen kann, Alles! Da läuft er schon! Gönnt ihm den Raum nicht! Ha, da kommt Entschluß!“

Und auf der anderen Seite des Engländers erschien der „Neptu-

nus.“ Von beiden Seiten angegriffen und eingeschlossen, folgte der „Centaur“ dem Beispiel seiner Freunde; seine Masten bedeckten sich von oben bis unten mit Leinwand, und er flog vor dem Winde hin, während der „Neptunus“ in sein Kielwasser lenkte.

Auf dem Gesichte Joris Pietersen's strahlte ein seliges Lächeln; er sah seine Officiere um sich versammelt und reichte ihnen die Hand: „Ich sterbe auf dem Meere, dem ich gedient mein Lebelang! Ich sterbe leicht, denn kein Auge weint um mich daheim! Ich sterbe glücklich, mitten im Siege, mitten im Jubel des Kampfes! Wenn Ihr mich begrabt, legt mir einen schweren Stein zu Fuß und zu Häupten, damit die Wellen mich nicht wegreißen von diesem Siegesplatz! — Grüßt unseren Commandeur!“ Er schloß die Augen und sank auf sein Lager zurück. Die Officiere standen tiefbewegt umher.

Bei einbrechender Dunkelheit hatte de Ruiter die Verfolgung aufgegeben. Er erfuhr das nahe Ende seines Nächst-Commandirenden und begab sich zu ihm. Die Hand des Sterbenden fassend, beugte er sich über ihn und sagte: „Joris Pietersen, mein Freund! Bist du schon hinüber? Joris Pietersen!“

Der Sterbende schlug noch einmal die Augen auf, lächelte dem Freunde zu, küßelte „Sieg!“ und hauchte seinen Geist aus.

De Ruiter war tief bewegt: „Er ist hinüber! Wohl ihm! Wer weiß, ob uns einst ein so beneidenswerther Tod beschieden ist! Mitten im Kampfe! Im ersten Rausche des glücklich errungenen Sieges!“

Er kehrte gedankenvoll an Bord seines Schiffes zurück. Hier hatten sich fast alle Capitaine eingefunden und jubelten ihm entgegen: „Heil de Ruiter! Heil dem Sieger von Plymouth! Heil!“

Aber er wies die Männer ernst zurück und sagte: „Nicht mir, nicht Euch verdankt Holland diesen Sieg. Wir stritten gegen eine große Uebermacht, mit geringen Mitteln gegen die wohlgerüstete Flotte Englands! Mit uns war Gott der Herr sichtbarlich, ihm danken wir allein den Sieg! Ihm sei allein die Ehre!“

Der Ruitter entblößte sein Haupt und kniete nieder; die Capitaine und Officiere, die Matrosen und Soldaten folgten seinem Beispiel. Der Geistliche des Schiffes trat in die Mitte und sprach ein inniges Dankgebet. Dann stimmte er einen feierlichen Lobgesang an, und dieser verbreitete sich von Schiff zu Schiff bis zu den fernabliegenden Kauffahrern. Die Luft war still und ruhig; einzelne Sterne blinkten; am westlichen Horizont verschwamm der letzte Schimmer des Tages; das Meer rauschte leise auf, und die schweigende Nacht umhüllte das All mit ihrem undurchdringlichen Schleier.

2. Die holländischen Schleusen.

Die französischen Vorposten standen bereits über Norden hinaus. Ein Trupp Reiter hatte sich um ein helles Feuer gelagert; man rückte die Kessel näher, rupfte einige Hühner und schlachtete ein Kalb, willkommene Beutestücke, die so eben von einem Streifzuge eingebracht waren. Die Sonne berührte mit dem unteren Rande den Horizont, und die weite Landschaft glühte im röthern Scheine. Das Gras auf den Wiesen war welk, und die breiten Gräben, welche sie durchschnitten, bis auf den letzten Tropfen ausgetrocknet.

„Ventre Saint Gris!“ rief ein bärtiger Reiter, „das wird eine leckere Mahlzeit, wie uns lange keine zu Theil geworden, denn die guten Bissen werden bei diesen Mynheers verdammt schmal!“

„Müssen ihnen einmal wieder das Fell ausklopfen,“ antwortete einer von Conde's schwarzen Mousquetaires, „damit sie ein wenig geschmeidiger werden! — Da, dieses Faß mit Branntwein habe ich von einem kezerischen Pfaffen erpreßt, der bei Seele und Seligkeit betheuerte, er habe keines Strohhalmes Werth mehr in seinem Hause.“

„Laßt uns gleich versuchen, was es für eine Art Stoff ist!“ sprach der Reiter. „Ich gebe den Braten, Du giebst den Trunk,

das ist kameradschaftlich; Teufel das ist stark! Giebt's hier nicht einen Schlauch voll Wasser, um eine gute Mischung daraus herzustellen?"

„Wasser? Ich glaube, man könnte hier zwanzig Fuß tief graben, ehe auch nur ein Tröpfchen aus dem Lehm hervorsickerete. Seit Mittag haben wir nichts mehr in den Schläuchen, und immer bleibt die Zufuhr aus.“

„So müssen die Sappeurs darnach graben! He, Hollah!“

„Horcht! Stille da, einen Augenblick! War es mir doch, als donnere es.“

„Ihr seid nicht klug, Sergeant! Donnern, bei dieser schönen heitern Luft?“

„So hört doch nur hin! Sperret die Ohren auf. Ist das kein Donner?“

„Nein! Donner ist es nicht! Aber ein eigenthümliches dumpfes Rauschen. Es scheint auch, als ob es immer näher käme. Was mag es sein?“

Die Soldaten hatten das Faß, sowie die Bratenwender verlassen und steckten die Köpfe zusammen.

„Mort de ma vie!“ rief der Mousquetaire, „wenn es nicht ganz unmöglich wäre, so wollte ich einen Eid schwören, das sei Wasser.“

„Wasser! Ha! Ha! Wo soll hier Wasser herkommen? Und mit solchem Getöse! Ihr seid nicht klug. Was sagt Ihr, Jérôme?“

Jérôme, ein kräftiger Büchsenspanner, der aus der Bretagne gebürtig war und längere Zeit das Fischerhandwerk getrieben, hatte sich auf seine Büchse gestützt und horchte angestrengt hin. „Das ist doch Wasser! Bei der unbefleckten Jungfrau Maria, so wahr ich selig zu werden hoffe, das ist Wasser! Gerade so brauste und zischte es, wenn ich Nachts in meiner Fischerbarke aufwachte, und die einsehende Fluth gegen die Ufer heranrauschte. Dann war immer bald darauf der Teufel los, und es passirte irgend ein Unglück, woran

vorher Niemand gedacht hatte. Hilf uns, Gott! ich glaube, hier ist es auch nicht geheuer."

Er blickte scheu um sich, und Alle folgten seinem Beispiel; die Furcht ist ansteckend.

Die Dämmerung brach tiefer herein. In geringer Entfernung von dem Vorposten zog ein Trupp Flüchtlinge die Straße. Man hatte sie von Haus und Hof vertrieben, und sie wanderten mit der mühsam geretteten Habe in das ungewisse Elend.

"Da ist frische Beute!" rief ein halbbetrunkener Reiterknecht. "Wer geht mit? Wir theilen Alle?"

"Steh still, Kerl!" rief der Bretagner, ihn beim Schopfe fassend und zu Boden werfend. "Willst rauben und plündern in dem Augenblick . . . Horcht! — Da braust es stärker gegen uns heran, und die Dämmerung bricht so schnell herein, daß man in der nächsten Entfernung nichts mehr zu erkennen vermag. — Laßt die Leute da ihres Weges ziehen und gebt ihnen lieber noch einen Zehrpennig mit auf den Weg. Horcht! Horcht! Abermals! Das ist die See, die schäumende See! Sancta Maria! Ora pro nobis!"

Der Bretagner warf sich in die Knie und betete eifrig. Mehrere folgten seinem Beispiele; die übrigen steckten die Köpfe zusammen und flüsterten mit einander. Keiner wagte ein lautes Wort.

Da sprengte ein Reiter die Straße nach Norden entlang; er trug die Uniform der Turenne'schen Leibtrabanten und kam hart an den Vorposten vorüber.

"Helft Euch selbst! Rettet Euch, so gut Ihr könnt," rief er, einen Augenblick anhaltend. "Alles ist verloren."

"Was giebt's, Kamerad? Was ist geschehen?"

"Die Schleusen sind geöffnet," rief er im Weitersprengen. "Von allen Seiten dringen die Meereswellen durch Dämme und Deiche herein. Ganz Holland geräth unter Wasser, und wir müssen Alle jämmerlich ertrinken."

Der Reiter flog seine Straße dahin, gespornt von Angst und Entsetzen, geleitet von dem Weheruf der zurückbleibenden Soldaten.

„Helft! Helft! — Laßt uns eilen, davon zu kommen. Her meinen Mantelsack! — Um Gotteswillen schnell! — Die Wellen sind schon hinter uns her!“ So riefen die Soldaten in wilder Hast durcheinander, ihre Habseligkeiten zusammenraffend und in blinder Unordnung dem Reiter folgend, der schon längst hinter den aufsteigenden Nebeln verschwunden war.

Die Gräben und Canäle waren gefüllt, aber das Wasser ruhte nicht darin, wie eine heitere Spiegelfläche; es tobte und wüthete, als ob es vom Gewittersturme gepeitscht und aufgerüttelt würde, es stieg Zoll um Zoll, Fuß um Fuß bis über den Bord hinaus und überströmte Gärten und Felder, Moor und Wiesen.

Ein Dorf lag an der Straße, vom Silberschimmer des Mondes übergossen. An dem letzten Hause desselben pochte ein Mann: „He, Hollah! Aufgemacht!“

„Was giebt's draußen?“

„Steht auf! Eilt Euch! Die See kommt in's Dorf!“

„Ihr seid verrückt!“

„Sie kommt, sage ich! Ich bin's, Nachbar Storm. Hört Ihr's denn nicht donnern? Ich muß die Andern wecken.“

Und weiter eilte er, die Dorfstraße entlang, über den Kirchhof weg, zum Thurm nach dem Glockenstrang greifend. Auch von anderer Seite her ist die Warnung erschollen; Lichter blitzen auf; die Wasser rauschen durch die Nacht heran, und der weiße Gischt spricht hoch empor; das Sturmläuten tönt bang und schaurig und mischt sich mit dem Angstgeschrei der Weiber, die hinausstürzen in's Freie, rath- und hilflos nach den Männern rufend und angstvoll die Kinder suchend, die sie selbst in den Häusern zurückgelassen haben.

„Wohin ziehen wir in der Nacht mit den Kranken und Preßhaften, Nachbar?“

„Ich weiß nicht! Laßt's den Prediger sagen oder den Schulzen. Mein Verstand ist hin!“

„Helft mir mein krankes Weib forttragen, Nachbar Klaus! Sie jammert sich zu Tode!“

„Seht Ihr nicht, daß ich auf jedem Arme eines meiner gebrechlichen Kinder habe? Helft Euch selbst.“

„Ach Gott, ach Gott! Ich armes Weib! Mein Spinnrad steht noch darin, und der ganze Kocken ist noch voll Flachs. Wo geht es denn nun hin?“

„Dort hinauf nach Bockholt zu!“

„Nein! Da nicht! Da ist's Unheil auch schon,“ sagt der Schulze, „wir sollen hier links gehen nach Martendal.“

„Geht Ihr links, ich gehe zum Vetter nach Bockholt.“

„Und ich da hinaus. — Laßt mich los, alter Weber, und hängt Euch sonst wo an; hier ist sich Jeder selbst der Nächste!“

„Wie das braust! Es wird uns über dem Kopfe zusammenschlagen, ehrwürdiger Herr!“

„Muth, meine Kinder!“ rief der Prediger. „Wir suchen die Strafe nach Amsterdam!“

Und in Zeit von einer Stunde war eine ganze friedliche Einwohnererschaft aus ihrer Heimath vertrieben; klagend und weinend suchte Jeder die von ihm gewählte Strafe, aber die rastlosen Fluthen waren ihnen zuvorgekommen, sie verschlangen die Straßen und sprengten Brücken und Dämme. Zwischen Hecken und Zäunen hindurch gleitet ein leerer Kahn; ein flüchtig zusammengebundenes Floß, mit Menschen besät, treibt mit dem Strome hin; sie wenden sich rückwärts, aber der Abschiedsblick fällt nicht mehr auf den heimathlichen Herd; die unbarmherzigen Wellen haben ihn schon verschlungen.

Der Tag bricht an und beleuchtet ein thränenwerthes Schauspiel; ringsumher, so weit das Auge reicht, eine schäumende See, mit Leichen und Trümmern besäet. Die Klage des Menschen ist verstummt, aber die Wuth des entfesselten Elementes, mit dem sich der Sturm verbündet, ist noch nicht gebrochen. Die Wogen thürmen sich übereinander; sie verschlingen die Dörfer und rauschen durch die Straßen der Städte. Die Lager des Feindes verschwinden; seine Reiterschaaren sprengen in wilder Unordnung dahin; die gefürchteten Armeen Ludwigs XIV. ziehen sich immer weiter nach den Grenzen. Die Holländer stehen keinem Feinde mehr gegenüber; ihnen gehört der Kampfplatz; aber dieser ist Nichts als eine öde Wasserwüste.

3. Geldentod zur See.

Angestrahlt vom jugendlich-frischen Morgen wogte das mittelländische Meer um das blühende Gestade Sicilien's. Die Luft war von Balsamdüften durchhaucht, und der Delfin glitt leise durch die tiefblauen Wellen.

Es war der 25. April. Auf der Höhe von Catania, im Angesichte des rauchenden Aetna, schwamm die französische Flotte, die den Hafen von Syrakus verlassen hatte, um dem holländischen Admiral, der auf dieser Höhe kreuzte, abermals die Schlacht zu bieten.

Auf dem voransegelnden Schiffe „Le Saint Esprit,“ einem Dreidecker von neunzig Kanonen, befand sich der Admiral Duquesne, dem der Ober-Befehl dieser Station anvertraut war. Ihm folgte zunächst „Le Saint Michael,“ unter dem Commando des Marquis de Preuilly d'Humières und der Capitain Beaulieu mit dem Neunzig-Kanonenschiff „Le Conquérant.“ Zwanzig andere Schiffe folgten in majestätischer Haltung, und die beiden Brandschiffe „Notre-Dame de Lumière“ und „Notre-Dame de Chapelet“ machten den Beschluß.

Dieser wohlgeordneten Streitmacht entgegen segelte der hollän-

dische Admiral de Ruiter mit seinen achtzehn Schiffen. Ihm zunächst hielten der Vice-Admiral de Haan und die Capitaine Graf Stierum und Miegang. Die Brise war nur mäßig, und die Segel hielten sich kaum gefüllt; obgleich beide Flotten einander entgegen segelten, kamen sie sich doch nur langsam näher. Die Spanier hielten sich mit ihren Fahrzeugen bedeutend im Luf.

Nachmittags um 4 Uhr befand sich de Ruiter dem französischen Admiralschiffe gegenüber. Die beiden Befehlshaber erwiesen sich den üblichen Ehrengruß, und sogleich begann der Kampf mit eiserner Hartnäckigkeit. De Ruiter stand hochaufrecht inmitten des furchtbaren Kugelregens, ebenso Duquesne; sie wichen nicht von dem Ehrenplatze und leiteten die Schlacht mit ihren Blicken.

Der Capitain des holländischen Admiralschiffes, Gerhard Kallenburg, trat zu dem Admiral: „Wenn meine Bitten etwas über Euch vermögen, edler Herr, so verlaßt diese Stelle; Ihr setzt Euch allzusehr aus, und wie ich behaupten mag, ohne Noth. Der Kampf ist durchaus regelmäsig, und unsere Schiffe sind durch Nichts bedroht. Laßt mich einen Augenblick Eure Stelle einnehmen.“

„Mit nichten, Capitain!“ antwortete de Ruiter schnell. „Laßt mich auf meinem Platze. Hurrah, meine Jungen; Ihr schlagt Euch tapfer für des Landes Ehre! Bald werden wir entern können. Wer kommt da?“

„Das ist die Fregatte des Ritters Tourville, Herr Admiral! Es ist einer der tapfersten Officiere Frankreichs. Capitain de Wildt bietet ihm die Spitze.“

„Mein wackerer de Wildt wird schon fertig mit ihm,“ entgegnete de Ruiter lächelnd. „Was ist die Glocke, Capitain Kallenburg?“

„Gerade fünf Uhr, Herr de Ruiter, der Mann am Steuer wendet das Glas.“

„So schlagen wir eine Stunde! Wenn abermals eine Stunde vorüber sein wird . . .“

Der Admiral unterbrach sich; eine Kugel war über das Deck geflogen und schlug an: „Weh! Was ist das!“

„Um Gotteswillen, Herr de Ruiter!“ rief der Capitain erbleichend. „Ihr seid . . .“

„Bleibt still!“ befahl de Ruiter leise. „Kommt näher, damit ich mich auf Euch stütze, ehe Jemand etwas merkt. — Feuer! Hurrah!“

Der Capitain war seinem Führer ganz nahe getreten und stützte ihn, soviel er es vermochte. „Wie fühlt Ihr Euch, edler Herr!“ —

„Gut! — Recht gut, mein Junge! — Aber . . . Was ist das? Mir dunkelt's vor den Augen! Helft!“ Und mit diesen Worten sank er ohnmächtig zusammen.

„Der Admiral ist verwundet! Der Admiral ist verwundet!“ ertönte es gleich darauf vom Halbdeck bis zur Schanze. Vom ersten Officier an bis zum letzten Deckläufer traf diese Nachricht wie ein Todespfeil in jedes Herz; aber außer sich über ein solches Leid, verdoppelte Jedermann seine Anstrengungen, und die Franzosen wurden mit zweifacher Wuth angegriffen.

Michael de Ruiter ward in seine Kajüte hinabgetragen; die Aerzte eilten zu seiner Hilfe herbei. Sein linker Fuß war zerschmettert, und im Niederstürzen hatte er sich am Kopfe bedeutend verwundet. Er litt die heftigsten Schmerzen, als man ihm den Verband anlegte; aber er verzog keine Miene und bat die Umstehenden freundlich, sie möchten sich doch nur seinetwegen nicht ängstigen.

Auf allen holländischen Schiffen war nach und nach die Trauerkunde angelangt, und mit der heftigsten Erbitterung warfen sich Soldaten und Matrosen dem Feinde entgegen; die französische Linie ward zum Weichen gebracht, und als die Schlacht vier volle Stunden gedauert hatte, mußte der stolze Duquesne es über sich

gewinnen, den Befehl zum Rückzuge zu ertheilen. Die Franzosen machten Segel auf und trieben mit dem Winde ab, nicht ohne von den Holländern lebhaft verfolgt und angegriffen zu werden.

Unterdessen war das holländische Admiralschiff nach dem Hafen von Syrakus abgegangen und legte sich hier vor Anker, indem man jedes mögliche Mittel aufbot, um die Schmerzen des geliebten Verwundeten zu lindern und jede Gefahr, die ihn etwa bedrohen könnte, abzuwenden. Drei Tage gingen unter Angst und Schrecken, unter Hoffen und Erwarten vorüber.

Mit Rührung sah de Ruiter die Bemühungen seiner edlen Freunde, die sich mit ängstlicher Sorgfalt um ihn beschäftigten; sein Blick ruhte auf ihren verstörten Gesichtern, und er konnte den Thränen nicht wehren. „Ich danke Euch, Kinder,“ sprach er matt. „Ihr sollt Euch nicht über die Gebühr um mich bemühen. Geht und ruht aus von Eurem schweren Tagewerk. Gerhard Kallenburg, bleibt Ihr bei mir.“

Die Uebrigen entfernten sich, und der Capitain ließ sich am Bette des Admirals nieder: „Ich habe sie fortgeschickt, Gerhard, um mit Euch allein zu sein. Es ist ja doch Alles unnütz.“

„Das wolle Gott nicht, daß ihr so trüben Gedanken Raum gebt!“ sprach erschrocken der Capitain.

„Es ist aber so. Jetzt erfüllt sich die dunkle Ahnung, die in mir aufstieg, als ich die holländische Küste vor meinen Blicken entschwinden sah; ich wußte wohl, daß ich sie nicht wiederssehen würde.“

„Laßt Euch nicht von einer so finstern Ahnung beherrschen.“

„Finster? Es wird vielmehr Tag! Bisher lag es wie Blei auf meiner Brust. Ich konnte die Last nicht loswerden, die mich niederbeugte; jetzt ist sie abgewälzt. Ich weiß, daß ich hier sterben werde. Laßt mir den Westhovius rufen.“

Der Capitain that, wie ihm geheißen wurde; dann kehrte er zu dem Krankenbette zurück.

„Ihr sollt nun auch gehen, mein Freund,“ sagte de Ruiter; „denn zu dem, was ich Gott in meiner Todesstunde vertrauen will, brauche ich keinen weltlichen Zeugen. Haltet Euch aber mit den Uebrigen in der Nähe auf, damit ich Euch noch einmal sehe, bevor ich scheide.“

Kallenburg that, wie ihm geheißen wurde, und machte Raum für den Prediger Westhovius, der so eben in die Kajüte trat.

„Kommt näher, ehrwürdiger Herr!“ sprach de Ruiter langsam, „ich will in Eurer Gegenwart mich zum Tode bereiten. Ihr glaubt doch an meinen Tod?“

„Ja!“ sprach mit tiefer Rührung der Geistliche. „Ich glaube daran! Der Herr, der über Leben und Tod gebietet, setzt Eurem Laufe das Ziel; hier ist das Ende Eurer irdischen Laufbahn!“

„Ich wußte es wohl.“

„Selig sind, die in dem Herrn sterben,“ sprach Westhovius, „und das thust Du, edler Held, denn Du hast dem Herrn gelebt. Ueber ein Kleines wirst Du seine Stimme vernehmen, und er wird Dir sagen: Wahrlich ich sage Dir, noch heute wirst Du mit mir im Paradiese sein.“

„Das ist mein Trost und meine Zuversicht! Ich bin mir bewußt, daß ich mich nie meines Glücks überhoben habe, und ich sage zu Gott: „Es ist mir lieb, daß Du mich gedemüthigt hast, daß ich Deine Rechte lerne.“

„Hast Du keine Sehnsucht nach den Deinen?“ fragte Westhovius. „Willst Du nicht von ihnen reden und ihnen durch mich Deine letzten Wünsche kund thun?“

„Ich denke ihrer in jeder Minute, ich spreche es nur nicht aus,“ entgegnete de Ruiter. „Als ich von Amsterdam schied, habe ich herzlichen Abschied von ihnen genommen; für ihr irdisches Wohl ist gesorgt. Mein reichster Segen ruht auf ihnen, und wenn Du zu ihnen kommst, Westhovius, breite Du, statt meiner, die Hände segnend über sie aus.“

„Ich will es redlich erfüllen.“

„Es ist vorüber! Glaubst du, Diener des Herrn, daß Gott mir gnädig sein und mir meine Sünden vergeben werde?“

„Du bist redlich und fromm gewesen Dein Lebelang! Geh' mit Gotteskraft Deiner wahren Heimath entgegen, Du stehst entschuldiget vor ihm!“

„So reiche mir die letzte Labung, den letzten Tropfen aus dem reichen Quell des ewigen Erbarmens.“

Der Prediger ordnete mit Würde die heiligen Gefäße und reichte dem Sterbenden das Blut und den Leib des Herrn. Dann aber erhob er die Hände und sprach: „Der Herr segne Dich und behüte Dich! Er erhebe sein Angesicht auf Dich und sei Dir gnädig. Er erhebe sein Angesicht über Dir und gebe Dir Seinen Frieden.“

De Ruiter betete: „Deine Fluthen rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen; all' Deine Wasservogen und Wellen geh'n über mich. Der Herr hat des Tags verheißten seine Güte, und des Nachts singe ich ihm und bete zu Gott, meines Lebens Hort.“ Er lag still und ruhig da; in diesem Augenblicke fühlte er sich schmerzlos. Er wandte das Angesicht zu dem Geistlichen: „Setz zu den letzten irdischen Geschäften; seid so gut und ruft mir die Freunde.“

Der Vice-Admiral de Haan und die übrigen Capitaine traten ein. Michael de Ruiter lächelte ihnen zu: „Nun, meine Freunde, es gilt den ewigen Abschied! Hört meine letzten Anordnungen. Ihr, de Haan, übernehmt nach mir das Commando; Graf von Swieten rückt in Eure Stelle ein, und mein guter Kallenburg wird Schout-by-Nacht. Meldet dem Prinzen von Oranien und den General-Staaten meinen Tod. Allen Officieren der Flotte, die ich jetzt nicht um mich versammeln kann, bringt meinen herzlichsten Dank für ihre Ergebenheit und Treue! Aller Seeleute, die je mit mir an Bord eines Schiffes gelebt, gedenke ich in Liebe und wünsche ihnen

Frieden und Freude. Ich habe nie einen Feind gekannt und mit der Welt in stetem Frieden gelebt; wäre aber Jemand, den ich wissentlich gekränkt hätte, so bitte ich es ihm reumüthig ab."

„Schont Euch, de Ruiter! Schont uns!“ bat Gerhard Kallenburg.

„Admiral de Haan!“ fuhr de Ruiter nach einer Pause fort. „Ihr seid mein Nachfolger im Amte; führt es mit Kraft. Mein Secretair wird Euch die geheimen Instructionen übergeben, richtet Euch streng darnach. Vor Allem aber, Ihr Herren, vor Allem wahr! die Ehre unserer Flagge; sie sei Euch heilig! Schwört mir, daß Ihr sie mit Eurem Leben beschützen wollt!“

„Wir schwören!“ entgegneten die Officiere mit gewaltsam unterdrückter Rührung.

„Ich danke Euch! — Nun bin ich bereit! Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! — Willem de Haan, Ihr sollt mir die Augen zudrücken.“

Willem de Haan trat zu dem Ruhebette des Sterbenden und beugte sich voll Rührung über ihn.

„O Tag des Schreckens!“ sprach Kallenburg vor sich hin. „Er stirbt!“ schrie nach einer Pause Willem de Haan.

„Es ist vollbracht!“ sagte Westhoviüs. „Herr! nimm seinen Geist auf.“

Das Schiff hatte mit dem Winde vor seinem Anker gewendet und lag mit dem Spiegel nach Westen. Durch die Fenster fiel ein Strahl der sinkenden Sonne und umleuchtete das Antlitz des Helden, auf welchem ein Lächeln der Verklärung schwebte.

Gerhard Kallenburg ging hinaus, um voll tiefer Rührung die Flotte von dem Geschehenen durch einen Tagesbefehl in Kenntniß zu setzen. Der Secretair des Admiralschiffes aber schrieb in das Logbuch:

„Bai von Syracus. Michael Adrianson de Ruiter, Lieutenant-

Admiral-General von Holland und Westfriesland, Ritter des goldenen Vlieses und des St. Michaels-Ordens, starb heute am 29. April, Abend 7 $\frac{1}{2}$ Uhr, in Folge der vor Catania empfangenen Wunde.“

Am Ufer war zu derselben Stunde eine laute Bewegung. Das Volk jauchzte dem Vice-Könige von Sicilien, Marquis von Villafranca, entgegen, der eine geschmückte Staatsbarke bestieg und, begleitet von einem glänzenden Gefolge, sich nach dem holländischen Admiralschiffe begab.

Die Officiere empfingen den hohen Gast mit Ehrerbietung und verkündeten ihm, was geschehen.

„Das wolle Gott nicht!“ rief der Vice-König erschrocken. „Ich komme im Namen Seiner Allerkatholischen Majestät, um ihn mit hohen Ehren und Würden zu schmücken . . .“

„Ihr kommt zu spät!“ unterbrach ihn Gerhard Kallenburg mit tiefer Rührung.

Man begab sich in die Kajüte. Gedankenvoll stand der Marquis von Villafranca vor dem Todten. „Spaniens erhabener König hat den Heldengeist erkannt, der in ihm wohnte, und wußte ihn zu würdigen,“ sprach er zu den Umstehenden. „Wir wollten ihn mit äußern Ehren schmücken, aber er bedarf ihrer nicht mehr. So möge denn, was ihn vor Tausenden erheben sollte, seinen Sargdeckel zieren.“ Er winkte. Zwei Pagen des Vice-Königs stellten ein Tabouret zu Häupten des Lagers und legten den Herzogshut darauf, zwei Andere breiteten den Herzogsmantel über den Todten aus. Tiefe Stille herrschte während dieser Ceremonie.

Da fiel der erste Trauerschuß am Bord des Admiralschiffes; nach einer Minute folgte der zweite und die übrigen in gleichen Pausen. Der dumpfe Schall der Geschütze fand sein Echo in den fernsten Meeren, die je von einem niederländischen Kiele durchfurcht sind; der trübe Klang der Trauerbotschaft aber tönte in dem Herzen jedes echten Niederländers nach.

III. Erinnerungen aus einem Aufenthalte in Bornholm *).

(1822 — 1823.)

Es war am 12. August 1822 — erzählt der Prof. Eschricht in Copenhagen — als Se. Maj. König Friedrich VI. auf mein Ansuchen geruhte, mich allergnädigst zum Land-Physikus auf Bornholm zu ernennen. Ich war damals noch nicht volle 24½ Jahre alt, und meine Freunde konnten sich nicht genug darüber wundern, daß ich mich in so jungem Alter von einem glücklichen Familienleben und aus einer für wissenschaftliche Ausbildung viel günstigeren Stellung losreißen wollte, um mich in — Nexö **) lebend begraben zu lassen. So gering wurde vor 30 Jahren das Leben in jener kleinen Stadt angeschlagen. Denke ich freilich jetzt an jene Zeit zurück, so dünkt mich, daß ein ganz anderes Bedenken sich bei mir hätte geltend machen müssen. Ich hatte nämlich, aufrichtig gesagt, damals nur eine sehr geringe Erfahrung als praktischer Arzt, und in Nexö sollte ich ganz allein stehen; ja auf ganz Bornholm war damals nur ein Arzt, nämlich der Regiments-Chirurg, und der hatte seine Wohnung in Rönne ***), vier Meilen von Nexö. Aber ich war damals, wie gesagt, keine 24½ Jahre alt, und in der Jugend macht man sich nicht eben viele Skrupel dieser Art. Das Ganze war

*) Bornholm ist eine der dänischen Inseln, 24 Meilen von Copenhagen, 12 Meilen von der Pommer'schen, 6 Meilen von der schwedischen Küste entfernt.

**) Ein Städtchen auf Bornholm.

***) Hauptstadt von Bornholm, mit etwa 5000 Einwohnern.

etwas Neues, hatte also jedenfalls das Interesse der Neuheit — und mit fröhlichem Muthe ging ich an Bord einer Bornholmischen Fischerjacht.

Gegenwind und Windstille zwangen den Schiffer bei Hammerhaus*) vor Anker zu gehen. Man rief mich auf's Deck, mein Physikat zu betrachten. Der Hammer mit seiner stolzen, halb verfalle-
nen Burg machten einen überraschenden Eindruck auf mich. Zwar hatte ich schon einige Reisen gemacht, aber vor 30—40 Jahren reisten die Copenhagener nicht gern in Dänemark selbst. Auf ihren Ausflügen suchten sie den kürzesten Weg hinüber nach Deutschland, und obgleich ich schon zweimal in Berlin gewesen war, kannte ich doch von Dänemark selbst Nichts als das östliche Seeland und Moen. So lernte ich daher Dänemark in meinem eigenen Physikat von einer ganz neuen und höchst ansprechenden Seite kennen, als ich, bei Hammern an's Land gesetzt, auf einem der schmalen Bornholmischen Wagen, mit Sitzen für 4 Personen versehen, über die Felder und durch liebliche Thäler mit ihrem niedlichen Buschwerk dahin fuhr.

Weniger erfreulich war der Eindruck meiner neuen Residenz — Nerø. Copenhagener vom reinsten Wasser, war ich, wie damals die Copenhagener im Allgemeinen, sehr bereit, alle anderen Ortschaften mit dem Maßstabe Copenhagens zu messen — und natürlich stand Nerø weit hinter Copenhagen zurück. Auch klang der Bornholmische Dialekt meinen Copenhagener Ohren wenig behaglich. Andererseits ist es auch sehr wahrscheinlich, daß der neue Doctor den Bornholmern zuerst wenig gefiel. Mein verstorbener Vorgänger war hoch in den Sechzigern und von ansehnlichem Aeußern gewesen. Ich war zwar wirklich über 24 Jahre, aber sah aus, als ob ich kaum 18 oder 19 wäre. Dazu verstieß ich all' Augenblicks

*) Das Hammerschloß, auf einem Felsen, Hammer genannt, gelegen.

gegen alle gute Bornholmische Lebensweise. Gleich bei dem ersten Besuche in einem Hause weigerte ich mich hartnäckig, mit dem Wirth ein Glas Brantwein zu trinken, und auf die ganz gewöhnliche Frage: „Na, wie gefällt's dem Doctor auf Bornholm?“ antwortete ich höchst leichtsinnig: „Das ist eine prächtige Insel!“ — bis ich endlich meinen Mißgriff einsah, als ein alter Mann mir bei dieser Antwort einstmals sehr ernsthaft bemerkte: „Uebrigens nennt unser allergnädigster König Bornholm „unser Land Bornholm.“ Von jener Zeit antwortete ich immer: „Bornholm ist das schönste Land, das ich jemals gesehen habe,“ — und hiermit war man völlig zufrieden gestellt.

Was indessen mein Glück in der neuen Stellung am meisten begründet und sich dazu auch am Besten eignete, das war der glückliche Ausfall meiner Curen, obschon ich mich oft gewundert habe, daß ich damals als praktischer Arzt so viel Glück machen konnte. Die Behandlung eines Müllerjungen, dessen Arm von den Zähnen des Radwerks ergriffen und an drei Stellen zerquetscht war, gab mir den ersten Ruhm. Da ich den Jungen ohne Amputation herstellte, wollten Alle den jungen Doktor geholt haben, war es auch nur, um ihn von der Familie besehen zu lassen. Morgens hatte ich oft 2 und 3 Wagen und in dem folgenden strengen Winter 3 oder 4 Schlitten mit klingendem Schellengeläute vor meiner Thür. Ueber alles Mögliche sollte ich meine Meinung sagen, die man gewöhnlich sehr richtig fand oder mir gegenüber wenigstens so that. So ward ich bald bornholmisiert, und ich konnte nicht mehr begreifen, wie das Bornholmische anfangs in meinen Ohren gekrazt oder so häßlich geklungen hatte, da mir jetzt der Dialekt weit kräftiger und behaglicher als der Copenhagener schien. Die Bornholmische Nationaltracht hatte mir immer sehr kleidlich geschienen, und für das Eigenthümliche des dortigen ganzen Volkslebens gewann ich ein lebhaftes Interesse.

Von alter Zeit her hatte der ganze mittelste Theil des Landes Bornholm unter dem Namen Almendingen immer unbebaut gelegen. Zu meiner Zeit hatte man indeß schon eine ziemlich große Stelle davon mit Tannen bepflanzt. Dörfer giebt es nicht. Alle Höfe liegen zerstreut umher; jeder von ihnen ist, ebenso wie die Kirchen, nach den 4 Himmelsgegenden*) gerichtet. Die Länge der Stuben liegt von Ost nach West. Die letztere Rücksicht gilt auch für die innere Einrichtung. Man tritt in die große Stube durch eine Thüre an der östlichen Wand. Links (gegen Süden) gehen die Fenster, drei oder vier, nach dem Hofraum; längs derselben steht eine Bank, vor ihr ein langer Tisch: „der südliche Tisch;“ zur Rechten ein kleinerer Tisch: „der nördliche Tisch,“ an dem das Gesinde, bei Gastereien aber alles Mannsvolk Platz nimmt. Am westlichen Ende des langen Tisches steht ein Lehnstuhl mit hohem Rücken: der Ehrensitz, auf den sonst der Hausherr, bei Besuchen der Gast, bei Festen der Pfarrer das Privilegium hat. An der Seite steht die Bornholmische Uhr und befinden sich die Thüren zu den andern Stuben.

Tretet nun, meine jungen Freunde, mit mir in eine dieser großen Stuben, wo man gerade ein „Uffröl“ (Opferbier), d. h. ein Begräbnißfest feiert. Auf der Bank längs den Fenstern nach dem Hofe, an dem „südlichen Tische“ sitzt alles „Weibsvolk.“ Die nationale Trauertracht, in die sie alle gekleidet sind, giebt der Reihe ein sehr feierliches Aussehen. Ihre Röcke sind schwarz, wenigstens ganz dunkelfarbig; am Halse ist in eigenthümlicher Weise ein weißes Halstuch befestigt; auf dem Kopfe sitzt ein Puz von verschiedener Form. Die Reichsten tragen „Nöller,“ nämlich kleine Hauben, die sehr nach hinten sitzen und ein wenig über dem Scheitel anliegen, mit einem aufrechtstehenden quer über den Kopf gehenden Streifen,

*) Die Dänen sagen dafür „Verdenshjørner“ (Weltecken).

der mit einer Reihe steifer, langstenglicher, schwarzer Blumen besetzt ist. Das Haar vor dem Scheitel ist stark nach hinten gestrichen und gepudert. Ebenso ist der mittelste Theil der Stirn mit Hilfe von Wachs oder Pomade stark mit Puder belegt und zwar in der Form eines scharf geschnittenen Dreiecks, dessen Spitze nach der Nase geht. Andere tragen vor der kurzen Haube Spitzen von derselben Form, wie jene Puderpartie, die mit zwei breiteren über die Ohren auf die Backen fallenden Spitzen verbunden sind. Alles „Weibsvolk“ sitzt sehr schweigsam und still.

Ist an diesem Tische noch mehr Platz, als für die Frauenzimmer, den Pfarrer (und den Nerd-Doctor), so erhalten auch noch der Küster und einige vornehmere Bauern ihren Sitz auf seiner nördlichen Bank. Die Männer tragen lange schwarze Röcke und schmucke weiße Leinwand — alles nach alter Zeit, Schlag und Schnitt. Die Tafeln sind mit sehr reinlichem Tischzeuge bedeckt. Vor jedem Gaste liegt Gabel, Messer und Löffel, größtentheils in alterthümlicher Form, das Löffelblatt kreisrund, der Stiel schön ausgearbeitet. Auf einem der Löffel fand ich 1660 eingegraben.

Der Herr Pfarrer erinnert an das Tischgebet. Allgemeine Stille. Alle senken den Kopf und falten die Hände. Der Pfarrer erhebt sich zuerst. Sogleich nach ihm alle Anderen, und Alle auf einmal gehen daran — sich ein Stück Butterbrod zu schmieren und die Branntweingläser zu füllen. Jeder Mann leert zuerst für sich ein Glas, dann gehen die Gläser rund um in der Reihe der Weiber. Die Verheiratheten nehmen meistens auch einen ganzen „Syp“ (Schnaps); die Mädchen nippen nur. Jeder speißt darauf sein Butterbrod.

Nun erscheinen eine Menge Schüsseln auf den zwei Tischen. (Bei größeren Festen sind natürlich auch Tische in den andern Stuben gedeckt.) Soviel ich weiß, sind die Gerichte immer dieselben.

Das erste besteht aus Suppenfleisch mit Klößen, wozu immer

Meerrettig-Sauce in kleinen Schalen herumgereicht wird. Am südlichen Tische besorgt der Wirth und der Leichenbitter die Aufwartung selbst. Beginnen die Fleischschüsseln leer zu werden, so wird die Suppe in Töpfen hereingebracht und in dieselben ausgegossen. Die Gäste langen mit ihren Löffeln zu, und nimmt der Borrath ab, wird neuer dazu geschüttet. Die allgemeine Stille wird ab und zu von den Aufmunterungen des Herrn Pfarrers unterbrochen, z. B. „Na, wie geht's am nördlichen Tisch, ihr scheint mir da oben so maufestill!“

Die Suppe ist verzehrt, das Mannsvolk nimmt den zweiten „Syp“. Messer und Gabeln werden von den Aufwartenden abgewischt und nun der Braten aufgetragen. Auf den südlichen Tisch: ein Truthahn, eine Gans, ein Lamm, vielleicht auch noch ein Schwein oder Ferkel, oder anderer Braten. Zu sämtlichen Braten dieselbe Sauce — geschmolzene Butter, und als Eingemachtes rothe Rüben, mit selbst gebrautem Bieressig bereitet. Zum Getränk giebt's aber außer Branntwein nur ein gelbliches, gewöhnlich trübes, dünnes und süßes Bier.

Der Pfarrer läßt nun einen Teller herumgehen für die Armen, oder der Leichenbitter ist's, der mit dem Teller vorkommt und in ächtem Leichenbitterstyle die Aufforderung ergehen läßt: nach alter Sitte der Armen zu gedenken. Ist der Teller, auf den Jeder einige Schillinge zu legen pflegt, umhergegangen, so tritt der Leichenbitter vor und hält eine Rede, die bei Kindtaufen und Hochzeiten gewöhnlich komisch sein soll, bei den „Afröln“ aber wenigstens für die Fremden mehr als komisch durch den monotonen Leichenbitter-Pathos wird, mit dem er sie in streng bornholmischen Dialekte vorträgt. Er dankt den geehrten Gästen, daß sie mit ihrer werthen Gegenwart dem Todten noch die letzte Ehre erwiesen haben, bittet sie, noch eine oder sechs Stunden, — alles nach gefälligem Behagen —

zu verweilen und — nächsten Tags, Glocken Eils, Allesammt wiederzukommen. Auf den Fremden ist beim Anblick der vielen leeren Schüsseln und der zergliederten Braten die letzte Einladung von schlagender Wirkung.

Der Herr Pfarrer fragt darauf, ob sie am „nördlichen Tische“ fertig sind, worauf er alle auffordert, ihr Gebet zu sprechen. Nach einer gleichen Pause wie vor der Mahlzeit erhebt man sich und wünscht sich, zu jedem herumgehend: „Wohlbekommen.“ Die Männer geben einander die Hand; das „Weibsvolk“ küßt sich gegenseitig den Mund auf beiden Seiten, die Männer geben auch den Frauen die Hand, wobei zuweilen wohl auch ein Kuß abfällt.

Uebrigens war die Einladung des Leichenbitters keine Spiegelstecherei, und den nächsten Tag giebt es allezeit Reisbrot und Klippfisch.

Bei diesen Gastereien wird unbestreitbar eine große Menge Brantwein getrunken. Man bedient sich hierbei gewöhnlicher Weingläser, und zu jeder Mahlzeit und zu jedem Gericht ohne Ausnahme gehört ein solches Glas. Der junge Doctor wollte anfänglich in dieser Beziehung eine radicale Reform durchführen — aber er machte nicht einen einzigen Proselyten. Als ich das erste Mal auf einem Bauernhof mit der Familie aß und sah, wie erst der Mann, dann eins der älteren Kinder sein Glas leerte, dann ein Junge, der kaum über den Tisch sehen konnte, auch seinen Syp bekam und nun die Mutter, die ihr jüngstes, noch die Brust nehmendes Kind auf dem Schooße hatte, nicht allein selbst trank, sondern den Rest im Glase auch dem Kinde reichte, da glaubte ich den Augenblick gekommen, gänzliche Enthaltfamkeit zu predigen. Aber von einem Lehnstuhl in der Ecke erhob sich ein baumhoher Greis mit grauen Haaren, legte die Hand auf meine Schulter und sagte: „Nein, Herr Doctor; hätte ich nicht Brantwein bekommen seit

meiner frühesten Kindheit, so läge ich schon seit Langem in meinem Grabe.“

Wollte man wirklich dem auf Bornholm so allgemeinen Branntweintrinken entgegenwirken, so würde das meiner Ansicht nach am Besten durch Einführung eines guten, etwas starken Bieres geschehen. Gegohrene Getränke ganz zu entbehren, darenin werden sich kaum Leute finden, die einmal an sie gewöhnt sind.

Bald wußte man überall, daß es zu den besonderen Fehlern des jungen Nerö-Doctors gehörte, daß er keinen Branntwein leiden konnte. Ein anderer, nicht weniger auffälliger Fehler war, daß er sich niemals zwischen Nord und Süd, Westen und Osten zurechtfinden konnte. Die Bornholmer gebrauchen nämlich nur äußerst selten die Bezeichnung rechts und links. Fragt man also z. B.: Wer ist das junge Mädchen zur Rechten? so fragt der andere wieder: die im Osten? In den Bornholmischen Stuben orientirt man sich bald über die Himmelsgegenden, weil Jedes und Alles nach ihnen gestellt ist. Frug ich aber auf meinen Ausflügen zu Pferd nach dem Wege zu Hans Kosod oder Mads Kosod*) und erhielt die Antwort: „der Herr Doctor kann niemals fehlen; Sie brauchen nur nach Südost zu reiten, bis Sie zu einem Kreuzwege kommen, dann drehen Sie sich gerade im Osten, und wenn Sie einen Hof gerade im Norden sehen, so reiten Sie westlich herum, bis Sie einen andern Hof Nord-Nordwest sehen,“ — so sah mich der beredte Wegweiser oft zu seiner großen Verwunderung gerade den verkehrten Weg reiten.

Die Bornholmer sind immer und überall in Rücksicht auf die Himmelsgegenden orientirt. Ich glaube, wenn man einen Bornholmer zehnmal um und um dreht — er wird immer gleich Ost

*) Namen, auf Bornholm so gewöhnlich, wie bei uns: Müller, Schulze, Meier u. s. w.

und West angeben können, um so leichter, da er allezeit weiß, was für Wind ist. Denn da es sehr unwahrscheinlich ist, daß der Wind sich gedreht hat, während er selbst gedreht wurde, so wird er selbst mit verbundenen Augen leicht die Gegend wieder kennen, weil er vorher wußte, woher der Wind kam. „Der Bornholmer hat immer seinen Compaß im Kopfe,“ soll ein Fremder einmal gesagt haben, und das hat sicher seine Richtigkeit, so lange der Bornholmer auf Bornholm ist. Daß es indeß täuschen kann, weiß ich, seit ich einen Bornholmer zu einem andern sagen hörte: „denke Dir, was Copenhagen für eine Stadt ist. Ich ging dort drei Tage umher — und wußte nicht, wie*) ich ging.“

Doch wir verlassen das Innere von Bornholm, um uns an der Küste umzusehen. Hier an den Ufern des Meeres ist der Bornholmer eigentliche Heimath. Sie sind fast alle tüchtige Seeleute. Es wäre übertrieben, zu sagen, von der Geburt an; aber von der frühesten Kindheit an sind sie es gewiß. Die Bornholmer lernen so zeitig, sich nach den Himmelsgegenden zu orientiren, wie die Copenhagener Rechts von Links zu unterscheiden. Der Bornholmer lernt und muß es mit der Muttersprache selbst lernen, aber in gleichem Verhältniß lernt er auch sich überhaupt heimisch auf dem Meere zu fühlen, insonderheit, wenn er zu der überwiegenden Mehrheit von Familien gehört, die an der Küste selbst wohnen und dort ihren Erwerb finden. Während meines Aufenthaltes in Nexö kam es vor, daß ein kleines Boot mit einem Knaben von 12 Jahren und seinem jüngeren Bruder scheiterte. Keiner von ihnen verlor die Geistesgegenwart. Der Ältere faßte den Jüngeren und arbeitete ihn mit sich herauf nach dem Kiel, wo er ihn und sich selber festhielt, bis man ihnen Hilfe brachte.

Die Hauptstraße und der Markt in Nexö liegen längs dem

*) Nämlich nach welcher Himmelsrichtung.

Strande mit offener Aussicht nach dem Meere. Hört ein Copenhagener Doctor die Gespräche dort, so wird ihm ungefähr zu Muthe, wie es einem Bornholmischen Seemann sein müßte, wenn er eine Doctor-Disputation hörte. Wenn ich mit meiner Brille am fernsten Horizonte ein Schiff kommen zu sehen glaubte, disputirten die Bornholmer schon, ob es das von Mads Jensen oder Jörgen Kosob wäre. So hörte ich einst ein alterndes Weib, die flache Hand über den Augenbrauen, bemerken: „dort ist Christen Jeggesen; ich kann es an seinem neuen Bugsprietssegel sehen.“ Sagte ich: „dort kommt ein Schiff,“ war die Antwort: „Nein, Herr Doctor, das ist eine englische Brigg, die vor halbem Winde nach der Finnischen Bucht geht.“ Uebrigens geht kein Schiff vorbei, ohne daß seine Manöver einer strengen Kritik unterworfen werden. Bald macht der Schiffer zu kurze, bald zu lange Schläge; bald hat er zuviel Segel auf, bald mußte er dieses oder jenes noch beisehen; bald mußte er mehr nach Ost oder nach Westen halten; bald hat er wahrscheinlich Mangel an Mannschaft u. s. w. Man sagt auch nicht: es ist starker oder sehr starker Wind, man weiß gleich, ob es Laberkuling, oder Bramsegels- oder Marssegelkuling ist. Noch weniger spricht man darüber, woher der Wind kommt; jeder weiß es von sich selbst, hört es an dem Saufen des Windes oder an dem Brausen des Meeres, sieht es an den Bewegungen der Wellen, am Zuge der Wolken, an den Bewegungen der Schiffe. Man spricht aber darüber, wie der Wind zur Nacht oder den folgenden Tag werden wird, wozu das Aussehen des Horizonts und des Wolkenhimmels Kennzeichen und Anleitung giebt. Der Bornholmer weiß selbst in dunkler Nacht, was für Wind ist. Er hört es am Schall des Meeres oder am Geräusch der Fensterläden, und halb im Schlafe ruft es ihm der Wächter zu, der hier statt des Berjes in Copenhagen schreit: „Die Glocke hat Elf geschlagen — der Wind ist Nordwest.“

Als eine Schattenseite glaubte ich anfangs bei den Bornholmern

ihre kaum verhehlte Freude betrachten zu müssen, die sich bei der Nachricht von einem Wrack zeigte. Aber ich merkte bald, daß ich in dieser Beziehung meinen Landsleuten Nichts vorwerfen konnte. Die erste Strandung, die während meines Aufenthaltes in Bornholm vorkam, war die einer preussischen Galeasse, die beim Ansegeln ihr Steuerruder verloren hatte und nun auf eine Sandbank der Südküste trieb, von der ihre ganze Ladung an das Land getragen werden mußte. Sie bestand aus einer großen Menge französischer Papiers, Keinetten und ausgezeichnetem Aepfelwein und füllte fast drei Bauernhöfe. Aus meilenweitem Umkreise kam die Bevölkerung zur Bergung und Auction zusammen. Alle hatten dabei Etwas zu bestellen: die Seeleute zu bergen, die Bauern das Geborgene unter Dach und Fach zu bringen, die Kaufleute zu kaufen, der Doctor die Unschädlichkeit der Waaren zu untersuchen, der Stadtvogt und Stadtschreiber das Ganze zu ordnen, der Amtmann die Aufsicht zu führen, der Commandant die Ordnung aufrecht zu erhalten. Capitain und Mannschaft, die ganz ohne Schuld waren, hatten Nichts von ihren eigenen Sachen verloren und wurden auf's Beste gepflegt. Das Ganze bot wirklich ein interessantes Schauspiel, und es kam mir vor, daß, wenn alle Strandungen so gut abließen, eigentlich Niemand Verlust erleide — ausgenommen die Versicherungs-Gesellschaften, und, bemerkte ich, „die Versicherungs-Gesellschaften sollten am wenigsten klagen, denn sie leben ja von Strandungen. Gäbe es keine Strandungen, so würde Niemand assureiren und die Asscuranz-Compagnieen gingen zu Grunde!“

Noch weniger fand ich mich bei der folgenden Strandung zu einem mißbilligenden Urtheil aufgelegt. Diesmal war es eine holländische Kuff, deren Ladung aus ganz ausgezeichneten, größtentheils bouteillirten Weinen für den Kaiser von Rußland bestand — sodann aus einer vollständigen Sammlung aller in den letzten zwei Jahren in Frankreich erschienenen Bücher, und endlich einer großen Menge

französischer Galanteriefachen, besonders seiner Stahlarbeiten. Hatte die erste Strandung mich mit Papier für viele Jahre versehen, so that es die zweite in nicht geringerem Grade mit Wein und mit neuen Büchern, wie sie kein Naturforscher und Arzt in Copenhagen besser haben konnte.

So mußte ich also in dieser Beziehung auch gegen die guten Bornholmer nachsichtig sein. Und nun gar, als ich Zeuge ihres Nuthes und ihrer Sachkenntniß bei der Bergung war. Vor Svanike kam es im Herbst 1822 vor, daß ein großes englisches Schiff, das wegen niedrigen Windes einige Zeit dort vor Anker gegangen war, beim Wegsegeln so gewaltsam gegen eine Klippenwand stieß, daß das Steuer brach und Deck und Masten umstürzten. Es war Dämmerung. Eine Engländerin saß ganz ruhig in der Casüte und trank Thee. Mößlich wird ihr zugerufen, augenblicklich mit ihrem Kinde heraufzukommen, wenn sie sich und ihm das Leben retten wolle. Bornholm'sche Seeleute waren von der Küste aus Augenzeugen des Unglücks gewesen. Das Wrack lag dicht oben an der Klippenküste, aber es war außerordentlich schwierig, bei der ziemlich heftigen Brandung ihm anzukommen. Capitain und Mannschaft hatten vollauf zu thun, die Masten zu kappen. Die unglückliche Mutter hatte alle Fassung verloren, und als sie die barschen Seeleute mit einer fremden Sprache sich vordrängen sah, den einen, um ihr Kind, den andern, um sie selbst zu ergreifen, gerieth sie in eine Verzweiflung, die vielleicht ihr und ihres Kindes Leben gekostet haben würde, hätten nicht die braven Seeleute, ohne irgend davon Notiz zu nehmen, das Ihrige gethan. Gezwungen, sich einige Zeit in Svanike aufzuhalten, erkannte sie später in den Männern, die damals ihren Abscheu erweckt, ihre lieben Erretter.

Schließlich sei es mir gestattet, eine andere Seemannsgeschichte von meinem Aufenthalte auf Bornholm mit größerer Ausführlichkeit zu erzählen:

An einem kalten Herbsttage sehe ich von meinem Fenster einen großen Theil der Einwohner von Nerö auf dem Markt sich zusammenschaaeren und unverwandt hinaus nach dem Meere blicken; ich eile hinzu. Ein großes Schiff geht dicht bei der Küste vor Anker. „Das ist eine amerikanische Brigg,“ heißt es, „und weiß Gott, was sie hier vor Anker führt bei dem starken Landwinde. Da ist ja Nichts im Wege an der Takelage. Die geht ja so schmuck auf uns zu, als wollte sie schnurgerade auf den Markt laufen.“ Man sieht ein Boot aussetzen. Der Capitain sitzt selbst am Steuer. Die Neugierde Aller ist auf's Höchste gespannt. Das Boot legt an. Der Capitain springt heraus. Es ist ein fixer, sonnenverbrannter Seemann von einigen und dreißig Jahren. Er tritt zu den Zuschauern. „Grüß Gott, Gentlemen,“ heißt es. Aber er sieht sich unter ihnen um, als suche er Jemanden. Nun scheint er ihn gefunden zu haben.

„Meine theuren Freunde, kennt Ihr mich nicht mehr?“ —

„Capitain Tom,“ heißt es von mehreren Seiten, „Capitain Tom, Ihr seid es!“

Capitain Tom! Wer ist Capitain Tom?

Zehn Jahre vorher war auch eine herrliche amerikanische Brigg an derselben Küste mit demselben Winde vorbeigesehelt. Aber sie kam der Küste zu nahe, lief sich fest, das Schiff wurde ein Wrack. Der Capitain war ein Mann in dem Anfang der Zwanziger. Er verwünschte in seiner Verzweiflung sein Schicksal, Bornholm und alle Bornholmer. Aber bald lernte er die Bornholmer besser kennen, zuerst bei der gefährlichen Bergung von Ladung und Wrack, dann während des halbjährigen Aufenthaltes, den er in Nerö nehmen mußte. So lernte er die Bornholmer lieben und gewann viele Freunde unter ihnen. Das war Capitain Tom gewesen.

Jetzt hat er schon eine Reihe von Jahren eine andere ebenso große und schöne Brigg glücklich durch alle Fahrwasser geführt und ist augenblicklich auf dem Wege von Petersburg nach Amerika. Er

passirt Bornholm; da fallen seine Augen auf das alte Nerö. Durch das Fernrohr sieht er die Leute auf dem Markte; da kann er der Versuchung nicht widerstehen. Er läßt den Anker fallen, um an's Land zu gehen, nach den alten Freunden zu fragen, ihnen das neue Schiff zu zeigen, ein Glas mit ihnen zu trinken und dann schnell die gefährliche Küste wieder zu verlassen.

Nach und nach erkennt er mehrere wieder. Wiedersehen ist freilich nicht allezeit erfreulich! „Gram! bist alt geworden, Gram!“ Er hatte noch nicht ganz die Sprache seiner Freunde in Nerö vergessen. Er fragt nach der Frau des Einen, nach der Tochter des Andern. Jene ist todt, diese nun verheirathet. „Where is Doctor Knauer?“ — „Er ist todt; hier unser neuer Doctor.“ — „Ah that young gentleman? Where is Hansen?“ — „Hansen ist krank.“ — „Hansen ist krank; laßt uns zu Hansen gehen.“ — Aber auf dem Wege dahin muß er noch erst zu diesem und zu jenem, und an jeder Stelle wird natürlich ein Glas getrunken auf das unerwartete Wiedersehen. Nun versammelt sich Alles bei Capitain Hansen. Während Frage und Antwort mit Händedrücker und Ausbrücker von Freude oder Bedauern wechseln, wird in der oberen Etage des Hauses ein Fest bereitet. Ein langer Tisch mit zwei Reihen Bänken ist mit Punschbowlen, Gläsern und Tabakspfeifen besetzt. Bald ist die Fröhlichkeit in vollem Gange. Den niedrigen Raum füllt der Dampf des Punsch und der Pfeifen. Es wird dunkel; Lichter werden angezündet. Eine Gesundheit folgt der andern: Capitain Tom! Capitain Winslow! Ein Glas für unsern Hansen! Freundschaft für immer!

Nun ist es draußen ganz dunkel geworden. Durch die stark beschlagenen Fenster sieht man nur schwarze Nacht. Da erblickt man nahe dem Eingange eine unruhige Gruppe. Ein kleiner

*) Wo ist Dr. Knauer?

**) Ah, dieser junge Gentleman? Wo ist Hansen?

gedrungener Seemann mit einem Gesicht, das Sonne und Wind stark mitgenommen haben, und mit großem Backenbarte ist im Handgemenge mit mehreren Andern. „Ich will es sagen,“ — ruft er — „nein ich will es schreien, so daß“ „Du sollst es auch sagen, aber nicht so,“ und man sucht ihm den Mund zuzuhalten. „Ja bei allen Ich soll's. — Capitain Tom, hört Ihr den Sturm?!“

Augenblicklich Todtenstille in der ganzen Stube. Durch Dampf und Rauch sieht man bei dem Scheine der hoch brennenden Dochte der Talglichte eine Reihe rother Seemannsgesichter mit lauschenden Mienen und starren Augen. Der Sturmregen peitscht an die schwarzen Fenster, daß die Stube erbebt. Eine tiefe Bassstimme sagt langsam und ernst: „Ostüdost, doppelt gereffter Marssegelsturm!“ — „Mein Schiff! Ich muß fort! Lebt wohl, lebt wohl, zum letzten Male!“ — „Lebe wohl, Tom! und nun nur noch ein Glas auf dem Fallseil!“ — „Nein, bei allen“ schreit der kleine gedrungene Schiffer, und wie ein Hammer fällt seine geballte Faust auf den Tisch, daß Näpfe, Gläser und Lichter wackeln, „Nichts mehr getrunken; fort! Alle fort, und das gleich auf der Stelle. Seine Mannschaft liegt draußen wie Schweine. Fort, Capitain Tom! fort!“ — „Ich muß einen Lootsen haben!“ — „Lootsen? Wir sind alle Lootsen. Fort! Fort!“ — und heraus aus der Thüre, die steile Treppe nieder stürzt Einer nach dem Andern oder von den Nachfolgenden vorwärts gedrängt zwei und zwei unter Abschieds-Umarmungen.

Die Vordersten hört man schon außerhalb rufen und schreien. Capitain Tom's Stimme dringt durch: „Jack! Dick, wo ist Jack?“ — Auf der Treppe noch Lärm von schweren Stiefeln und schreienden Stimmen — aber oben in der Stube ist nur Einer zurück, der Einzige von der Gesellschaft, der nicht „ganz befahren“ (betrunken) war. Rothgelb bricht der Schein der langen Lichtschnuppen durch den Nebel von Rauch und Dampf und zeigt Tisch und Boden wie

ein Schlachtfeld: umgestürzte Bänke, zerbrochene Gläser und Kreidepfeifen. Das Heulen des Sturmes schallt doppelt stark durch die Stille der Nacht. Das Meer braust; die Takelage pfeift von den Fahrzeugen im Hafen. — Jetzt entfernt sich das Rufen des Seesvolks mehr und mehr, aber ab und zu glaube ich noch Tom's Stimme oder die eines der Bornholmer wieder zu erkennen.

Mit bangen Ahnungen mische ich mich unter die Menge, die außen vor dem Hause oder am Strande sich versammelt hat. „Wird's noch gut gehen?“ — „Ja wenn sie noch rechtzeitig auf die Brigg kommen. Aber das wird schwer halten, ihr anzukommen. Der Wind ist gerade gegen Land, und wir haben schweren Seezug.“ — „Die Amerikaner können durchaus Nichts vertragen“ — bemerkte ein Anderer — „von der ganzen Mannschaft konnte Keiner auf den Beinen stehen, und sie hatten doch gar nicht so viel getrunken.“

Aber sie erreichten das Schiff noch zur rechten Zeit. Kaum waren sie an Bord gekommen, als Capitain Tom eine Art verlangte, um sein Ankertau zu kappen. Jede Minute war kostbar, denn es war die höchste Zeit, in die offene See zu kommen. „Nein, Du sollst Deinen Anker nicht hier liegen lassen, Tom!“ heißt es, und die Männer haben schon die Hebel ergriffen und winden singend empor, so daß das Heulen des Sturmes und das Brausen des Meeres von dem munteren Gefange der Seeleute übertönt wird, während der schwere Anker rasch empor kommt.

„Drei Neff in die Segel! Halt sie, so scharf Du kannst, gegen den Wind!“

„Leb wohl, leb wohl!“ Und sie springen in's schaukelnde Boot. „Geht der Wind nicht mehr südlich, so kann sie noch bei Durodden vorbei kommen.“

Es stürmte die ganze Nacht tüchtig. Aber am Morgen sah man keine Spur von einem Wrack. „Er ist noch einmal davon gekommen.

Berwegene Kerle, diese Amerikaner!“ — Von Capitain Tom und von Nichts als Capitain Tom war natürlich während vieler Tage die Rede unter den Bewohnern Nerö's.

Am Abend des dritten Tages läßt sich in den Straßen ein in Nerö unbekannter Fischerknabe sehen. Er fragt nach Capitain Hansen.

„Hier ist Capitain Hansen.“

„Von wem ist der Brief, mein Junge?“

„Das weiß ich nicht, Herr Capitain. Aber heute morgen bei Sonnenaufgang war ich mit meinem Vater außen vor Hammeren und fing Dorsch. Laberkuling Südsüdost. So kommt eine amerikanische Brigg südwärts und hält sich dicht an der Küste. Wir erwarteten jeden Augenblick, daß sie wenden sollte; aber sie steuerte gerade auf uns zu. Und so legte sie bei, und wir wurden angerufen, daß ein Mann an Bord kommen solle. „Die wollen unsere Dorsch kaufen,“ — sagte mein Vater — „geh Du hinauf mit dem Paar, das wir gefangen haben, und mach' einen guten Handel.“ Aber da ich nun das Fallseil hinauf komme, sehe ich den Capitain mit seiner ganzen Mannschaft stehen. Und so redete er mich in Bornholm'scher Sprache an und fragte, ob ich Capitain Hansen in Nerö kenne. „Ja,“ sagte ich, „ich habe wohl seinen Namen gehört, aber gesehen habe ich ihn niemals.“ So zeigte er mir diesen Brief und fragte, ob ich ihn gleich nach Nerö bringen wollte? „Ja — sagte ich — aber, Capitain, das ist ein langer Weg; das sind vier steife Meilen nach Nerö.“ Aber so nahm er einen Silberthaler 'raus — mein Vater sagt, das sei ein harter spanischer Thaler. Und so versprach ich den Brief gleich hierher zu bringen, und so wie ich im Boote zurück war, drehte die Brigg uns den Achterspiegel zu und war schnell weit nach Westen.“

„Das war gut, mein Junge. Nun kannst Du bei mir bis morgen früh bleiben.“

„Nein, Herr Capitain; ich danke zwar, aber das kann ich nicht;

denn morgen soll ich ganz zeitig mit Vatern wieder heraus und Dorfsch fangen.“

„Na so gehe 'raus nach der Küche und nimm ein Stück Butterbrot und ein Glas Brantwein. — Der gute Tom! Er schreibt, daß er nicht Bornholm das Achterende (Hintertheil des Schiffes) zukehren kann, ohne uns Lebewohl zu sagen. Daß Ihr mein Schiff befreitet, schreibt er, thatet Ihr als braves Volk. Daß Ihr aber auch meinen Anker gerettet habt, das werde ich Euch niemals vergessen, und jedes Mal, wenn ich den Anker sehen werde, und jedes Mal, wenn er mein Schiff hält, wenn es kneift, will ich an Euch denken und glauben, daß Ihr es seid, die es halten.“

„Den werde ich auch wohl niemals mehr wiederschen,“ sagte der alte Bornholmer und strich mit seinem Jackenärmel über die Augen.

IV. Skizzen aus Corsika.

Hatte mich das Schicksal oder vielmehr der Sturm nun einmal doch, statt nach Smyrna, nach Corsika verschlagen, so galt es jetzt das möglichst Angenehme und Nützliche aus diesem Umstand zu gewinnen. Corsika aber wieder zu verlassen, ohne das Geburtshaus Napoleons besucht zu haben, schien mir noch eine ungleich größere Reisesünde, als in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst zu sehen. Auch unser freundlicher Wirth in der großen stattlichen „Locanda“ (Wirthshaus) unweit des Fußes des hohen „Monte Renoso“, bei dem wir uns schon vier Tage von den letzten Strapazen des Schiffbruchs ausgeruht hatten, hielt es für heilige Pflicht, daß wir deshalb nach Ajaccio reisen mußten. Er war ein begeisterter Anhänger des großen Kaisers, unter dem er zuletzt noch als 18 jähriger Bube in der Schlacht bei Waterloo gefochten hatte, und nannte ihn stets mit nicht geringem Stolz seinen „Compatriote“ (Landsmann). Daß der Vater meines Gefährten, des alten polnischen Capitains, so einige 16 Feldzüge unter dem „Napoleone primo“, wie der große Kaiser jetzt wieder genannt wurde, mitgefochten hatte, trug gewiß viel zu der ungemein freundlichen, ja selbst herzlichen Aufnahme bei, die wir armen Schiffbrüchigen hier gefunden hatten. Aber auch auf den jetzigen Napoleon hielt unser wackerer Pasquale Giavanolli ein ganz Theil, obgleich er im Grunde nicht viel von ihm wußte. Doch er führte ja den Namen Napoleon,

war ein Neffe des großen Kaisers, ein Corse seiner Abstammung nach, und dies genügte schon, ihn hoch zu stellen. Kaum konnte er es erwarten, daß der neue Napoleon sich die Kaiserkrone Frankreichs aufs Haupt setzte, und meinte stets, „er hätte dies nur gleich schon im December vorigen Jahres thun sollen.“ Gleiche Meinung habe ich überhaupt überall fast von allen Leuten, mit denen ich während meines 10tägigen Aufenthaltes in Corsika in Berührung kam, ausgesprochen gehört, und stets eine große Freude damit vereint, daß ein Napoleon jetzt wieder die Herrschaft über Frankreich führe.

Bei unserem Pasquale Giavanolli hatte man so recht Gelegenheit, eine echt corsische Wirthschaft kennen zu lernen, und dies war von großem Interesse für mich. Zwar hatte der Alte mehrere Jahre als Corporal bei französischen Voltigeurs gestanden und sprach wie alle gewesenen Soldaten gern und viel von seiner militairischen Dienstzeit, war aber selbst ein echter Corse durch und durch bis auf die kleinste Ader geblieben.

Seine „Locanda,“ denn dafür hielten wir es, von einem Hirtenbuben dahin gewiesen, obgleich ich später, als ich die Zechen bezahlen wollte, zu meiner nicht geringen Verlegenheit erfuhr, daß es gar kein Wirthshaus war, sondern wir nur die uneigennützigste Gastfreundschaft genossen hatten, für welche jede Vergütung sehr bestimmt abgeschlagen wurde, lag vom Dorfe entfernt, am Eingange des Thales von Savignano. Den unsichern Zustand der Insel, wo Mordthaten und Blutrache zu den gewöhnlichsten Dingen gehören, konnte man schon aus der ganzen Bauart des Hauses erkennen.

Fast wie ein kleines Castell, mit hohen Ringmauern, festen Thoren, einer Art Wartthurm zum Auslugen, alles ganz von grauem Felsstein erbaut, lag es am Abhang eines Hügel, unter dem Schatten mächtiger Kastanien. Nie sah ich so große, kräftige Bäume dieser Art, die wirklich etwas Imposantes hatten, wie hier.

Alle Fenster des Wohnhauses waren eine Etage hoch angelegt und mit eisernen Gitterstäben eng verwahrt, während das untere Geschloß zur Remise diente. Der „Vendetta“ (Blutrache) wegen, diesem unausrottbaren Uebel in Corsika, das noch alljährlich viele Opfer fordert, war die feste castellartige Bauart angewandt worden. Zwei Brüder meines Wirths waren in der „Vendetta“ erschossen und, wie dann immer der Fall, wieder blutig gerächt worden. Jetzt lebte übrigens Pasquale Giavanolli schon seit 12 Jahren ohne Fehde mit allen seinen Nachbarn in der besten Freundschaft und war von nicht geringem Ansehen bei sämtlichen Bauern und Hirten des ganzen Savignano-Thales. In der „Vendetta“ sollte derselbe übrigens früher schon drei Feinde erschossen haben, wie man uns später erzählte.

In den etwas dunkeln, niederen Zimmern dieses castellartigen Hauses führte nur „Paolina,“ so heißen fast alle Mädchen in Corsika, die einzige Tochter unseres Wirthes, mit einer alten tauben Frau das unumschränkste Regiment, da ihre Mutter schon lange gestorben war. Die sechs bis sieben Knechte, fünf bis sechs Mädchen, die zur großen wohlhabenden Wirthschaft gehörten, waren in der ganzen Zeit meiner Anwesenheit nicht im Hause, sondern oben auf den Bergen beim Heumachen beschäftigt, wo sie gleich drei bis vier Wochen ausbleiben. Es war ein schönes, kräftiges Mädchen, diese Corsentochter, deren Wesen etwas ungemein Charakteristisches und Abgeschlossenes zeigte.

Bier Tage war ich nun mit meinem treuen Gefährten, dem polnischen Hauptmann, der mich nicht verlassen wollte, in dem gastlichen Hause des Pasquale Giavanolli gewesen. Mein stark geschwollener Arm schien jetzt allmählich so weit wiederhergestellt zu sein, daß ich den Ritt nach Ajaccio unternehmen konnte, ohne wie bei dem ersten Versuch nach einer halben Stunde vor Schmerz wieder umkehren zu müssen. Wir hatten in dem Hause gut gelebt

und waren in Essen und Trinken nicht blöde gewesen, da wir, wie gesagt, stets glaubten, uns in einer Locanda zu befinden. Ein junges Zicklein war ganz von uns verzehrt worden; in dem geräucherten Schinken von dem mächtigen wilden Eber, den der alte Pasquale selbst im Walde von „Vizzavona,“ wo es der wilden Schweine genug giebt, geschossen hatte, war arge Verwüstung angerichtet worden, und die Polenta*) und eine Art von Plinsen verstand Paolina nicht umsonst so fett und schmackhaft zu bereiten, wie ich sie weder vorher noch nachher je wieder in Italien gegessen habe, und Wein hatten wir tüchtig getrunken. Gar manche frische Bottiglia voll feurigen Rebensafts, wie ihn die Insel erzeugt, war aus dem Keller heraufgeschleppt worden, den Weg in unsere Kehlen zu finden. Was sollten wir auch sonst die ganze lange Zeit beginnen; an Bergklettern und Ausflügeln hinderte mich mein geschwollener Arm, und der Capitain hatte in seinem langen, vielbewegten Leben schon so viel herumwandern müssen, daß er freiwillig und aus bloßer Wisbegierde keinen Schritt mehr that. Dazu war er auch ein zu guter Reisegefährte, als daß er mich ganz allein hätte lassen sollen, nachdem unsere übrigen Gefährten, der dicke Padre aus Turin und der jüdische Kaufmann aus Smyrna sammt der ganzen neapolitanischen Schiffsbesatzung schon am ersten Morgen zu meiner großen Freude nach Ajaccio abgezogen waren. Unser Wirth aber mußte fast den ganzen Tag oben in den Bergen bei seinen Leuten sein und kam gewöhnlich erst des Abends bei Sonnenuntergang auf seinem zottigen Bergkletter wieder herabgetrabt, sich dann einige Stunden zu uns setzend und mir zu Gefallen in französischer Sprache, die ihm ganz geläufig war, mit uns plaudernd. So hatten wir dann viele Zeit auf einer Steinbank unter dem Schatten der Pinien und Wallnußbäume vor dem Hause

*) Eine Art Kuchen.

gesehen, eingemachte, salzige, grüne Oliven naschend und dunkelrothen Wein schlürpfend, den erregten Durst wieder zu löschen. Gar manches interessante Stücklein aus seinen abenteuerlichen Kriegsfahrten in Polen, Portugal und Sardinien hat mir der alte Capitain in solchen Stunden des „dolce far niente“*) erzählt. Da beschloffen wir, am andern Tage vor Sonnenuntergang schon fortzureiten, um der großen Hitze zu entgehen, so frug der Capitain auf meine Bitte schon am Abend nach unserer Zechen, um sie zu bezahlen.

Paolina, an welche er sich gewandt hatte, schien seine Frage gar nicht zu verstehen oder sonst von derselben beleidigt zu werden, denn ohne ihm nur eine Antwort zu geben, holte sie den Vater herbei.

„Was sagt Ihr, Signore,“ erwiderte Dieser dem nochmals nach dem Betrage unserer Schuld fragenden Polen. „Mich dafür bezahlen, daß Ihr ein paar Tage mir die Ehre geschenkt habt, unter meinem Dache zu verweilen, sanguaccio di Dio, Ihr habt nur Spaß treiben wollen — aber freilich, Ihr kennt unser Land nicht. Nein, Signori, das laßt Euch vergehen, einem Corsen, der keine eigentliche Locanda besitzt, dürft Ihr nie für seine Bewirthung Geld anbieten, oder Ihr beleidigt ihn. — Doch kommt, Ihr Herren,“ fuhr er lachend fort, wie er uns unsere Verlegenheit ansah, „trinken wir noch ein „bicchierino di orvieto“, von dem ich noch ein Tröpfchen im Keller liegen habe. Wißt Ihr was, ich bringe Euch morgen selbst nach Ajaccio, statt des Pepi, der lieber droben die Aufsicht führen kann,“ und damit zog der Alte uns zum Tisch, und einige Foglietten des besten Weins wurden von uns lachend und in bester Laune noch geleert. Selbst eine „buona manu“ (Trinkgeld) am andern Morgen verschmähte die alte Magd, so daß wir für unseren ganzen Aufenthalt auch nicht einen Heller bezahlen

*) Das süße Nichtsthun — die angenehme Mußezeit.

konnten. Solche edle, uneigennütige Gastfreundschaft gegen Fremde soll man auf dem Lande in Corsika überall treffen. Auch herrscht für fremde Reisende die größte Sicherheit, und es soll nie vorkommen, daß dieselben angefallen und beraubt werden, außer in Fällen, wo die Corsen nach alter Sitte ein Recht dazu zu haben glauben, wie z. B. bei einem gestrandeten Schiff. In den Städten übrigens, und besonders in Ajaccio bin ich später so tüchtig geprellt worden, wie dies nur in einem Pariseiler oder Genfer Hôtel hätte geschehen können.

Ein grauer Nebel lag noch am andern Morgen über der Gegend, als unsere kleinen Bergkletterer schon ungeduldig vor der Thüre wieherten. Wohl an 20 von diesen kleinen, rauhaarigen Kletterern, etwas plump und ungeschickt aussehend, aber stark von Knochen und feurig und ausdauernd im Laufen hielt sich unser Wirth. Dieselben liefen ohne weitere Pflege und Wartung Tag und Nacht in völliger Freiheit auf den nahen Bergwiesen umher, und wurden oft erst mit vieler Mühe eingefangen, wenn man sie satteln oder in die rohgearbeiteten zweirädrigen Holz-Karren, die allein im Gebrauche waren, einspannen wollte. Nur der alte Leibgaul, den Pasquale Giavanolli stets ritt, ein gedrungenener, kleiner, schwarzer Hengst mit wilden Mähnen, die fast bis auf den Boden niederhingen, war gewöhnlich im Hofe angebunden, da sein öfteres Einfangen zu viel Zeit erfordert hätte.

Trotz des frühen Morgens nahmen wir erst ein kräftiges Frühstück, aus kaltem Schweinsbraten und warmer Polenta bestehend, ein, das mit einem tüchtigen Trunk Wein hinuntergespült ward, bevor wir uns in die Sättel schwangen.

„Buon viaggio signori a rivederci*,“ sagte beim Abschied noch die schöne Paulina, Jedem von uns die Hand reichend.

*) Gute Reise, meine Herren, auf Wiedersehen!

Unsere Cavalcade war so charakteristisch und den Eigenthümlichkeiten Corsikas angemessen, daß ihre Beschreibung hier wohl einen Platz verdienen kann. Zuerst, wie billig, unser Pasquale auf seinem Rappen mit einem hochlehniigen Sattel altfranzösischer Form, der ganz mit schwarzem Ziegenfell überzogen war. Auch das breite, altmodische Zaumzeug des Thieres war mit rothen wollenen Quasten und Troddeln reich besetzt. Unser Wirth trug heute sein bestes Gewand, eine saubere Jacke von dunkelgrünem Sammet mit silbernen Knöpfen reich besetzt, kurze Hosen von gleichem Stoff und gleicher Farbe und bunt ausgenähet, sehr zierlich gearbeitete Gamaschen von feinem Hirschleder. Um den Leib war eine rothe Schärpe als Gürtel gebunden; an den Schuhen glänzten ein Paar mächtige, silberne Pfundsporen, während das spitze, rothe Barretto auf dem Kopfe heute von feinerem Stoffe und glänzenderer Farbe war, wie das alte schon sehr von Regen und Sonnenschein ausgebleichte, welches der Alte für gewöhnlich trug. Eine lange, weite Jacke, von eigenthümlich rauh aus Wolle und Ziegenhaar gewebtem Stoff, deren Schnitt und Form fast den „Schanzlöchern oder Pinjaken“ unserer norddeutschen Seeleute glich, hing lose zum Schutz gegen etwaigen Regen über den Schultern, auf denen auch der kurze, zweiläufige Karabiner mit reich ausgelegtem, kurzem Schaft, ohne den der Corse sein Haus nicht auf 20 Schritte verlassen wird, nicht fehlte. Vorne an der einen Seite des Sattels hing ein Ziegenfellschlauch mit Wein.

Mir selbst war die Ehre geworden, das Leibross der Paolina zu reiten, einen muntern, jungen Hengst, der sehr zuverlässig und sicher ging; auch den mit rothem Plüsch überzogenen, hauschigen, altfranzösischen Männerattel und das rothe Zaumzeug des Mädchens hatte ich bekommen und befand mich ganz gut dabei. Nur das Geklapper meines Säbels konnte der Hengst nicht vertragen und machte so unruhige Sätze deswegen, daß ich zuletzt denselben ablegen und auf

das Packpferd mit befestigen mußte. Mein alter Capitain, der einen sehr bösen, kleinen Hengst ritt, ihn aber tüchtig zusammen zu nehmen wußte, hatte einen früheren Lanciersattel bekommen, der irgendwie einst in der Locanda zurückgeblieben war und manches Jahr unbezutzt auf dem Boden gelegen hatte. Der große Sattel, vorn mit Pistolenhalftern, bedeckte fast ganz das kleine Thier und reichte ihm bis weit auf den Hals hinauf, während die langen Zipfel der rothen Schabracke fast bis auf die Erde daniederhingen. Unser getreuer Iwanowitsch, dieses Musterbild eines Feldsoldaten und ausgezeichneten Dieners, der den Capitain nun schon über zwanzig Jahre bei allen seinen Kreuz- und Querfahrten begleitet hatte, saß auf einem Packsattel, den man einem Wallach aufgelegt hatte, der statt des fehlenden Zaumes nur mit einem Halfter, roh aus ungegerbten Streifen von Ziegenfell bereitet, gelenkt wurde. Da der Packsattel sehr breit war und keine Steigbügel hatte, so war der Sitz rittlings auf demselben unserm guten Iwanowitsch bald zu unbequem, und er zog es vor, nach Frauenart beide Füße auf einer Seite haltend zu reiten, obgleich wir Bergauf Bergab oft im scharfen Trabe forteilten. Doch Iwanowitsch war ein geborner Centaur und in jedem Sattel gerecht, und so machte ihm dies auch Nichts aus. Mit den wenigen Sachen, die wir beim Schiffbruch gerettet hatten, war ein Packpferd beladen, das an denselben nicht allzuschwer zu tragen brauchte; dasselbe lief ganz zügellos hinter uns her, stets der Gangart unserer Pferde folgend. Man kann es in Corfika häufig sehen, daß oft sechs bis acht solcher Packpferde ganz ohne Zaum und Zügel in einer Reihe frei hinter einander traben und nur auf dem vordersten Leitpferde ein Reiter sitzt. Die schmalen, oft sehr gefährlichen Bergpfade im Innern der Insel, wo es an fahrbaren Straßen oft noch sehr fehlt, erfordern diese Sitte, da das Anbinden der Pferde hintereinander zu gefährlich wäre. Verunglückt jetzt auch ein Thier, so geht es doch nur allein zu Grunde, während es sonst die anderen

mit in den Abgrund hinabreißen würde. Auch kann ein frei laufendes Pferd besser klettern und sich die sichersten Stellen aussuchen, als ein angebundenes. So böse und tückisch die corsischen Bergpferde übrigens häufig sind und besonders nach einem Fremden gern schlagen und beißen, so sicher und gelehrig sind sie auf der andern Seite wieder.

Es war ein herrlicher Morgen, den wir uns ausgesucht hatten, und da der Weg von malerischer Schönheit sich zeigte, so gewährte mir der Ritt trotz meines anfänglich sehr schmerzenden Armes viel Interesse. Ein prächtiger Wald war es, durch den wir zogen. Pinien, so groß, wie ich sie noch nicht sah, standen mit Lärchen, Eichen und Ahornbäumen in den schönsten Gruppen vereinigt, dazwischen die großen Myrthengesträuche, die mich sehr an meinen früheren Aufenthalt in Algerien erinnerten, wo die französischen Soldaten ihre Bivouakfeuer so oft nur mit Myrthengebüschen unterhielten. Höher und üppiger sind die Myrthen, Oleander und Rosmarinbüsche in den Wäldern des Atlasgebirges, wie in denen Corsika's; sonst herrscht doch auch in letzterem schon eine wahrhaft südliche Vegetation, die sehr an Afrika erinnern kann. Ein angenehmer Wohlgeruch quoll übrigens aus allen diesen Büschen und Bäumen, und es war wirklich oft, als wenn man sich in einem Spezereiladen befände. Dabei glänzten die Thautropfen so klar und hell, gleich ausgebreiteten Perlen, auf den grünen Blättern und vielfarbigen, bunten Blüthentelchen, und die Singvögel, unter denen sich besonders eine Art von Drossel häufig zeigte, zwitscherten harmonisch ihren Morgengesang. An manchen Stellen des Weges, wo der weite Forst, der oft noch ganz einem Urwald glich, sich bisweilen etwas lichtete, hatten wir eine freie Aussicht auf den über 8000 Fuß hohen „Monte Renoso“ mit seinen wilden, furchtbar zerklüfteten Felsen. Wie aus flüssigem Silber gegossen, so glänzend und scharf gezeichnet schimmerte sein mit vielem Schnee bedecktes

Haupt in den dunkelblauen, klaren Himmel empor. Die tiefste Einsamkeit umgab uns aber fast beständig, denn der des Weges kundige Pasquale hatte einen kleinen, fast nie betretenen Richtpfad gewählt, der mitten durch den Forst führte. An einem der vielen klaren, schnellrauschenden Bergwässer, durch welche wir reiten mußten, stießen wir auf ein starkes Rudel, wohl 20 bis 25 Stück zählend, von Hirschen groß und klein, alt und jung bunt durcheinander, die hier ihren Durst gelöscht hatten. Neugierig und lauschend blickten uns die schlanken, edeln Thiere zuerst an, da wir unsere Pferde angehalten hatten, um sie ruhiger besehen zu können. Ein Geräusch von unserer Seite mußte plötzlich ihren Argwohn erregt haben, denn das mächtige Geweih auf den Rücken zurücklegend, schossen sie sogleich mit der Schnelligkeit eines Pfeiles in das dichte Gehölz hinein und waren in wenigen Secunden unsern Blicken entschwunden. An solchen Hirschen und wilden Schweinen soll der Forst von Vizzavona noch eine ziemliche Zahl enthalten, ebenso wie auch noch Wölfe auf der Insel Corsika vorkommen sollen. Auf einer andern Stelle sahen wir einen mächtigen Adler, so groß wie ich noch nie einen in der Freiheit erblickte, in den Lüften. Die breiten Flügel weit ausgebreitet, schwebte das königliche Thier fast regungslos in dem klaren Aether, mit scharfem Blick wohl nach Beute spähend. Pasquale, der diese Adler haßte, da sie seinen Schaaf- und Ziegenheerden oft beträchtlichen Schaden zufügten, feuerte vom Pferde aus. Die Entfernung mußte aber zu weit sein, als daß die Kugel den Vogel erreichen konnte, denn ungetroffen und gleich als verachte er seinen Feind, stieg er in langsamen Kreisen immer höher, bis er zuletzt fast nur noch gleich einem schwarzen Punkte in den Wolken erschien. Diese großen Adler sollen in Corsika noch ziemlich häufig sein und eine große Kühnheit und dabei Kraft besitzen. Unser Wirth erzählte uns, daß sie bisweilen auf schon ziemlich erwachsene Ziegen und Schaafe herabstießen und diese durch die Lüfte

auf ihre meist unzugänglichen Horste führten. Vor zwei Jahren war auf den Weiden des Pasquale Giavanolli ein großer Steinadler auf merkwürdige Weise erlegt worden. Derselbe war nämlich auf einen alten Ziegenbock, der sehr lange, gerade, aufwärtsstehende Hörner hatte, mit solcher Gewalt herabgeschossen, daß er sich dieselben durch die Brust bohrte. Der Adler, auf solche Weise an den Bock genagelt, hatte sich weder erheben noch befreien können. Den so Gefangenen, der übrigens furchtbar mit den mächtigen Flügeln um sich geschlagen haben soll, hatten die herbeigeeilten Hirten mit ihren langen mit Eisen beschlagenen Bergstöcken getödtet. Der Ziegenbock soll übrigens so von den Krallen des Adlers, die dieser im Todeskampfe in seine Seiten geschlagen hatte, verwundet worden sein, daß man ihn auf der Stelle schlachten mußte. Auch noch viele andere, nicht uninteressante Geschichten von Adlern, deren Wiedererzählung wohl hier aber zu weit führen würde, theilte uns der Alte mit, wie er denn überhaupt das Plaudern sehr liebte, wenn der Weg dies nur irgendwie erlaubte.

Oft war dieser nämlich so schmal, daß nur ein Pferd hinter dem anderen denselben passiren konnte; Pasquale, als Führer, eröffnete den Zug, und wir andern folgten ihm in einer Reihe, bis zuletzt das Packpferd dieselbe schloß. Unmittelbar neben jähren Abgründen schlängelte sich oft der schmale, unebene Weg dabei an den Felsen hin, und es gehörte schon ein schwindelfreier Blick dazu, um ohne Grauen in dieselben hinabzuschauen. Ein Fehltritt, ein Ausgleiten des Pferdes hätte unfehlbar Rosß und Reiter in die Tiefe hinabgestürzt. Doch ein corthischer Bergkletterer geht sicher und ohne Gefahr, und wer schon viel im Gebirge und gar in den Schluchten des Atlas geritten ist, der gewöhnt sich bald an dergleichen Wege. Oft führte uns der Weg auch wieder in der Ebene so dicht unter den mächtigen Bäumen durch, daß man darauf achten mußte, nicht von den darniederhängenden Zweigen derselben aus dem Sattel gestreift

oder doch unsanft berührt zu werden. Ganze Strecken ging es dann wieder in den jetzt ausgetrockneten Betten von Bergwässern fort, und diese benutzten wir dann, um trotz der vielen Steine und Fels-trümmer in denselben unsere Kasse tüchtig austraben zu lassen. So war stets Abwechslung in mannichfacher Weise, und das Auge konnte nicht ermüden, alle die vielen, verschiedenen Eindrücke, die sich ihm boten, in sich aufzunehmen.

Gegen zehn Uhr, wie wir wohl schon an fünf Stunden ununterbrochen so fortgeritten waren, ohne nur eine menschliche Seele zu sehen, ward die Luft ungemein drückend und heiß, und ein schwüler Siroccowind, diese Plage Corsika's, begann uns mit seinem warmen Hauch anzublafen. Es war daher ein vernünftiger Gedanke des Alten, der von unserer Seite ungetheilte Billigung fand, als er vorschlug, die heißesten Mittagsstunden, siesta, bei einigen Ziegenhirten zu halten. Bald kamen wir bei der Höhle, die denselben als Wohnort während des ganzen Sommers diente, an. Wildere Gestalten wie diese beiden Hirten, Vater und Sohn, habe ich selten in Europa gesehen. Auf dem Kopf das so verschossene Baretto, das man seine Farbe nicht erkennen konnte, den Oberkörper ohne Hemd bedeckte eine offene Tacke von ungegerbtem Ziegenfell, die raube Seite nach Außen, die Beine kurze, weite Hosen von einem braunen Stoff, der von den Frauen aus Ziegenhaar gewebt wird; die Kniee waren nackt, die Waden von Gamaschen aus Ziegenfellen umschlossen, und Sandalen von gleichem Fell an den strumpfslosen Füßen mit Riemen umgeschnürt: dies war ihr Anzug. Man sieht, das Thier, das ihrer Hut anvertraut war, mußte ihnen nicht allein Nahrung, sondern auch fast ausschließlich die Kleidung liefern. Der nie fehlende Karabiner hing Jedem über den Rücken; dabei waren die Gesichter, Hände, Kniee und die offene Brust Beider so gebräunt, daß die Beduinen der afrikanischen Küste eine nur um Weniges dunklere Hautfarbe zeigen. Sonst hatten Vater wie



Verlag von Steinhilber & Krammer, Berlin

Corsische Hirten.

Sohn edle, ausdrucksvolle Gesichter mit scharfgeschnittenen Zügen und kühnen, blitzenden Augen, und besonders der Alte, dem ein dichter, weißgrauer Bart bis fast auf die offene Brust niederhing, hätte ein prächtiges Studienbild für einen Maler abgegeben. Uns empfingen Beide mit großer Höflichkeit, aber mit dem Stolz, der den echten Corsen nicht verläßt. Unser Wirth hatte auch einige dreißig Ziegen und Schaafse bei ihnen auf der Weide, denn ich hörte, wie der Alte ihn mehrmals um Rath frug und sehr aufmerksam seinen Worten, von denen ich übrigens nichts verstand, da sie im corsischen Dialect schnell gesprochen wurden, zuhörte.

Damit unsere Kofse sich nicht verlaufen konnten, wurden sie nicht frei gelassen, sondern der junge Hirt mußte bei ihnen bleiben, um sie mit Gras und Kräutern, die er schnell mit einer kleinen Sichel abmähte, zu füttern.

Die Höhle selbst, in welche der Alte uns führte, war lediglich von der Natur gebildet, ganz ohne Nachhilfe der Menschen. Ein Haufen Gras und Moos in einer Ecke, auf dem einige Ziegenfelle lagen, bildete das Nachtlager der Hirten. Einige Bänke und ein Tisch, roh aus unbehauenen Baumstämmen zusammengeschlagen und mehrere Holzsteller, Kübel und Schüsseln machen den ganzen Hausrath derselben aus. Viel weniger Bedürfnisse, wie so ein corsischer Ziegenhirt, kann selbst der rohe Wilde auf der Insel der Südsee nicht besitzen. Als fast einziges Zeichen der Kultur konnte man den großen, schwarzberuften Kessel, der dicht am Eingange der Höhle über einem kunstlos aus Feldsteinen zusammengesetzten Feuerherd hing, ansehen. Er war aber den Hirten nothwendig, da in ihnen die Milch aufgesotten werden mußte, um den Käse zu bereiten. Trotz aller dieser Einfachheit bot übrigens die Höhle, die ganz tief in den Berg hineinging, so daß man ihr Ende gar nicht verfolgen konnte, während der heißen Mittagsstunden einen köstlichen Aufenthalt, da es ungemein kühl und frisch in ihr war; auch die

Aussicht in die dicht mit Wald bewachsenen Thäler und Berge, aus denen sich die silbernen Häupter der Felsenriesen „Monte d'oro“ und „Monte Renoso“ in ihrer majestätischen Höhe erheben, war sehr reichhaltig. Durch eine Thalschlucht hindurch konnte man auch recht klar den blauen Spiegel der Gewässer des Mittelmeeres erkennen.

Die Bewirthung, die uns der alte Hirt vorsehen konnte, zeigte sich als sehr einfach und bestand nur in Ziegenmilch und Ziegenkäse. Hiervon allein und von Kastanien, die ihnen als Brod dienen müssen, leben die Hirten oft viele Wochen lang, denn Brod essen sie in den Bergen fast nie, Fleisch aber nur, wenn sie hie und da ein junges Zicklein oder ein durch einen äußeren Unfall verunglücktes älteres Thier, was bisweilen vorkommt, schlachten müssen. Da Pasquale in der „Zaina“ (Ziegenschlauch), die an seinem Sattel hin, vorsorglich etwas Wein mitgenommen hatte, so hielten wir übrigens den Umständen nach ein ganz erträgliches Mahl. Ermüdet und etwas angegriffen streckte ich mich bald auf das Mooslager hin und hielt einen ungemein erquickenden Schlaf von einigen Stunden.

Beim Erwachen, als wir uns gegen 3 Uhr Mittags zum Wiederaufbruch rüsteten, sagte der polnische Capitain mir, daß während meines Schlafes zwei „Banditi forti“ in der Höhle gewesen und ein langes Gespräch mit unserem Pasquale gehabt hätten. Die Kerle seien bis an die Zähne bewaffnet gewesen, denn außer dem doppelläufigen Karabiner habe Jeder im Gürtel noch zwei Pistolen und ein langes Dolchmesser stecken gehabt. Gegen ihn wären sie übrigens sehr höflich gewesen und einigen Tabak, den er ihnen geschenkt, hätten sie mit großem Dank angenommen. Auch mich Schlafenden hätten sie lange mit Neugierde betrachtet und Etner derselben meine Brille, die ich abgenommen und neben mich gelegt hatte, sich lachend auf die Nase gesetzt. Meine sehr schönen

Pistolen wären lange und mit sichtbarem Vergnügen von diesen Banditen betrachtet worden und sie hätten die ihrigen damit verglichen.

Paſquale erzählte uns später, als wir allein waren, daß einer dieser Banditen Jose Salicettini gewesen sei, auf dessen Kopf das Gouvernement einen Preis von 1200 Francs gesetzt habe, da schon an zehn Menschen, theils in der „Vendetta,“ theils im Gefecht bei seiner Nachstellung, von ihm erschossen worden seien. Noch vor einigen Wochen habe er zwei Soldaten von dem Bataillon der „mobiles corses,“ die Gensd'armeriedienste verrichten helfen, welche auf seiner Verfolgung begriffen gewesen waren, durch zwei Schüsse aus seinem Doppelkarabiner getödtet.

„Uebrigens ist der „Jose,“ der ein Better von mir ist und zu meiner „Familia“ gezählt wird, wenn auch ein Bandit, doch dabei ein guter, ehrlicher Mensch, den wir Alle gern haben,“ fügte der Alte in seiner corsischen Anschauungsweise noch hinzu. „Ich habe mich mit ihm und noch einigen andern „Banditi forti,“ die hier umher leben, abgefunden und gebe ihnen alljährlich einige Schläuche Wein, Mehl, einige Ziegen und etwas Tuch zur Kleidung, auch wohl bisweilen einige Pfund Pulver. Alle wir größeren Grundbesitzer hier in den Bergen machen es so und haben unsere bestimmten „Banditi forti,“ denen wir alljährlich einen bedungenen festen Tribut zahlen; dafür thun sie uns nicht allein Nichts, sondern dulden es auch nicht, daß Banditen aus anderen Bezirken uns und unsern Heerden Schaden zufügen. Es ist dies das beste und leichteste Mittel, mit allen diesen Leuten gute Freundschaft zu halten und als gefällige Nachbarn mit einander zu leben,“ fügte er noch hinzu.

Solche „banditi forti“ sollen sich jetzt noch an 150 bis 180 in den Gebirgen Corsika's umhertreiben und sind trotz allen Anstrengungen der zahlreichen und muthigen Gensd'armen und Soldaten,

die alljährlich mehrere blutige Gefechte mit ihnen bestehen, nicht auszurotten. Die tiefe Abneigung der Corsen gegen Alles, was Gesetz und Obrigkeit heißt, die nie in ihren Bestrebungen von ihnen unterstützt wird, und der Zusammenhang, in dem alle diese Banditen mit der Landbevölkerung stehen, machen ihre Vertilgung unmöglich. Dazu gewähren die vielen Wälder und Büsche und die sehr zerrissenen, oft ganz unzugänglichen Gebirge Corsika's diesen Banditen viele und gute Schlupfwinkel. Wenn auch alljährlich einige Duzende von ihnen theils in den Gefechten mit den Gensd'armen, theils als Verurtheilte auf den Richtplätzen getödtet werden, so ergänzt sich die Zahl doch immer wieder von Neuem.

In Corsika geschehen bei einer Bevölkerung von circa 260,000 Seelen alljährlich durchschnittlich an 230 bis 240 Mordthaten, größtentheils wegen der „Vendetta“ oder aus Zorn und Eifersucht, fast nie aus Raubbegierde. Die nicht abzubringende Sitte, daß jeder corsische Landbewohner stets seinen Doppelpistolen über der Schulter und seinen Patronengurt um den Leib bei sich führt, trägt natürlich sehr zu diesen ganz unverhältnismäßig vielen Mordthaten bei. Von solchen Mördern entflieht aber stets eine große Zahl in die Berge und schlägt sich aus Noth und Verzweiflung zu den Banditen, stets die Zahl derselben aufs Neue ergänzend. Uebrigens soll es diesen Leuten in dem armen, schwach bevölkerten Lande oft sehr kümmerlich ergehen, und sie leiden oft großen Mangel an Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen. Besonders wenn die kühnen, gewandten Voltigeurs der „mobiles corses“, aus lauter Eingebornen bestehend, ihnen auf den Fersen sind, um sich den Preis, der für ihre Habhaftung ausgesetzt ist, zu verdienen, beginnt ihre Noth erst recht. Tage, ja selbst Wochen lang, müssen sie dann in den unzugänglichsten Klüften der steilsten Gebirge in ihren Verstecken hausen

und dürfen dieselben nicht verlassen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, erschossen oder gefangen zu werden. Da soll denn schon mancher Bandit später erfroren oder verhungert in den Klüften und Höhlen gefunden worden sein, denn der wilde Trotz dieser Leute ist so groß, daß sie lieber das Aeußerste erdulden, als sich freiwillig ihren Verfolgern überliefern. Sind diese ihnen nicht zu sehr auf der Fährte, so ist die Jagd der Musto's (wilden Ziegen), die noch ziemlich zahlreich in den Bergen Corsika's hausen, mit eine Hauptbeschäftigung dieser Banditen. Das Fleisch derselben dient ihnen frisch oder geräuchert zur Nahrung, und aus den Fellen verfertigen sie sich einen Theil ihrer Kleidung oder tauschen dieselben gegen andere Stoffe und Pulver durch ihre vertrauten Mittler, gewöhnlich Ziegenhirten, um. Getrocknete Ziegenfelle bilden einen Hauptausfuhrartikel Corsika's, die alljährlich zu vielen Tausenden nach Marseille verschifft werden.

Bei unserem Wegrift aus der Höhle verschmähten übrigens die Hirten hartnäckig jede Belohnung in Geld für die Lebensmittel, die sie uns gereicht hatten, nahmen aber etwas Tabak, den wir ihnen gaben, mit großem Danke an. Ueberhaupt ist das Anbieten von Tabak ein sehr gutes Mittel, den corsischen Hirten seinen Dank für kleine Gefälligkeiten, die sie Einem erweisen, abzustatten, da sie die Belohnung mit Geld mit sichtbarem Stolze fast immer abschlagen. Angebettelt bin ich auf der ganzen Insel von einem Corsen übrigens niemals worden. Wie ganz anders auf dem italienischen Festlande, wo Alt und Jung, Mann und Weib, vom eleganten „*primo cameriere*“ (ersten Kellner) des Hôtels mit seinen steifen Vatermördern und Glanzstiefeln bis zum zerlumpten Buben auf der Gasse, stets mit gieriger Haß die weitgeöffneten Hände dem Reisenden entgegenstrecken, eine „*buona manu*“ von ihm zu erbetteln.

Noch einige Stunden hatten wir zu reiten, da glänzten in der

Abendsonne die weißen Häuser von Ajaccio uns entgegen, die sich mit Bäumen untermischt in langer Reihe an einem tief einschneidenden Busen des Meeres hinzogen. In diesem kleinen Orte, der so unscheinbar zwischen den Ulmen und Kastanien, Wallnuß- und Mandelbäumen, die in üppigem Wuchse alle Hügel krönen und die Wege umsäumen, zerstreut liegt, war der größte Mann unseres Jahrhunderts, Napoleon Bonaparte, geboren. Wahrlich, ich hielt mein ungeduldig schäumendes Ross unwillkürlich an, als Pasquale Giavanolli französisch, wie er zum leichten Verständniß stets mit mir sprach, ausrief: „Voyez les maisons d'Ajaccio *)!“

In einer stattlichen Locanda der „Rue Napoleon,“ der Hauptstraße von Ajaccio, die den wohlhabenderen Landbewohnern der Umgegend gewöhnlich als Absteigequartier dient, kehrten wir ein. Wie einen alten werthen Bekannten empfing die gutmüthig aussehende, dicke Wirthin unseren Begleiter, mit dem sie in italienischer Zunge sich unterhielt, während sie mit uns französisch sprach. Wie im Elsaß deutsch und französisch, so wird auf Corsika französisch und italienisch zugleich gesprochen. Das Landvolk bedient sich durchweg nur der italienischen Sprache und versteht häufig kaum französisch; unter den mittleren und höheren Ständen der beiden Städte Ajaccio und Bastia hört man fast durchgängig nur französisch und zwar vielfach mit dem Dialecte der Provence sprechen.

Ein großes Gedränge herrschte in der räumlichen Wirthsstube der Locanda mit ihren braunen Holzwänden aus Rußbaumholz und dem rothen Steinfußboden. Es war am andern Tage eine Art von Wahl oder Versammlung auf der Präfectur, zu der viele Landleute hineingeritten waren; durchgängig ernste Köpfe mit scharfgeschnittenen Zügen und düster blickenden Augen. Wenn sich

*) Sehen Sie die Häuser Ajaccio's!

auch Bekannte oder Verwandte, die sich lange nicht gesehen hatten, herzlich begrüßten und eifrig mit einander unterhielten, so ging verhältnißmäßig doch Alles sehr ruhig und schweigsam zu. Von der sprudelnden Lebendigkeit, der unermüdlischen Zungenfertigkeit, die der Italiener sonst fast immer in so hohem Grade zeigt, findet man bei den Corsen keine Spur. Ein bisweilen fast finster zu nennender Ernst und ein Zug trotziger Wildheit tritt bemerkbar stets bei ihnen hervor. Und dabei funkeln die dunkeln Augen so lebendig, daß man sieht, es ist keine geistige Trägheit, welche diese äußere Ruhe und Schweigsamkeit erzeugt. Ihren Doppelkarabiner behielten übrigens Alle, selbst beim Trinken auf der Wirthshausbank, über der Schulter hängen, denn ein ächter Corse legt nie sein Gewehr ab, und wenn er schläft, so liegt dasselbe unter seinem Kopfe.

Gegen uns Fremde waren übrigens alle diese finsternen, trotzigten Männer ungemein artig und rückten zusammen, um uns einen bessern Platz einzuräumen, und gaben zwar kurze, aber sehr bereitwillige Antworten auf alle Fragen. Unser Pasquale Giavanolli schien unter allen diesen Landleuten viel Einfluß und Ansehen zu genießen. Mit unverkennbarer Herzlichkeit wurde ihm von den Meisten die Hand gegeben. Das lebhafteste Interesse, mit dem mein Begleiter, der polnische Capitain, und ich uns nach Allem, was den Kaiser Napoleon anbetrifft, erkundigten, schien dem Stolge der Leute zu schmeicheln, denn jeder Corse hat nicht geringen Nationalstolz auf seinen großen, verstorbenen Landsmann.

„Ah, das ist gut, da trifft Ihr den Rechten, der kann die beste Auskunft über den Napoleon geben, den er in seiner Jugend noch gekannt hat,“ rief unser Pasquale aus, wie ein alter Landmann mit schon schneeweißen Haaren, aber sonst noch ganz rüstig aussehend, in die Locanda trat. Der Alte war schon hoch in den achtziger Jahren, wie er uns selbst erzählte, und dennoch heute noch an zwei Stunden von seinem Paese (Dorf) in die Stadt geritten. Auf die Auf-

forderung des Pasquale, der mit ihm befreundet war, setzte sich derselbe zu uns und erzählte uns viele kleine Züge aus dem Jugendleben Napoleons. Er hatte mit demselben und dessen Brüdern, namentlich mit dem „Jose“*), als Bube viel gespielt, da seine Schwester als Mädchen im Hause des Advokaten Carlo Bonaparte, des Vaters von Napoleon, diente. „Wenn der Napoleon auch der Kleinste und Jüngste von all' uns Buben war, so wußte er doch seinen Willen durchzusetzen, und wir Andern mußten Alle thun, was er wollte, ohne daß wir eigentlich wußten, wie dies kam,“ erzählte uns der Alte. „Dabei war er stets verschlossen und still für sich, und Spiele, wobei gelacht und gejubelt wurde, oder in denen er nicht die erste Stelle einnehmen konnte, spielte er selbst als Bube von 9 und 10 Jahren, denn später habe ich ihn nicht mehr gesehen, niemals mit. Wenn wir aber Banditi und Carabinieri (Räuber und Soldat) draußen im Felde spielten, da war der kleine Napoleon stets der Erste mit dabei. Wir andern Buben wollten nie gerne die Carabinieri machen und es mußte immer gelooft werden, wer es sein sollte. Napoleon Bonaparte erbot sich aber stets freiwillig dazu, und dann wußte er immer es so zu machen, daß die Soldaten die Räuber überfielen und es zu einer Prügelei mit Stecken zwischen uns kam. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich bei einer solchen Gelegenheit denselben mit einer Gerte tüchtig in das Gesicht geschlagen und dabei das Auge getroffen hatte, so daß dies ganz zuschwoll. Die Mutter von Napoleon, Frau Lätitia Bonaparte, die sehr heftig und zornig war und vor der wir Buben alle große Furcht hatten, wollte mich am andern Tage dafür tüchtig durchprügeln. Der Kleine aber bat für mich gut, und da seine Mutter doch nach einem Besen griff, der in der Küche

*) Joseph, Napoleons ältester Bruder, wurde 1806 König von Neapel und 1808 König von Spanien. Nach dem Sturze Napoleons lebte er längere Zeit in Nordamerika.

stand, fiel er ihr in den Arm, so daß sie mich nicht schlagen konnte. Sonst war er sehr rachsüchtig, und jede Beleidigung, die man ihm absichtlich gethan hatte, wußte er wieder auszutilgen, wenn auch Wochen darüber hingehen sollten. So hatte ihn einst ein größerer, stärkerer Junge, ich weiß nicht warum, sehr hart geschlagen, ohne daß der kleine Napoleon ihm etwas dafür wieder anhaben konnte. Viele Wochen brütete er nun stets vergeblich nach Rache und war ganz finster und niedergeschlagen, daß ihm dies immer nicht glücken wollte. Endlich eines Abends erfuhr er, daß der größere Bube allein nach einem nahen Dorfe gegangen war und erst in der Dunkelheit heimkehren werde. Was thut nun das kleine Ding? Er bindet ein Seil zwischen zwei Ulmenbäumen so niedrig über den Fußpfad, daß der denselben Gehende in der Dunkelheit unfehlbar darüber fallen mußte. Er selbst versteckt sich mit einer Peitsche hinter einen dieser Bäume und hat an zwei Stunden trotz Kälte und Wind gewartet, bis sein Gegner ankommt. Richtig stolpert derselbe und fällt mit dem Gesicht in den Schmutz, und in diesem Augenblicke springt der kleine Napoleon hinter dem Baume hervor und haut mit seiner Peitsche den Liegenden, der gar nicht weiß, wie ihm geschieht, einige tüchtige Hiebe auf, worauf er dann eiligst fortläuft. Gerade dieses starren Kopfes wegen mochten wir übrigen Buben, wenn ich die Wahrheit reden soll, nicht allzugern mit ihm spielen, und der Jose war uns lieber. Was übrigens der Napoleon sich in den Kopf gesetzt hatte, das wußte er auch durchzuführen, es mochte kosten, was es wollte. So waren wir Buben einst nach dem alten Thurm des „castello Vecchio“ auf dem „Monte St. Giovanni“ hier nicht weit von der Stadt gelaufen, dort ein Falkennest mit flüggen Jungen auszunehmen. Der alte Thurm war aber so hin-fällig, und die Steine bröckelten beim Hinaufklettern so oft herab, daß selbst die Kühnsten und Gewandtesten von uns endlich von dem Klettern abstehen mußten, und wir ohne Falken schon wieder nach

Hause laufen wollten. Der kleine Napoleon, obgleich er sonst gar nicht sehr geschmeidig war, zeigte sich aber nicht damit einverstanden, fing an zu klettern und kam richtig an das Nest. Schon hatte er ein Junges herausgenommen und uns zugeworfen, das wir in unserer Mühe auffingen, als der Stein, auf dem er stand, abbrach und mit ihm herunterstürzte. Napoleon hätte sich nun sehr leicht den Kopf zerschmettern können, denn die Höhe betrug wohl an 35 bis 40 Fuß, aus der er fiel, und unten am Boden lagen viele große Steinblöcke. Glücklicher Weise erwischte er aber im Fallen die Nester eines wilden Maulbeerbaumes, der da stand, und hielt sich an diesen fest; so kam er denn freilich arg im Gesicht und an den Händen zerschunden auf den Boden herab. Hier war das Erste, was er that, daß er auf den jungen Falken zulief und, ihn hoch in die Höhe haltend, ausrief: „Seht, Jungen, nun hab' ich doch einen Vogel!“ Beim nach Hause gehen mußten wir ihm aber versprechen, seiner Mutter Lätitia nichts von dem Vorfalle zu sagen, denn diese hätte sich sonst geängstigt und wäre dann wohl nachher zornig geworden. Der Napoleon ist stets ihr Lieblingskind gewesen, von dem sie am meisten hielt, außer später von den Töchtern und von dem „Jeromio“),“ der ihr Nestkuck, wie man zu sagen pflegt, war, den ich aber nicht mehr gekannt habe.“

Solche und ähnliche Scenen aus dem Leben Napoleons wußte der alte Landmann in sehr klarer und dabei lebendiger Ausdrucksweise noch mehr zu erzählen. Wir fragten ihn, ob er später, als sein Jugendgespieler sich bis zum Kaiser emporgeschwungen hatte, noch mit ihm in Berührung gekommen sei? Er sagte mir aber, er habe ihn nie wieder gesehen, nachdem er noch als junger Mensch von der Insel fort in die Schulen von Paris und Brienne gebracht

*) Jérôme oder Hieronymus wurde 1807 König von Westphalen und lebt jetzt als kaiserlicher Prinz Jérôme in Paris.

wurde. Auf unser Erstaunen, warum er nie wieder eine Annäherung versucht habe, erwiderte er mit echt corsischem Stolz: „Da der Napoleone grande mich vergessen hatte, so wollte ich mich ihm auch nicht wieder aufdringen. Ich brauchte ihn ja auch nicht, denn Christus sei gepriesen, ich habe mein Haus und meine Ziegenherden und meinen Weinberg, so daß ich mit meinen Kindern leben kann. Nur der „Principe Joachimo Murat*);“ der die Schwester des Napoleon zur Frau hatte, suchte mich 1815 auf, sprach lange mit mir und schenkte mir zum Abschied einen kleinen Goldring, den ich noch aufbewahre. „Wenn er erst wieder König von Neapel sein würde, und er zweifelte gar nicht daran, daß dies geschehen werde, so wolle er mir mehr schenken,“ sagte er mir noch beim Abschied. „Doch dem armen Joachim haben sie bald eine Kugel vor den Kopf gegeben.“

Es ist bezeichnend für den Charakter Napoleons, daß er sich seiner Geburtsinsel Corsika so selten erinnerte und so wenig für sie gethan hat. Ich glaube, es lag darin mit, daß die Insel nach Lage und Sitten ihrer Bewohner stets naturgemäß zu Italien gezählt wird, Napoleon aber gern als echter Franzose gelten und sich und dem übrigen Frankreich vergessen machen wollte, daß er eigentlich der Geburt nach ein Italiener war, obgleich die Insel wenige Monate vor seinem Geburtstage durch die Gewalt der Waffen von den Franzosen unterworfen war.

Desto mehr erinnern sich, wie gesagt, die Corsen selbst ihres berühmten Landsmannes, und sein Gedächtniß wird bei ihnen auf alle Art geehrt. Seltsamer Weise fehlte aber bis vor kurzer Zeit in Ajaccio eine Bildsäule Napoleons. Erst der jetzige Präsident, oder

*) Joachim Murat, 1805 Großherzog von Berg, 1808 König von Neapel, nach dem Sturze Napoleons, und nachdem er einen Aufstand in Calabrien versucht, am 15. October 1815 erschossen.

vielmehr jetzt Kaiser Napoleon III., der auf geschickte Weise das Andenken seines großen Onkels für sich überall auszubenten versteht, schenkte vor zwei Jahren der Stadt ein Standbild desselben. Es ist eine Marmorstatue etwas über Lebensgröße. Napoleon, noch als Consul, ist in römischer Toga mit einem Lorbeerkränze auf dem Haupte, in der Hand ein Ruder haltend, welches er auf eine Weltkugel stützt, dargestellt. Man sprach übrigens in Ajaccio davon, Louis Napoleon habe versprochen, wenn seine Dynastie sich erst mehr auf dem französischen Kaiserthronen befestigt habe, so wolle er der Stadt, welche die Wiege seines Geschlechts ist, auch eine bessere Bildsäule seines großen Onkels schenken. Ajaccio selbst, ja ganz Corsika ist zu arm dazu, als daß es allein aus eigenen Mitteln ein Standbild herstellen lassen könnte, würdig des großen Mannes, welchen es darstellen soll.

Die Nacht war schlecht verbracht, denn aus Mangel an Platz mußte ich mit noch andern corsischen Gutsbesitzern das große Schlafgemach theilen, und unter diesen waren einige Schnarcher, die wirklich ein gräuliches Nasenconcert in allen möglichen Tönen, vom feinsten Diskant bis zum tiefsten Bass, ausführten. Allzuviel Bequemlichkeit aller Art darf man in einer corsischen Locanda überhaupt nicht erwarten, denn auf verwöhnte, vornehme Gäste sind die Leute nicht eingerichtet. Selbst englische Touristen, die doch sonst überall in so großen Haufen, wo nur etwas ihrer Aufmerksamkeit werth sein kann, hinzupilgern pflegen, haben Corsika noch fast gar nicht bereist, obgleich man von Livorno in so kurzer Zeit hinzufahren kann.

Am andern Morgen besuchten wir in Begleitung des alten Jugendgefährten Napoleons das Haus, in dem der große Kaiser geboren war.

Man biegt von der Rue Napoleon in eine Quergasse und kommt dann auf einen viereckigen Platz von mäßiger Größe, der,

wie fast alle Plätze von Ajaccio, mit einigen Ulmenbäumen besetzt ist. Ein einfaches, graues Haus von drei Stockwerken, mit nur wenigen Fenstern Front, steht an einer Ecke desselben. Es ist das Geburtshaus von Napoleon Bonaparte, der am 15. August 1769 hier das Licht der Welt erblickte. Durch Nichts, weder im Aeußern, noch im Innern zeichnet sich dies Gebäude vor den mittleren Bürgerhäusern aus, wie man sie in Frankreich und Oberitalien zu vielen Tausenden findet, und auch auf die Erhaltung desselben schien bisher nur geringe Sorgfalt verwendet zu sein, denn das Ganze sah baufällig und verfallen aus. Sonst ist das Haus noch nicht sehr alt, denn es ward im ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts von einem Fischhändler erbaut. Bei dem alten Corsen erwachten jetzt, wo er die Räume wieder betrat, in denen er als Bube so oft gespielt, die Erinnerungen an jene Zeiten mit doppelter Lebendigkeit. „Ecco Signori“ (denn er sprach nur italienisch), aus jenem Fenster ist der Jose und Napoleon oft heimlich herausgestiegen, wenn die Mutter sie daselbst im Zimmer eingeschlossen hatte, damit sie die Aufgaben, die der geistliche Herr ihnen gegeben, lernen sollten. Besonders Napoleon wollte niemals auswendig lernen und sagte seine Gebote und Sprüche am schlechtesten her. Wenn wir beiden Buben dann kamen und einen gellenden Pfiff auf dem Finger thaten, so wußten die Beiden drinnen, was dies zu bedeuten hatte, und kamen zu uns herausgeklettert, und dann ging es draußen vor das Thor und in die Berge. Ja, ja, das waren Zeiten, solche kommen nicht wieder,“ seufzte der Alte noch dazu.

Unter diesen Erzählungen traten wir in das öde und unbewohnt stehende Haus, das uns ein junges, hübsches Mädchen in corsischer Landesracht, mit der „Mandille“ um das Haar, aufschloß. Ein dumpfe, stickige Luft, wie in lang eingeschlossenen

*) Sehen Sie, meine Herren.

J. Goffmann, Bilder und Stizzen.

Räumen, quoll uns entgegen und ward erst besser, wie wir rasch die grauen Jalousieläden öffneten, Sonnenschein und Frische einzulassen. Ganz öde und leer, ohne Geräthe waren alle die mäsig großen Zimmer, mit ziemlich niedriger, weißer Decke und rothem Steinfußboden, wie man sie in ganz Corsika trifft. Unser alter Bauer machte einen guten Führer und wußte besser noch in dem Hause Bescheid, wie das junge Mädchen.

Das Zimmer, in dem der große Eroberer zuerst das Licht der Welt, von der er sich später einen so mächtigen Theil unterwarf, erblickte, liegt eine Treppe hoch. Es ist ein einfacher Raum mit zwei kleinen Fenstern, ausgeschlagen mit einer groben, schlechten Papiertapete von blauen Mustern. Die Lätitia habe hier stets geschlafen, sagte uns der Alte, während die Geschäftszimmer ihres Mannes, der ein Advokat mit bedeutender Praxis unter dem Landvolk war, sich in der untern Etage befanden. Nicht weit davon ist ein kleines, einsames Zimmerchen auf die Straße heraus, was Napoleon bewohnte, als er schon so groß war, daß seine ernsteren Arbeiten und Aufgaben es nöthig machten, ihm statt der gemeinschaftlichen Kinderstube mit den übrigen immer zahlreicher werdenden Geschwistern ein eigenes Gemach einzuräumen.

In der Wand sind in diesem Zimmer zwei kleine Wandschränke angebracht, in denen der Knabe Napoleon seine Bücher und Schreibgeräthe aufbewahrte. „Seht, hier am Fenster stand sein Schreibtisch, der aus Föhrenholz und grau angestrichen war; ich erinnere mich dessen noch recht gut,“ sagte der Alte mit großer Lebendigkeit zu uns, „und da arbeitete er immer stehend, und wenn er verdrießlich war, oder ein Gedanke ihm nicht recht in den Kopf wollte, so pflegte er mit der Hand an den Fensterscheiben zu trommeln. Einß, wo er sehr unwillig war, denn der Vater hatte ihn tüchtig in meiner Gegenwart ausgescholten und ihm gesagt, er würde nie ein guter Advokat werden, wozu er anfänglich bestimmt

war, trommelte er, als derselbe fortgegangen war, so stark an die Fensterscheiben, daß das Glas zerbrach. Da war denn eine große Verlegenheit, denn die Frau Lätitia war sehr geizig, und Taschengeld bekamen die Jungen fast gar nicht. Wir beriethen uns, wie wir das Geld zu einer neuen Fensterscheibe bekommen sollten, und der Napoleon gab mir endlich ein hübsches kleines Netz zum Handfischen, das ihm seine Schwester Karolina gestrickt hatte. Das mußte ich heimlich verkaufen, und von dem Gelde wurde die Fensterscheibe, die der Glaser im Stillen einsetzte, bezahlt. So erfuhr die Lätitia Nichts davon, und der Zank war vermieden, denn sie war eine heftige Frau, und mehr wie einmal habe auch ich Ohrfeigen von ihr erhalten.“ Während der alte Corse uns dies erzählte, war der polnische Capitain auf der Stelle wo Napoleon's Schreibtisch gestanden hatte, auf die Kniee niedergesunken und küßte den Boden, auf den derselbe seine Füße gestellt. Später bröckelte er mit dem Messer ein kleines Stücklein von den rothen Fliesen des Fußbodens los und steckte dasselbe sorgsam in Papier eingewickelt in die Tasche. Der Mann war ein leidenschaftlicher Verehrer des Kaisers Napoleon, unter dem sein Vater an zwanzig Jahre gefochten und von ihm eigenhändig mit einem schönen Ehrensäbel beschenkt worden war.

Auch die ziemlich geräumige Küche zeigte uns der Alte. Nach corssischer Sitte diente dieselbe des Abends den Diensthöten zum Versammlungsort, die beim Schein des Herdfeuers hier spannen und sich die meist düsteren und blutigen Sagen des Landes erzählten. „Hier in der Ecke saß oft des Abends eine alte Base von mir, die viel in das Haus kam, und wir Kinder drängten uns dann um sie herum, daß sie uns Geschichtchen erzählen sollte, von denen sie viele wußte, und die sie trefflich vorzutragen verstand. Das mochte der kleine Napoleon gerne hören und konnte stundenlang ruhig sitzen und die Alte mit seinen großen dunkeln Augen unbeweglich anstarren, wenn sie von dem Campiero und den langen blu-

tigen Kämpfen unseres Volks gegen die Genuesen erzählte. Lieber als alles Spielen mochte der Napoleon solche Kriegsgeschichten hören, und die alte Base, Gott habe sie selig, sie ruht nun auch schon an sechzig Jahre unter der Erde, hatte ihn deshalb von all' uns Buben am liebsten. „Der wird noch mehr, wie Ihr Alle, und mehr, wie der Jose,“ sagte sie einst, wie mir noch wohl erinnerlich; „Schade, daß Du Advokat werden sollst, Du müßtest so ein Mann wie unser Paoli*) werden und die Franzosen,“ welche die Alte haßte, „von der Insel vertreiben helfen,“ sagte sie zu ihm, der vor ihr stand. Ja, dort auf dieser Ecke des Herds hat Napoleon manche Stunde gegessen. Auch sonst schwänzelte er gerne in der Küche herum, denn er war eigentlich so eine Art von Leckermaul, und die „Polenta“ konnte ihm nie fett genug sein. Wenn wir Buben uns Fische gefangen hatten, was oft vorkam, dann bat er immer meine Schwester, die ihn gern hatte, daß sie uns dieselben extra kochen solle, ohne daß die Mutter etwas davon merkte; besonders die Friglia und den Capone (Fischarten) mit einer rothen sauren Brühe von „Pomi d'oro“ (Liebesäpfel) mochte er gerne essen. Wenn wir Buben uns in den Bergen recht müde gemacht hatten und bekamen dann so ein Extra-Gericht und einige Feigen oder Granatäpfel dazu, so hielten wir einen köstlichen Schmaus.“

„Ich glaube kaum, daß es dem Napoleon später, als er Kaiser in Paris war, besser geschmeckt haben wird, als damals hier in dieser Küche,“ erzählte der Alte noch. Im obern Stock des Hauses sollen übrigens einige kleine Baulichkeiten vorgenommen sein, sonst soll sich Alles noch in dem fast unveränderten Zustande, wie es damals zur Knabenzeit des Napoleon Bonaparte war, befinden.

*) Paoli hatte die Unabhängigkeit Corsika's längere Zeit gegen Genua, zuletzt gegen Frankreich mit großer Tapferkeit vertheidigt, mußte aber 1768 der französischen Uebermacht weichen; in diesem Jahre ward Corsika französische Provinz.

Wohin die Mobilien und sonstigen Hausgeräthe gekommen sind, wußte Niemand in Naccio uns mit Bestimmtheit zu sagen. Einige meinten, Madame Lätitia habe, als sie nach Frankreich zog, ihr ganzes Hausgeräth, was nicht viel Werth gehabt haben soll, denn die Familie befand sich besonders nach dem Tode des Vaters in sehr mäßigen Vermögensumständen, in einer Auction meistbietend versteigern lassen. Einige werthvolle Geräthe aus jenem Hause in Naccio sollen sich später noch in ihrem Palaste in Rom befunden haben. Da man doch die ächten Mobilien nicht mehr herbeischaffen kann, so thut man wohl daran, das Haus öde und unmöblirt zu lassen, denn falsche Geräthe würden in demselben nur einen unangenehmen, störenden Eindruck machen.

Wie uns das junge Mädchen, das übrigens trotz ihrer corsischen Nationaltracht recht gut französisch sprach, erzählte, wird dies Geburtshaus Napoleons nur von wenigen neugierigen Fremden besucht, und dies sollen größtentheils nur Italiener sein. Was übrigens von französischen Soldaten auf irgend eine Weise nur nach Corsika kommt, versäumt gewiß nicht, diese Geburtsstätte ihres Kaisers zu besuchen und zur bleibenden Erinnerung einige Blätter von den Ulmenbäumen, die vor dem Hause stehen, mitzunehmen.

Einige Stunden beinahe verweilten wir in dem öden, leeren Hause, in das durch die geöffneten Fenster die Morgensonne gar freundlich schien, und durchkrochen es von oben bis zum Keller. Letzterer ist nicht sehr groß, und der Weinorrath des Carlo Bonaparte kann nicht allzubedeutend gewesen sein. Hatte der Mann doch bei nur mäßigem Einkommen und geringem Vermögen neun lebende Kinder, die ihm seine feurige und lebhaftige Frau gebar, zu ernähren! Da konnte freilich auf einen guten Keller nicht viel verwendet werden. Der Alte erzählte uns übrigens, daß der Advokat Carlo Bonaparte ein lustiger, gutmüthiger Mann gewesen sei, der gern allabendlich in die Locanda gegangen, um mit den Nachbarn ein

Stündchen zu plaudern und einige Foglietten guten Weines zu trinken. Die Frau habe das Regiment im Hause gehabt und sei etwas heftig und dabei sehr sparsam gewesen. Letzteres sei übrigens wohl dringend nöthig gewesen, denn bisweilen habe es so an Geld gemangelt, daß seine Schwester ihren Lohn nicht habe zur gehörigen Zeit ausbezahlt erhalten können. Trotz der zahlreichen Familie wurden gewöhnlich auch nur zwei Dienstmädchen gehalten. Uebrigens sollen die Knaben nicht verwöhnt worden sein und sich alle Morgen ihre Kleider selbst ausgeputzt haben.

Als wir endlich das Haus wieder verließen, von dem sich besonders der polnische Capitain, der jeden Stein daselbst aufmerksam besah, gar nicht trennen konnte, wollte das junge Mädchen anfänglich gar keine „buona manu“ für ihre Bemühungen nehmen, so daß wir ihr förmlich etwas Geld aufdringen mußten. Im übrigen Italien und Frankreich, aber auch bei uns in Deutschland hat man solche Zartheit von Personen, die historische Merkwürdigkeiten zeigen, sonst nicht zu erwarten. Ein schönes, grünes Zweiglein von dem Ulmenbaume vor dem Hause brach sich Jeder von uns zur Erinnerung noch ab. Wir verließen Corsika, nachdem wir von unseren Freunden den herzlichsten Abschied genommen. Wir konnten uns dabei nicht verhehlen, daß wir solche herzliche Gastfreundschaft, wie auf diesem wenig besuchten Eilande, beinahe nirgends in Europa gefunden. Lange noch lebte dies Gefühl in meiner Seele fort und machte mir die Erinnerung an die daselbst verlebten Tage zu einer der angenehmsten und heitersten meines Lebens.

V. Ein Tag in Gibraltar.

Eifrig schnob der Dampfer von Algier auf Gibraltar zu. Noch waren es nicht zwei Tage, seit er die alte Corsarenstadt verlassen, und schon tauchte der Felsen von Calpe aus dem Meere auf. Es war ein wunderschöner Abend, als wir in die Meerenge von Gibraltar einliefen. In tiefblauer Farbe rollte das mittelländische Meer, und blauer noch als das Meer war der Himmel; nicht ein kleines Wölkchen unterbrach die tiefblaue Färbung. Von der sinkenden Sonne in eigenthümlichen prächtigen Farben beleuchtet, traten, je weiter wir in die Meerenge einliefen, immer näher die Küsten zweier Welttheile vor unsere Blicke. Links die afrikanischen Gebirge mit dem seltsam geformten Berge Abyla bis zum Vorgebirge Ceuta, rechts Spaniens Felsenküste, der Leuchtturm von Tarifa und das Ufer bis zum Berge Calpe, der Gibraltar auf seinem Gipfel trägt. Die seltene Klarheit der Luft und die scharfe Beleuchtung der untergehenden Sonne ließen durch ein gutes Fernrohr alle Kuppen, Zacken und Buchten der beiden Küsten vollkommen deutlich erspähen. Offenbar hat Herkules oder ein anderer Riese Europa und Afrika erst auseinander gerissen, denn wie ein Zwillingsspaar gleichen sich die Berge Calpe und Abyla, die Säulen des Stärksten aller Helden*)! Man ist oft in Versuchung, die Zacken

*) Die Säulen des Herkules nannten die Alten die beiden Vorgebirge auf der afrikanischen und europäischen Seite, welche die Meerenge von Gibraltar beherrschen.

und Klüfte derselben näher mit einander zu vergleichen, um zu sehen, ob sie noch in einander passen und die Spuren ihrer Trennung nicht noch sichtbar sind.

Langsamer als auf dem früheren Wege arbeitete und stöhnte jetzt unser Dampfer gegen die Strömung, die stets in diesem engen Verbindungspass von zwei so mächtigen Meeren drängt. Erwünschter Aufenthalt, um so länger vermochten wir die Schönheiten des Abends zu genießen! Goldener und glänzender wurden die Kuppen der Berge, dunkelviolett die untern Theile der Felsen, die bereits in den Schatten der Nacht zurücksaufen. Hoch oben in den Wolken glänzten zuletzt noch wie ein Feenschloß die hellen Mauern und Thürme einzelner Theile der Festung Gibraltar, auf welche ein günstiger Strahl der scheidenden Sonne fiel.

„Very well, Sir, es ist schön hier,“ rief der junge englische Seeofficier freudig neben mir auf dem Gangwege über den Radkasten des Dampfers. Er war eine englische, tüchtige Natur, Passagier wie ich und der deutschen Sprache ziemlich mächtig. Seine Gesellschaft war eine Gunst des Schicksals, denn der ganze übrige Passagierkreis des kleinen schmutzigen Dampfers, der uns nach Gibraltar brachte, war so unangenehm und widerlich als möglich. Malteser Handelsleute, eine betrügerische, freche, durch und durch verderbte Menschenklasse, die man leider nur zu viel in Algerien findet, waren der Haupttheil der Passagiere. Ihr schmutziger Anzug und ihr sonstiges ekelhaftes Benehmen hielten mich in möglichst großer Entfernung von ihnen; selbst ihre Sprache war fast ganz unverständlich. Mehrere Juden aus Tanger*), die ein Geschäft mit ihren Glaubensgenossen in Algier gemacht hatten, bildeten ein würdiges Seitenstück zu der Bande von Maltesern. Auch an der Bemannung unsers Dampfers konnte man wenig In-

*) Hafen an der Nordspitze von Afrika, zu Marokko gehörig.

teresse nehmen. Der Kapitain war ein ziemlich roher Mann, der Nichts als sein schwerverständliches provençalisches Patois sprechen konnte und dazu noch an einer starken Schwerhörigkeit litt. Nicht viel höher standen an Geist und Liebenswürdigkeit die beiden Steuermänner, echte Provençalen, wie fast alle die übrigen Matrosen. Der eine der Steuermänner, ein bejahrter Mann mit einem ganz merkwürdig von den Blattern durchfurchten Gesicht, erwies sich übrigens als ein wackerer, herzhafter Mann. Der Zufall wollte, daß ein ungeschickter Matrose noch auf hoher See vom Bord in die See fiel, gerade als das Schiff in sehr schneller Fahrt war; da er nicht schwimmen konnte, sank er wie ein Bleigewicht. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, sprang der Steuermann, nachdem er seinen Rock abgeworfen hatte, dem Sinkenden nach und wußte diesen mit augenscheinlicher Lebensgefahr und ungeheurer Kraftanstrengung so lange über dem Wasser zu erhalten, bis das niedergelassene Rettungsboot Beide aufnahm. Hätte übrigens der junge Engländer nicht sehr thätigen Beistand beim Niederlassen des Rettungsbootes und Umwenden unsers Schiffes geleistet, so wäre Alles zu langsam geschehen, um eine Rettung möglich zu machen. Der Matrose war bereits leblos, als wir ihn an Bord brachten, und auch der Steuermann so erschöpft, daß er es nach seiner eigenen Versicherung nur noch wenige Augenblicke ausgehalten hätte, sich und den Andern, der ihn fast krampfhaft umschlungen, oben zu erhalten. Mich brachte übrigens dieser Unglücksfall zuerst in Berührung mit meinem Reisegefährten, denn bis dahin waren wir fast einen ganzen Tag an einander vorübergegangen, ohne außer einem Gruß nur ein Wort mit einander zu wechseln.

Diese Nacht dunkelte nach der kurzen Dämmerung dieser südlichen Gegend, als unser Schiff endlich in der Bucht von Gibraltar den Dampf aus dem Schlot ließ und den Anker rasselnd in die Tiefe senkte. Gern hätten wir sogleich das enge unbequeme Fahr-

zeug verlassen, um die Nacht in einem Hôtel Gibraltars zuzubringen, doch die Strenge der englischen Quarantainegesetze erlaubte dies nicht, bevor der Gesundheitszustand des Schiffes untersucht war. In die schmutzige verpestete Kajüte hätte mich nur die äußerste Nothwendigkeit gebracht, und da diese nicht vorhanden war, so beschloß ich mit meinem Gefährten auch diese Nacht auf dem Verdeck zuzubringen. Der wasserdichte Rock des Engländers und mein alter Reitermantel gewährten hinreichenden Schutz gegen den kühlen Wind, der sich am Morgen, kurz vor dem Aufgang der Sonne, auf der See zu erheben pflegt.

Ein stattlicher Mastenwald ragte in der Bucht von Gibraltar empor; so weit es die Dunkelheit erkennen ließ, waren Fahrzeuge von allen Größen darunter. Die Mehrzahl der Schiffe, welche die Meerenge passiren will, legt auf der hiesigen Rhede an, um die günstigen Winde abzuwarten, welche es ihnen erleichtern, die Strömung nach dem Mittelmeere zu besiegen. Außerdem ist Gibraltar ein Stapelplatz für den englischen Handel im Mittelmeer, und viele Waaren werden von hier in andere Schiffe umgeladen. Die kleinen griechischen und italienischen Fahrzeuge, die man überall in den mittelländischen Häfen in so großer Zahl findet, gehen nicht gern weiter, sondern laden hier ihre Waaren aus und nehmen andere ein. Große amerikanische und englische Handelsfregatten besorgen dann den Weitertransport, zumal nach den überseeischen Häfen. Auch nach der gegenüberliegenden marokkanischen Küste wird von hier aus ein starker Handel in kleinen leichten Küstenfahrzeugen geführt; außerdem ist Gibraltar der Hauptsitz des sehr beträchtlichen Schmuggelhandels, der längs der ganzen andalusischen Küste mit englischen Waaren getrieben wird. Alles dies und seine unangreifbare Lage auf hohen Felsen giebt diesem Plage eine so unendliche Wichtigkeit für England und ersetzt reichlich die Millionen von Pfunden, welche dieses kahle Felsenneß der

englischen Regierung schon gekostet hat. Es ist ein Schlüssel zum Mittelmeere, wie Malta der andere, und keine Stimme erhebt sich im Parlament, wenn fast alljährlich enorme Summen für die endlos vermehrte Befestigung dieses Waffenplatzes gefordert werden.

Die Lichter in Gibraltar schienen aus der Höhe durch die Dunkelheit herab. Mehrere Reihen derselben waren in den verschiedenen Theilen der Festung über einander sichtbar und bildeten Quirlen von hellblitzenden Punkten auf schwarzem Grunde. Auch von Afrika's Ufer konnte man mit dem Nachtsferrohr ein helles Feuer erkennen, und auch an verschiedenen Stellen der spanischen Küste glimmten feurige Funken. Gegen neun Uhr tönte von der Festung ein Kanonenschuß als Signal zur Retraite, und zugleich rasselte von der Höhe herab die eintönige Melodie des Zapfenstreichs, von vielen Trommeln geschlagen, und unter dem Trommelwirbel stieg wie eine riesige Feuerkugel der Fürst der Nacht aus dem Meere hervor. Die Beleuchtung, die fein bleiches, zitterndes Licht der ganzen Scene verlieh, war von eigenthümlichem Reiz. Riesig hoch starrte als ein schwarzer Kolos, der kein Ende nehmen wollte, der dunkle Felsen von Calpe aus der silbermatten Fluth, die ringsum seinen Fuß umspülte. Die Raen, Masten und Rumpfe der vielen Fahrzeuge um uns herum erschienen viel größer, und selbst die einzelnen Taue zeichneten sich wie scharf gezogene, tiefschwarze Linien gegen den bleichgelben Luftgrund ab. Das Wetter war mild, und eine andalusische Sommernacht mit ihrem ganzen Zauber lag über uns ausgebreitet. Auf unserem Schiffe war es allmählich still geworden. Das maltesische und jüdische Gesindel war in seine Kojen zurückgetroffen und hatte das Verdeck von sich gesäubert. Zusammengehockt in einem Winkel spielten vier provençalische Matrosen, welche die Wache hatten, ein Kartenspiel mit schmutzigen Karten. Obgleich der Einsatz nur in einem einzigen Sou bestand, so war doch ihre ganze Seele beim Spiel, und ich glaube, eine Piraten-

schaar hätte unser Schiff gemächlich ersteigen können, bevor diese nachlässige Wache das Mindeste davon gemerkt. Häufig erscholl ein grimmiges: „trente de Dieu!“ „sacristie“ oder „larron de Dieu!“ in Begleitung ähnlicher provenzalischer Fluchwörter von einem derben Faustschlag auf die Verdeckplanke begleitet und verkündete, daß die launische Glücksgöttin sich dem einen oder andern Spieler allzu ungünstig bewiesen hatte. Lustiger ging es auf einem andalusischen Küstenfahrer zu, der unsern von uns lag. In seinem niedern Mastkorbe saß ein halbnackter Matrose und spielte die Mandoline, und die Klänge derselben in lebhaftem Tacte mit ihren Castagnetten begleitend, tanzten vier Burschen auf dem kleinen Verdeck in unermüdlicher Behendigkeit und Kraft den Fandango *). Es war ein hübsches Bild, die Gruppe der Tänzer im Mondenschein. Ihre rothen Netze mit den dicken blauschwarzen Haaren hingen bis auf den Nacken herunter, und was sich bei Tage an ihrem Anzuge vielleicht als Loch oder Flecken und Lumpen gezeigt hätte, gab ihnen im täuschenden Mondenscheine ein malerisches Ansehen.

Lange standen wir im lebhaften Gespräche auf dem Galliot unseres Dampfers und schauten dabei in die silbernen Gewässer, die rauschend am Kiel sich brachen. Oft schnellte ein Fisch durch die Luft und fiel plätschernd in sein Element zurück. Manch Interessantes wußte der junge Officier zu erzählen. Er kehrte aus dem indischen Archipel auf Urlaub nach England zurück und hatte zu seinem Vergnügen einen Abstecher dabei nach Algier gemacht. Viel erzählte er von dem Leben in jenen fernen Gegenden, von den blutigen Gefechten, die er gegen die malayischen Seeräuber mitgemacht, wobei es Grundsatz sei, alle etwaige Gefangenen sogleich an der Schiffbräe aufzuknüpfen und einen förmlichen Vertilgungskampf gegen diese Race zu führen. Seine aufregenden Schilderungen der Malayen-

*) Ein den Spaniern eigenthümlicher Tanz.

schlachten tönten wie wilder Gesang in den Guitarrenklang und die Mondscheinruhe am Fuße des kriegerischen Felsens.

Endlich suchte sich jeder die weichste Planke des Verdecks zum Lager, schob den Mantelsack als Kopfkissen unter, hüllte sich fest in seinen Mantel und war bald in einen festen Schlaf versunken. Noch in der Nacht weckte uns das brausende Geräusch eines großen Dampfers, der unfern von uns den Rauch hinausließ und vor Anker ging. Es war der „Jupiter,“ das englische Postdampfschiff von Malta, das uns nach Lissabon führen sollte. Wir fuhren auf und fürchteten, das Schiff werde am frühen Morgen fortfahren und uns so die Möglichkeit nehmen, auch nur einen Fuß nach Gibraltar zu setzen. Mit dem Sprachrohr des Capitains frug der englische Seeofficier nach dem Bord des Jupiters hinüber, wann er fortfahre. „Schlag sechs Uhr Nachmittags“ lautete die tröstliche Antwort.

In purpurner Gluth ging die Sonne auf; dunkelrosenroth erglühte die oberste Spitze des Felsens, welche das Sonnenlicht zuerst erhielt, und blässer und blässer schattirte sich die Farbe ab, bis sie zuletzt am Fuße des Berges in dunkles Grau überging. In allen südlichen Gegenden benützt man die kühle Frische des Morgens zur Arbeit, um während der heißen Mittagszeit die nothwendige Siesta*) zu halten. Auch im Hafen ward schnell Alles lebendig; die Fahrzeuge machten ihre Morgentoilette, und fast auf allen Verdecken waren Matrosen thätig, Eimer an Stricken hinunter zu lassen und Wasser zur Reinigung heraufzuziehen. Mehrere größere Schiffe, die in das Atlantische Meer wollten, lichteteten unter dem eintönigen J—o, J—o, H—i—o, H—i—o der Matrosen, dem Arbeitsgesange aller nordeuropäischen Seefahrer, die Anker und spannten die Segel aus, da der Wind ihnen günstig war. Cines

*) Die Schlafzeit in den heißen Mittagsstunden.

dieser Schiffe zeigte die Flagge meines engeren Vaterlandes, und ich konnte mich nicht enthalten, dem Capitain, der trotz aller mittelländischen Sonne mit seiner gewohnten Pelzmütze auf dem Kopfe in dem Mastkorbe stand, durch unser Sprachrohr eine heimathliche plattdeutsche Redensart zuzurufen. „Tom Dunnerwäder, dat möt ja een Meklenborger wäsen*),“ schrie mir der sehr Erstaunte durch sein Sprachrohr wieder zurück und gab mir Grüße an die Heimath mit, da er von hier ein wenig nach Schottland segeln wollte.

Fünfzehn bis achtzehn meist große Schiffe, die ausgespannten Segel vom günstigen Wind gebläht, schwammen bei uns vorüber. Kleine spanische Schmugglerbarken, die im Schutze der Nacht ihr Wesen getrieben hatten, kamen statt der auslaufenden Schiffe wieder herein, sich aufs Neue mit Waarenvorrath zu versorgen. Es waren leichte, sehr schön gebaute Schnellsegler von fünfzehn bis zwanzig Tonnen Tragfähigkeit, vortrefflich geeignet, in die zahllosen kleinen Buchten und Felsenanäle der spanischen Küste einzudringen. An dem niedrigen Mast führten alle ein großes dreieckiges lateinisches Segel von dunkelbrauner Farbe, das aus der Ferne bei Nacht von den spanischen Zollcarabineros nicht leicht entdeckt werden kann. Die Bemannung war für die Größe der Fahrzeuge sehr stark und bestand meist aus sechs bis acht Männern; die Haare in dem grünen oder rothen andalusischen Netzbeutel aufgebunden, eine braune Manchesterjacke fast wie ein Dolman mit einer Schnur über das roth- und weißgestreifte Hemd gehängt, standen diese Gefellen auf ihren Fahrzeugen, die so rasch wie Taucherenten dahin schossen, in müßigen Gruppen umher, wohlgefällig den Dampf ihrer Papiercigaritos in die blaue Morgenluft blasend. Es waren, soviel man durch das Glas erkennen konnte, stattliche Männer mit verwegenen Gesichtern, die gewiß die Pistolen und das lange Messer nicht zum

*) Zum Donnerwetter, das muß ja ein Mecklenburger sein.

Spaß trugen, dessen silberbeschlagener Griff aus dem rothen Wollenshawl, den sie als Gürtel um den Leib gewunden, hervorblickte. Diese Schmuggler liefern oft den „Carabineros“ ernsthafte, sehr blutige Gefechte und lassen sich nicht leichten Kaufes ihre Waaren fortnehmen. Uebrigens soll das ganze Schmugglerwesen, obgleich noch immer beträchtlich genug, in den letzten Jahren sehr abgenommen haben. Eine strengere Organisation der Mauthbeamten, die viel besser als früher bezahlt, dafür aber auch viel mehr im Dienst angestrengt werden, hat das Schmuggeln jetzt zu einem sehr gefährlichen Geschäft gemacht, mit dem sich nur noch die entschlossensten Wagehälse befassen. Wird ein bewaffneter Schmuggler von den Carabineros ergriffen, so kommt er auf die Galeeren, daher sich diese Kerle auch auf Tod und Leben wehren.

Um fünf Uhr erscholl der Reveilleschuß von der Signal-Batterie der Festung, und bald darauf kam das Gesundheitsboot an Bord; da der Gesundheitszustand des Schiffes rein befunden ward, weil in ganz Algerien seit Jahren weder Pest, noch gelbes Fieber hausen, so erhielten wir sogleich Erlaubniß, an's Land zu gehen. Keinen Augenblick zögerten wir am Bord des Dampfers. „Adieu la France!“ rief spottend der Engländer, als er sich mit seemännischer Gewandtheit in das kleine Ruderboot des englischen „Steamers“ (Dampfschiff) schwang, das wir herbeigerufen hatten. Wir nahmen unsre Plätze und brachten unsere Sachen auf dem Dampfer unter; dann trug uns ein Hafensboot, mit zwei spanischen Ruderern besetzt, schnell an den Hafendamm Gibraltar's.

„Jetzt habe ich wieder englischen Grund unter den Füßen,“ rief der Officier lachend und stampfte mit stolzem Fuß auf die Felsenquader der prächtigen Hafendämme; „sind wir nicht tüchtiges Volk? Altengland für immer!“ Lachend traten wir in die Thür des eleganten Hôtels, das unmittelbar am Hafen liegt, unsere Toilette herzustellen und uns durch ein tüchtiges Frühstück für unsere

Wanderung zu stärken. Das Hôtel, mit englischem Wirth, englischen Kellnern und — doppelt englischen Preisen, war so bequem als möglich eingerichtet. Nebenbei bemerkt, die Zahl der ganz auf englische Weise eingerichteten Hôtels mehrt sich in allen südeuropäischen Hafenstädten von Jahr zu Jahr. Die summende Theekanne, der Teller mit geröstetem Brod, weiße, ungesalzene Butter, in einem kühlen Behältniß von kaltem Wasser umflossen, Schnitten von kaltem, etwas roh, aber sonst sehr appetitlich aussehenden Hammelbraten und weich gekochte Eier verkündeten überall im Mittelmeer die friedliche Herrschaft Englands. Auch in Gibraltar standen sie bald auf dem blanken massiven Mahagonytisch mit dem schneeweißen Tischtuch, und mit tüchtigem Appetit ließen wir es uns schmecken. Jetzt erst fühlten wir die rechte Verachtung gegen das elende Dampfboot, wo ein zufälliger Blick in die Küche mir einen solchen Ekel eingeflößt hatte, daß es mir unmöglich wurde, von den darin bereiteten Speisen auch nur das Mindeste zu genießen. Früchte aller Art, die ich bei mir führte, hatten nebst Brod und Wein und einigen gekochten Eiern meine einzige Nahrung ausgemacht.

Während wir noch beim Frühstück saßen, marschirte ein Bataillon Hochschotten, das hier in Garnison lag, vorbei, und neugierig eilte ich demselben nach, um es mir genauer anzusehen; kräftige Leute, die Alle so sicher und fest auftraten, wie vorhin mein englischer Freund. Die dicken, vollen, rothen Backen frosteten fast zu sehr von Kraft und Gesundheit und zeigten die Güte des Rostbeafs und des schäumenden Porters, womit England die Wächter seiner Felsenburg ernährt. Die blühenden Gesichter dieser nordischen Männer, wohl durchgängig mit blauen Augen und hellblondem, flachartigem Haar, stachen vortheilhaft ab gegen die vielen hageren, dunkelgebräunten Spanier, Italiener, Provençalen und Malteser mit den dunkeln Augen und schwarzem Haar, die sich in großen Haufen am Hafen herumtrieben. Während ich den Schotten noch längere

Zeit folgte, deren Marsch eine Nationalweise von sehr eintöniger Melodie zu sein schien, hatte der englische Seeofficier nach einem Better, der in Gibraltar als Hauptmann stationirt war, geschickt. Unter der Leitung dieses angenehmen Mannes traten wir unsere Wanderung an.

Drei verschiedene Felskuppen bilden zusammen den Felsen, auf dem Gibraltar liegt; sie stehen durch einen nicht sehr breiten, niederen Landrücken mit dem spanischen Festlande in Verbindung. Der größte Theil der Stadt liegt am Fuße dieses Felsens, da wo auf der einen Seite nach Spanien hin ein breiter Landvorsprung ist, von dem der Felsen steil aufsteigt. Es sind größtentheils elegante, große Gebäude, flache Dächer und Balcone mit zierlichen Eisengeländern in dem Geschmack der Gartenhäuser vor den Thoren unserer größeren deutschen Städte, hohe Fenster mit großen Spiegelscheiben, schneeweißen Gardinen und hellgrün angestrichenen Fensterläden und Hausthüren mit blanken Messingschildern — Alles vom Großen bis auf das Kleinste herab recht englisch. Englisch sind auch die Schilder an den vielen Kaufmannsläden aller Art mit oft sehr großen Waarenlagern, an Restaurationen, Hôtels u. s. w. Ein anderer Theil der Stadt zieht sich steil an dem Felsen hinauf, ja ist in die Klüfte und Spalten desselben hineingeklebt. Die Straßen sind hier so enge, daß kein Wagen darin fahren könnte, und laufen oft unter überhängenden Felsen, welche auf den Dächern zu ruhen scheinen, fort. Steile, enge Felsentrepfen verbinden die einzelnen Gassen mit einander; das Ganze bildet ein wunderbares Labyrinth von Gängen, Treppen und Felsenschluchten. Wir traten z. B. in ein Kaffeehaus wie gewöhnlich durch eine Parterrethür von einer Gasse ein; als wir aber aus den Fenstern des Saales im unteren Stock auf die entgegengesetzte Seite blickten, fanden wir, daß der Saal sich auf dieser Seite schon in der dritten Etage befand. Einzelne Parthieen des Felsens sind ganz kahl und entblößt, andere

mit reizenden Holzungen von südlichen Bäumen oder grünen, sorgfältig gepflegten Grasplätzen bekleidet. Auch einzelne große, weiß angestrichene Kasernen und Magazine findet man hier, obschon die meisten Soldaten in den hohen Kasematten wohnen, die in den Felsen selbst eingehauen sind. Unzählich sind die Bastionen, Wälle, Gallerieen und die großen, ganz in den Felsen eingesprengten Gänge und Kasematten, die Befestigungen dieser unbezwinglichen Felsenburg. Am stärksten ist die jäh in das Meer schießende Seite des Felsens befestigt, die dem spanischen Festlande zugewandt ist, da man von hier aus wohl den Hauptangriff erwarten müßte. Vierhundert Fuß über dem Meerespiegel ist hier die erste Gallerie in den Felsen eingesprengt, siebenhundert Fuß hoch die zweite. Eine lange Reihe mächtiger Kanonen, meist Vierundzwanzigpfünder, wohl einige Hundert an der Zahl, starrt hier aus den großen Schießscharten heraus, aus ihren Schländen Tod und Verderben jedem Feind drohend. Sehr hoch und sehr geräumig, daß ein Reiter bequem hinter allen Geschützen reiten kann, dabei hinreichend hell sind alle diese Gallerieen. Bei anhaltendem Feuern muß aber der Pulverdampf fast erstickend in ihnen werden; auch der Knall der Geschütze, durch den Widerhall verstärkt, soll den Ohren nicht wenig zumuthen. Außer diesen Gallerieen sind noch mehrere andere Batterieen und Bastionen auf dieser Seite des Felsens angelegt, die überhaupt allein an siebenhundert große Geschütze zu ihrer Vertheidigung enthalten. Eine der Gallerieen, welche die Ecke bildet, ist zugleich ein hohes, geräumiges Zimmer, in dem die Schießscharten die Fenster bilden. Hier hat man eine sehr schöne Aussicht, und die englischen Officiere haben wiederholt große Feste und sogar Wälle darin gegeben. Auf dem Mittelpunkt des Berges steht ein weißes Wachthaus, das zugleich als Telegraphenstation für die ansehlenden Kriegsschiffe dient, da man es weit durch die ganze Meerenge und den Busen von Gibraltar sehen kann. Ein alter

Invalide, der als Telegraphenwächter angestellt ist, ließ uns durch das große Fernrohr, das hier aufgestellt ist, sehen. Auf der ganzen Erde giebt es wohl keinen einzigen Punkt, von dem aus das Auge zu gleicher Zeit so weite Strecken zweier verschiedener Welttheile überblicken kann. Lange weilten wir hier und konnten uns von dem großartigen Panorama, welches unser Blick überschaute, kaum trennen. Da der Invalide von den Officieren kein Trinkgeld nehmen durfte, so ließen wir uns eine Flasche guten Portwein, den er zum Verkauf an etwaige Besucher führt, von ihm geben. Auf einem ziemlich beschwerlichen, steil ansteigenden Pfade gingen wir jetzt zu der höchsten Kuppe des Felsens, die an elfhundert Fuß gegen das Meer abfällt. Ein alter grauer Thurm aus der Mauren-Zeit ziert diesen Gipfel. So grau und verwittert sehen die Wände desselben aus, daß man sie kaum von dem Felsengestein, aus dem sie hervorzuwachsen scheinen, unterscheidet. Schon die alten Mauren haben den Felsen von Gibraltar mit mehreren Thürmen besetzt, da sie die Wichtigkeit desselben erkannten. Von dem würdigen greisen Maurenthurm sahen wir einige kleine Affen aus der Ferne in den Felsenschluchten herumklettern. Es sollen noch mehrere hundert solcher Thiere — unsere gewöhnlichen Jahrmärtsaffen, kleine Kerlchen mit langen Schwänzen — in den theilweise unzugänglichen Schluchten des Calpe hausen, die einen gewissen gastfreundlichen Schutz von Seiten des Gouvernements genießen und von den Unberechtigten nicht geschossen oder weggefangen werden dürfen.

Auf der Südseite des Berges sind wieder mehrere sehr stark besetzte Forts und in den Felsen gehauene Gallerieen mit schweren Geschützen; die Mündungen der Kanonen ragen hier kaum zehn bis zwölf Fuß über dem Meerespiegel hervor, und bei besonders starkem Wellengange soll der Schaum bis in die Schießscharten hinein-sprühen. Im Ganzen enthalten, wie ich hörte, alle Werke der Festung

Gibraltar an achtzehnhundert schwere Geschütze, eine Zahl, deren Größe ich nicht für übertrieben halte, da das Auge überall auf blanke Kanonenröhre trifft. Man erzählt sich, die englische Regierung habe einen Preis von hundert Pfund für die Entdeckung jeder neuen Stelle ausgesetzt, auf welcher zweckmäßig auch nur noch eine Kanone angebracht werden könne, es sei aber nicht mehr möglich, denselben zu verdienen. Daß Gibraltar bei diesen gewaltigen Vertheidigungsmitteln jemals durch eine feindliche Belagerung eingenommen werden könnte, scheint mir ganz unmöglich; das einzige Mittel wäre eine Einschließung von der Land- wie Wasserseite, um der Garnison alle Zufuhr abzuschneiden und dieselbe allmählich auszuhungern. Aber abgesehen davon, daß die Flotten Englands solche Einschließung nicht leicht dulden würden, wäre dieselbe ein sehr langwieriges Unternehmen, da in den großen Magazinen stets ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln, die im Nothfalle mehrere Jahre für die ganze Besatzung ausreichen können, aufgespeichert sind. Denn hier befinden sich stets Vorräthe aller Art für einen Theil der englischen Flotte im Mittelmeer.

Auch das Innere einer Kaserne beschauten wir auf meinen Wunsch. Große Reinlichkeit und Ordnung herrschte in den Höfen, Gängen und Zimmern derselben, und man sah auf den ersten Blick, daß eine strenge militairische Disciplin geübt wurde. Die Zimmer selbst, nach südlicher Sitte mit steinernen Fußböden, waren hell, geräumig und luftig. Jeder Soldat hatte seine eiserne Bettstelle, auf der eine Matratze und eine leichte Decke lagen. Sehr appetitlich sah es in der großen Küche aus. Ungeachtet dieser Bequemlichkeiten wird Gibraltar nicht sonderlich als Garnison geliebt, und Officiere wie Soldaten gehen lieber hinab, als hinauf. Der Wachdienst ist sehr streng. Auch das Klima wird nicht gelobt. Daß die Hitze des Mittags, wo die Felsenwände überall die Sonnenstrahlen

mit vermehrter Gluth zurückprallen lassen, sehr stark ist, empfanden auch wir.

Von dem alten Maurenthurme aus befahen wir noch flüchtig die große St. Michael-Höhle, welche nicht sehr weit davon liegt. Es geht die Sage, diese Höhle, deren Grund wohl noch nie ein menschlicher Fuß betreten hat, gehe bis auf den Meeresboden, und es finde unter demselben von hier aus eine unterirdische Verbindung mit dem afrikanischen Ufer statt. Vor mehreren Jahren hat ein kühner englischer Officier sich an einem langen Tau in diese Höhle hinuntergelassen, ohne jedoch den Boden derselben zu erreichen.

Es war Mittag geworden. In der untern Stadt war es jetzt nicht mehr so lebendig, als am Morgen, da von elf bis drei Uhr in den heißen Monaten fast allgemein die Arbeit ruht. In den meisten englischen Häusern hatte man die Jalousieen niedergelassen, selbst manche Läden waren geschlossen. Demungeachtet beschloßen wir noch einen schnellen Ritt nach der nahen Küste des spanischen Festlandes zu machen. Drei ziemlich gute Reitpferde englischer Zucht waren im Hôtel zu bekommen; wir schwangen uns rasch in die Sättel und galoppirten über die Landzunge nach einem Korkeichengehölz, das vom andalusischen Festlande bei Algiras einladend herüberschimmerte. Endlich hatte ich wieder ein großes, langhalsiges, englisches Pferd mit englischer Sattlung und Zäumung unter mir, nachdem ich in Algerien nur die kleinen, feurigen, gewandten maurischen Hengste mit ihren hohen Sätteln und scharfen Gebissen geritten hatte. Daß meine englische Stute auf unebenen Felspfaden nicht halb so viel leistete, als die Rosse der Spahis, merkte ich bald, denn dieselbe strauchelte am andern Ufer auf einem etwas abschüssigen Fußsteig wiederholt, wo die Berber im vollsten Galopp, selbst in der Dunkelheit der Nacht, ganz lustig gelaufen wären. In dem Walde der dunkeln Korkeichen war es sehr behaglich, und der Schatten der grünen Blätter that uns wohl. Sehr malerisch ragte

auch von dieser Seite der steile Felsen von Gibraltar in die Luft, und unser Zweck, denselben von allen Seiten zu betrachten, wurde zu großer Zufriedenheit erreicht. In einer kleinen, halbzerfallenen Schenke, die eine reizende Lage am Meeresufer unter dem Schatten großer, hoher Bäume hatte, stiegen wir einen Augenblick ab. Eine malerisch zerlumpte Frau, deren Körper mehr entblößt als bekleidet war, die jedoch trotz Lumpen und Schmutz noch Spuren großer Schönheit zeigte, brachte uns einen Krug mit einem starken, spanischen Wein. Zwei prächtige Buben von drei und fünf Jahren, mit Gesichtern voll Schelmerei, Gutmüthigkeit und Lebenslust, wälzten sich spielend im Grafe herum und schauten dabei mit neugierigen Blicken aus den dunkeln, großen Augen uns Fremdlinge an. Der jüngste dieser Buben war ganz unbekleidet; der älteste hatte ein kleines Stück von einem Lumpen, der ehemals vielleicht eine Art von Hemd gewesen war, mit grünem Binsengras als Gürtel wie ein Schurzfell vorgebunden. Ein alter, eisgrauer, blinder Mann, in einen geflickten, abgelegten englischen Wachtmantel gehüllt, saß daneben bewegungslos in der Sonne, deren Strahlen seinem schon ganz erstarrten Körper wohlthaten. Es war ein echt spanisches Sittenbild. Wir kehrten langsam den Knaben in dem Korkeichenwald den Rücken und galoppirten in's Hôtel zurück.

Ein Boot brachte uns an Bord des Jupiter, dessen dicke schwarze Rauchwolke aus dem hohen Schlot zeigte, daß er zur Abfahrt bereit sei. Es ist doch ein Unterschied am Bord eines französischen und englischen Schiffes. Die französischen Kriegsdampfboote der Marine sind größtentheils treffliche Fahrzeuge; ihre Officiere sind oft sehr liebenswürdige, wohlgefahrene Männer; auch die Mannschaft ist gut disciplinirt und tüchtig, und doch ist soviel Studirtes, Gepuztes in dem Seewesen der Franzosen. Bei den Britten wird jeder Prunk vermieden, ja fast zu unscheinbar ist Vieles bei ihnen. An der großen englischen Fregatte sind oft

lange nicht soviel Vergoldungen und hunte Malereien oder zierliche Holzschnitzereien zu finden, als bei manchem schlechten Küstendampfer; selbst die Commando's auf englischen Schiffen sind kürzer und einfacher, als bei den Franzosen, wo oft unbedeutenden Ausführungen ein langes, prahlerisches Commando vorangeht.

Auch auf unserem „Jupiter“ konnte man dies wohl erkennen. Als die Uhr sechs schlug, da rasselte der Anker in die Höhe, die mächtigen Schaufelräder fingen erst langsam und dann immer rascher an, in die Wellen einzuschlagen; der Kiel des Schiffes drehte sich, und in schneller, sicherer Fahrt enteiltten wir der Bai von Gibraltar. Lange dauerte es, bis wir die beiden hohen Säulen des Herkules, dieses gewaltige Felsenthor, aus dem Gesichte verloren. —

VI. Bilder aus den Pyrenäen.

1. Die Besteigung des Pic de Bergonz.

Die Pyrenäen bilden die Grenzscheide zwischen zwei in ihrer ganzen Lebens- und Denkweise verschiedenen Völkern. Sie sind dahingelagert wie ein mächtiger Wall zwischen zwei Ländern und Meeren, zwar nicht in gleicher Ausdehnung und Großartigkeit in der Gestaltung wie die Alpen, aber nichtsdestoweniger mit ihren himmelanstrebenden Pics, ihren wilden, zerrissenen Thälern, ihren hochgelegenen Seen und rauschenden Wasserfällen ein gewaltiges Zeichen der Allmacht Gottes und ein herrliches Bild seiner Wunder in der Natur.

Wie auf den Schweizerbergen ein kräftiges, heiteres und gesundes Volk uns entgegentritt, welches sein Leben in stetem Kampfe mit den Naturgewalten hinbringt und nur mit unsäglicher Mühe dem Boden abringt, was es zum Fristen des Lebens bedarf, so sehen wir auch in den Pyrenäen denselben Kampf sich erneuen, sehen, wie dort, den liederreichen Basken hinaufziehen auf die höchsten Berge und nicht nach einem größeren Reichthume des Lebens verlangen, als welchen seine Heerde, sein Ein und Alles, ihm beut, sehen ferner den kühnen Gebirgsjäger dem räuberischen Bären und der einsamen Gemse nachfolgen bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel und nach unendlichen Entbehrungen in sein heimathliches Thal zurückkehren. Aber wir sehen auch jahraus jahrein Tau-

fende von Kranken und Hinfälligen sich hinflüchten zu den wirksamen und unerschöpflichen Heilkräften der Pyrenäennatur und sich in den heilkräftigen Wassern derselben gesund baden.

An Alles dies gemahnen uns die riesigen Grenzwächter Spaniens und Frankreichs, und wir wollen daher, begierig, ihre Schönheiten vor unseren Augen erschlossen zu sehen, näher zu ihnen hinzutreten und unsere Wanderung über ihre Berge und durch ihre Thäler beginnen.

Ich führe Euch deshalb, meine jungen Freunde, zuerst auf einen der schönsten Berge, nämlich auf den Pic de Bergonz und erzähle, wie mir mein Gewährsmann berichtet.

Ein köstlicher Schlaf, wie ihn nur die Bewegung in der Gebirgsluft zu geben pflegt, hatte meine erste Nacht in den Pyrenäen begleitet. Mit dem frühesten Strahle, den die Morgensonne zwischen den Kuppen des östlichen Gebirges hindurch in das Thal sandte, hatte ich bereits die zwischen meiner Wohnung und einer kleinen Cascade (Wasserfall) liegenden Wiesen durchschritten, und bald hatte ich, meiner Gewohnheit gemäß, die letzten lähmenden Spuren nächtlicher Trägheit durch ein Bad in eiskaltem Quellwasser verschwächt; dann wandte ich mich, meinen Gebirgsstock in der Hand, eine kleine Karte der Pyrenäen in der Tasche, dem südlich von Luz*) gelegenen Gebirge zu, um in demselben den Pic de Bergonz aufzufuchen. Ich war, meiner Gewohnheit nach, ohne Führer, denn ungehindert und allein in den Bergen herumzuschweifen, dünkte mir stets die größte Lust. Nachdem ich den oberen Theil des Städtchens durchwandert hatte, folgte ich dem Pfade, welcher durch Wiesen und Felder in immer sanfter ansteigender Richtung nach dem bereits ziemlich hoch über Luz gelegenen Dorfe

*) In der französischen Provinz Gascogne, in der Grafschaft Bigorre, südlich vom Pic du Midi, nördlich vom Mont Perdu.

Willenave führt. Hier theilen sich die Wege. Einer derselben führt links in die Schlucht hinauf, aus welcher ein Waldstrom, die Eise, hervorbraust, um sich bei seinem Eintritte in das Thal in verschiedene zur Bewässerung der Wiesen benutzte Arme zu theilen. Ich hatte anfangs diese Richtung eingeschlagen und mich längs der Eise an einer schroffen Wand von losem Geröll rasch über den unten in der Tiefe über Felsblöcke hinstürzenden Strom erhoben. Bald war der Weg hier so schmal, daß man von jedem unsichern Tritte auf dem beweglichen Boden den Sturz in den Abgrund befürchten mußte. Nichts spricht erheiternd oder ermuthigend in dieser Schlucht an, welche von Allem, was athmet, verlassen und gemieden scheint. Schroffe Wände, gebildet durch Erdstöße, engen den Bergstrom ein, welcher sich mühsam durch die Hindernisse seines Bettes hindurch arbeitet, und rechts und links haben die Lawinen, welche mit tödtender Regelmäßigkeit hier alles Leben verbannen, die Spuren ihres Sturzes in langen, muldenartigen Vertiefungen zurückgelassen.

Ich wußte, daß man zu Pferde bis auf den Gipfel des Pic de Bergonz gelangen könne, und die Unwegsamkeit dieser Wildniß gab mir daher bald die Ueberzeugung, daß ich mich in der genommenen Richtung geirrt habe. Ich kehrte daher nach einem Marsche von einer Stunde nach Willenave zurück und schlug den Pfad ein, welcher vom Dorfe aus am nördlichen Abhange des Pic sich auf denselben erhebt. Bald hatte ich die verlorene Zeit und einen alten Hirten eingeholt, der von der Stadt auf seine Triften und zu seiner Heerde zurückkehrte. Er war, wie alle Hirten des Landes, in ein Gamisol von grober, dunkelbrauner Wolle, ein kurzes, unter dem Knie festgeschnalltes Beinkleid und lange Gamaschen von demselben Stoffe gekleidet; die letzteren bedeckten nur mangelhaft die obere Oeffnung der schweren Holzschuhe, welche die Bergbewohner des Landes bei allen Beschäftigungen auf ihren bloßen Füßen tragen.

Diese Holzschuhe, in welchen wir uns entseßlich ermüden würden, ohne fortzukommen, und in denen wir namentlich bei Todesgefahr nicht wagen dürften, die gefährlichen Pässe des Gebirges zu begehen, sind für den Pyrenäenhirten ein unentbehrlicher Besitz und ein Sicherungsmittel bei seinen Unternehmungen. Da das Bewässerungssystem, wodurch der Gewerbefleiß des Hirten Weideplätze im Gebirge hervorrufft und verbessert, ihn täglich und stündlich dem Aufenthalte im Wasser aussetzt, so ist seine wasserdichte Fußbekleidung ihm einmal schon dadurch unentbehrlich, Nägel aber, welche darin eingeschlagen sind und etwa ein achtel Zoll daraus hervorstehen, gestatten die Ersteigung der abschüssigsten und schwierigsten Flächen, welche sich oft an gährende Abgründe lehnen, und auf welchen der Hirt vermöge derselben sich ganz unbekümmert den Arbeiten der Heuerndte und Bewässerung überläßt.

Unser ehrlicher Hirt trieb ein Maulthier vor sich her, an dessen grobgeschnitzten Sattelbogen ein Paar große Körbe und ein kupferner Kessel hingen; oben auf dieser Last saß die Hausfrau des Hirten, und dicht hinter derselben schritt ein kleiner, nußbrauner Junge her, dem Vater an Gesicht und Kleidung so ähnlich, als ob man ihn durch ein Verkleinerungsglas angesehen hätte. Dem Alten folgte mit der Anmuth und Leichtigkeit der Jugend ein junges Mädchen von etwa siebzehn Jahren, die Tochter des Patriarchen. Sie ging barfuß und ihr stand sogar die wenig kleidsame Tracht der Bauernfrauen dieser Gegend, der viel zu eng geschnittene und hinten in wenige Falten gelegte Rock aus einem groben, gestreiften, leinenen Stoffe und eine Cattunjacke, über die ein buntgeblümtes Tuch gesteckt wird, gut.

Bald war die Unterhaltung mit der Familie im Gange und ich hatte hier zum ersten Male Gelegenheit, das freimüthige Wesen, das bei gänzlicher Unkenntniß des Zustandes der Welt außerhalb ihrer Berge um so auffallendere richtige Urtheil und mehr noch, als

das Alles, das ganz gute, verständliche Französisch dieser Bewohner der abgelegensten Gegenden des Gebirges zu bewundern, was hauptsächlich ein Verdienst der sogenannten Freischulen des Ordens der frères ignorantins*) ist.

Unsere Unterredung beschränkte sich anfangs auf zahllose Fragen des Hirten, worauf ich mit beharrlicher Geduld antwortete, und ging dann auf mein Vaterland, Deutschland, über. Der Hirt war der Ansicht, daß dies zu Frankreich gehöre, und wunderte sich nicht wenig, als ich ihm diesen Wahn benahm. Dann war vom Pic de Bergonz die Rede, und ich war erstaunt, den alten Hirten nicht bloß mit Wärme von den schönen Weiden auf dem Pic, sondern auch von der Aussicht reden zu hören, die mich daselbst erwarte.

Nach etwa dreiviertelstündigem Zusammenwandern schied die Familie des Hirten von mir, nachdem ich wiederholt von ihr eingeladen war, Milch bei ihr zu trinken; ich lehnte indeß diese freundliche Einladung ab, aus Besorgniß, zu spät auf dem Berge anzukommen und die Gegend mit dem Nebelschleier bedeckt zu finden.

Der Weg, welcher nach dem Pic hinaufführt, steigt zuweilen steil bergan, bietet aber weder Gefahren, noch bedeutende Schwierigkeiten, so daß man bis zur Kuppe hinaufreiten, und Damen sich in der Portehaise hinauf tragen lassen können. Dadurch wird er zu einem der besuchtesten Punkte des Gebirges, wozu auch seine vereinzelte Lage, sowie das sich vor den Augen des Reisenden im lachendsten Gewande entfaltende Hirtenleben viel beiträgt.

Zwischen köstlichen Wiesen, welche von silberhellen Bächen bewässert und mit duftenden Blumen und Kräutern gleichsam durchwirkt sind, steigt man nach den höheren Regionen des Berges

*) Wörtlich die „unwissenden Brüder,“ Mönche, die sich große Verdienste um den Schulunterricht besonders der niederen Klassen in Frankreich erworben haben.

hinan; hier und da sieht man die Einförmigkeit der grünen Flächen durch grasende Heerden mit ihrem auf seinen langen Stab gestützten oder malerisch auf einen Felsen gelagerten Hirten, oder durch die einfache Wohnung desselben unterbrochen und belebt.

Das Hirtenleben in den Pyrenäen gleicht dem in den Alpen bis in die kleinsten Einzelheiten. Aber der Boden der Pyrenäen ist bei Weitem ärmer, und man findet daselbst nicht den Ueberfluß, welcher den Hirten der Alpen für seine Mühseligkeiten belohnt, hier nicht die schönen, kräftigen und milchreichen Heerden, wie dort. Daher verbraucht der arme Hirt der Pyrenäen auch gewöhnlich den Milchertrag seiner Heerden für die Erhaltung seiner Familie, und es bleibt ihm als Gewinn nur der Erlös übrig, welchen der Verkauf der Wolle oder der jungen Thiere bringt und welchen die an den Staat zu zahlenden Abgaben gewöhnlich hinnehmen.

In den höchsten Thälern des Gebirges, in welchen nur die heißesten Sommermonate den Winter verschonen, baut er für die Zeit, die er dort ausdauern kann, sich von den überall vorfindenden Felsstrümmern eine niedrige, halb in den Boden versenkte Hütte, welche mit Reisern, Rasen und Steinen bedeckt wird und ihm gegen die Wuth der Gewitterstürme und die Regengüsse einen nur höchst mangelhaften Zufluchtsort gewährt. Während er auf jenen unwirthlichen Höhen, einsam mit seinen treuen Hunden, die Heerde gegen die Angriffe der Wölfe, Bären und Adler zu schützen sucht, sind die übrigen Mitglieder der Familie in den nur eine Stufe niedriger gelegenen Thälern mit der Heuerndte beschäftigt. In dieser letzteren Höhe erst beginnt der Fleiß des Hirten zu fruchten. Eine ziemlich geräumige Scheune erhebt sich hier inmitten der Triften, welche der Gegenstand der ganzen Aufmerksamkeit des Gebirgsbewohners sind; diese größere Behausung dient im Sommer der Familie zugleich zur Wohnung und zur Aufnahme des eingebrachten Heues; die Wiesen, von deren Ertrage die Erhaltung

der Heerden abhängt, werden mit der größten Sorgfalt bewässert und dadurch auf oft ganz unergiebigem Strecken hervorgerufen. Zu diesem Zwecke leitet man die von dem oberen Theile des Gebirges herabkommenden Bäche mittelst hin und wieder laufender Furchen auf der zu bewässernden Fläche umher, so daß ein in diesem oder jenem Schlage der Furchen aufgestellter Stein gestattet, das Wasser überall, wo man will, überlaufen zu lassen. Wenn die Heuerndte beendigt und das Winterfutter aufgespeichert ist, wenn die Herbststürme die Kuppen der Berge zu peitschen beginnen, oder die dürftigen Weideplätze derselben die Heerden nicht mehr zu ernähren vermögen, steigt die Familie in die unteren Thäler hinab und überläßt dem inzwischen von den Gipfeln vertriebenen Hirten und seiner Heerde die gefüllte Scheune; dieser bringt darin den Winter zu und er hat wahrlich hier Gelegenheit, im Kampfe mit der ihn umgebenden Natur seine Ausdauer und seinen Muth zu erproben. Abgeschnitten von der ganzen übrigen Welt ist dem Einsiedler dennoch die Sorge nicht fremd; bald sieht er den Ertrag einer spärlichen Futtererndte vor dem sich verlängernden Winter zu früh hinschwinden und Mangel drohen, bald schreckt ihn der Donner der nahen Lawine aus dem Schlafe auf, bald führt ihm das Heulen des um seine Wohnung herumschleichenden Wolfes seine Einsamkeit und die Unerreichbarkeit aller menschlichen Gesellschaft um Hilfe lebhaft vor die Seele. Das Innere seines Winterquartiers ist nicht gemacht, ihn für den Mangel an Gesellschaft mit den Menschen schadlos zu halten; vier Wände vom rohesten Material umgrenzen den inneren Raum der Wohnung, welcher in zwei Abtheilungen, die eine für die Kälber oder Lämmer, die andere für die älteren Thiere abgetheilt ist; in der Ecke dieser vom Hirten mit der Heerde getheilten Behausung befindet sich ein von wenigen rohen Feldsteinen erbauter Herd, von dem der Rauch sich durch die als Fenster dienenden Luftlöcher den Weg in's Freie sucht; ein durch loses Gebälk

unter dem Dache gebildeter Bodenraum schließt den Heuvorrath ein, welcher zugleich dem Hirten als Schlafstelle dient; an den Wänden hängt das aus Buchsbaum geschnitzte Hausgeräth des Eremiten, bestehend aus einigen selbstverfertigten Näpfen und Löfeln, letztere mit ganz kurzem Stiele, auch wohl ein altes Gewehr und der zum Buttern bestimmte und aus einem zusammengenähten Schaaffelle bestehende Schlauch, in welchem eine durch einen Pfropfen geschlossene Oeffnung sich befindet, und in welchem der Rahm der Milch so lange geschüttelt wird, bis sich die Butter gebildet hat.

Wenn dann aber der Frühling zurückkehrt und die ersten erquickenden Sonnenstrahlen von den Bergen die Schneedecke abgehoben haben, unter welcher das Grün der Tristen nur verborgen lag, ohne verwischt zu sein, dann hat der arme Hirt in der wieder erlangten Freiheit bald die Bedrängnisse einer langen Gefangenschaft vergessen; glücklicher als die Glücklichen, und reicher als die Reichsten der Erde zieht er mit seinem Vorrathe von neuem Geräthe, das er während der traurigen Wintertage geschnitzt hat, wieder seinen Bergen zu.

Doch kehren wir nun wieder zu unserem Pic zurück. Gewöhnlich wird die Zeit, in welcher man ihn ersteigen kann, zu fünf Stunden angegeben. In vier Stunden war ich ohne sonderliche Anstrengung auf dem Kamme des Berges angelangt, wo der Reiter sein Pferd verläßt und in wenigen Minuten zu Fuß die höchste Kuppe oder den eigentlichen Pic auf einem sehr abschüssigen und durch trockenes Gras geglätteten Boden erreicht. Schon seit einer halben Stunde hat uns die frühere Vegetation verlassen und das Rhododendron unseren Eintritt in die höheren Regionen des Gebirges bezeichnet. Wir stehen jetzt auf der höchsten Spitze des Berges, 6504 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Obgleich diese Höhe der vieler anderen Berge der Pyrenäen bedeutend nachsteht, ist doch die

Lage des Pic de Bergonz der Aussicht von da so günstig, daß es kaum einen zweiten Punkt in der Kette giebt, welcher dem Reisenden für die Mühe des Ersteigens einen volleren Genuß gewährte. O, wie schwach und farblos bleibt jede Schilderung des von dort oben vor uns ausgebreiteten Bildes! Wo fände der Maler Farben, der Dichter Worte, welche den Zauber des Blicks von jener Kuppe auszudrücken vermöchten! Mag daher der geneigte Leser mir den Versuch einer mangelhaften Zeichnung des Panoramas erlassen, welches den Pic de Bergonz umgiebt, und sich mit der Aufzählung der einzelnen Theile des letzteren genügen lassen.

Im Norden, welchem man beim Betreten des Pic zugewendet ist, senkt sich der Blick auf die Wiesengründe von Luz hinab und durch die Schlucht von Pierrefitte dringt er in das liebliche, von blühenden Bergen umgebene Thal von Argeles *) ein, um sich weiterhin in dem Horizonte der scheinbar unbegrenzten Ebenen von Languedoc **) zu verlieren. Dann, wenn das Auge, ermüdet von dem vergeblichen Bestreben, der nebelvollen Ferne Gestalt zu geben, sich weiter links wendet, findet es dort, im Nordosten des Pic, tief unter sich die kleine Hochebene, auf dem das Bad St. Sauveur seine freundlichen Häuser ausbreitet, und über ihm sieht es als Hintergrund die mächtige, vom Volke „Montagne de Lage“ genannte Gebirgskette, einen Ausläufer des Granitfelsens der Pyrenäen, mit zackigen, zerrissenen Gipfeln sich zu den Wolken erheben. Von den ungeheuern Trümmern, von den Schneefeldern und dem aschfarbenen, aller Vegetation entkleideten Kamme dieser finsternen Höhen wendet das Auge sich gern zu freundlicheren Bildern; fast erschreckt fällt der Blick plötzlich von den schwindelnden Höhen, die es durchschweift hat, in die Tiefe des Thales unter St. Sauveur hinab, wo

*) Nordwestlich von Luz, südlich von Tarbes gelegen.

**) Provinz Frankreichs zwischen der unteren Rhône und oberen Garonne, zwischen der Provence und Spanien.

der schäumende Gave den Fuß des in einem einzigen jähen Abhänge sich bis in diesen Abgrund hinabstürzenden Pic de Bergonz wäscht; dann folgen wir den Verbindungen der Schlucht, welche den Gave von Gavarnie in sich birgt, und über deren Ränder überall eine kräftig grünende Vegetation sich nach den höheren Felswänden hinaufdrängt, und haben bald das Thal von Pragnères erreicht, das wie ein Blumenkorb aus seinen kalten, starren Umgrenzungen hervor schimmert. Auch ein Theil des lieblichen Thals von Gèdre entgeht dem Blicke nicht; aber die Pyrenäen bleiben ihrem Charakter getreu, welcher durch den Wechsel der Gegenstände und den Gegensatz der sich an einander reihenden Bilder ihnen einen so hohen Reiz giebt. Ueber die Abgründe der südlich von uns gelegenen Schlucht von Heas steigt der erhabenste Theil der mächtigen Gebirgskette empor, welche die Hand der Natur hier als Grenzscheide zwischen zwei große Nationen in bestimmteren Zügen als irgend wo anders gelegt hat. Hier sehen wir den über 10,000 Fuß hohen Mont-Perdu mit seinen von kegeltartiger Spitze überragten und auf allen seinen Felsenabfällen und Flächen gelagerten Schnee- und Eismassen, links davon aber die Kette der nach Osten fortlaufenden Berge, des Pic d'Estaubé, des Agudes, der Gebirge von Heas, des Pic Mont Errant und der Gebirge von Tromouse, jenem ungeheuern Circus, der, von den Reisenden der großen Straßen nicht gekannt, nicht weniger interessant und großartig als der von Gavarnie ist. Rechts, oder westlich vom Mont-Perdu, sehen wir die Hauptkette der Pyrenäen sich fortsetzen; dann eröffnen sich vor dem Auge der Circus von Gavarnie und das unter den Schnee- und Eisfeldern sich aufthürmende Amphitheater des Marboré, jener von senkrechten, 1200 Fuß hohen Felswänden eingeschlossen, von deren oberem Rande die berühmte Cascade, die höchste in Europa, und viele andere, weniger wasserreiche, sich herabstürzen. Darauf folgt die Rolandsbresche, durch deren mit wunderbarer Regelmäßig-

keit, wie von Menschenhänden, eingeschnittene Oeffnung wir in den tiefblauen Himmel Spaniens hineinblicken, und über die Fausse Brèche, den mit abgerundeter Kuppe sich über die Bresche erhebenden Taillon und die, wie ein Zwillingspaar, dicht neben einander gestellten Tourettes fällt dann der Kamm zu dem Passe von Gavarnie ab; an den Punkten aber, wo alle diese an Form und Höhe so verschiedenen Kuppen in senkrechten Felswänden himmelansteigen, haben die ihren Fuß umlagernden Schneefelder ihnen nicht bis zur Spitze folgen können, und um so finsterner starren nun ihre dunkeln Massen über den unter ihnen sich hinbreitenden blendend weißen Grund empor.

Mag der Leser mit seiner Einbildungskraft aus der trockenen Aufzählung der Theile dieses seltenen Panorama's das letztere zusammensetzen. Ich konnte mir dasselbe nicht satt sehen. Zwei Stunden mochte ich wohl auf dem Rasen hingestreckt gelegen haben, und die Strahlen der höher gestiegenen Sonne hatten bereits lange die Thautropfen von den Gräsern getrocknet. Da trat ein kleiner Hirtenknabe zu mir, bot mir einen Strauß Rhododendron und sich selbst zum Führer nach der Fourche de Brada an, einem Felsengipfel, der durch einen schmalen Bergrücken mit dem Pic de Bergonz verbunden, noch bedeutend über demselben erhaben ist.

Gern nahm ich das willkommene Anerbieten an. Wir setzten uns in Marsch und erklimmen eine jäh in das Thal von Gavarnie hinabfallende Schlucht. Dann stiegen wir einen letzten Absatz von steilen Felsen hinauf, auf den wir nur, mit Händen und Füßen uns anklammernd und über einer Schwindel erregenden Tiefe schwebend, hinaufgelangen konnten, und befanden uns nun auf dem schmalen Rande eines alten Vulkans, in dessen Trichter die stillen, klaren Fluthen eines Sees vielleicht seit Jahrtausenden schon das ihnen feindliche Element des Feuers ersetzt hatten; rückwärts aber senkte sich der Blick in den Abgrund des Thals, aus welchem der Gave

von Savarnie die donnernde Stimme seiner zornig gegen Felsblöcke ankämpfenden Wellen zu uns herauffandte.

Leichten Schritts eilte ich um Mittag die grünen Matten hinab, welche die Hänge des dem Hirtenleben geweihten Berges bedecken; ein kurzer Aufenthalt vor der Hütte des jungen Hirten, welcher mir in einer hölzernen Schaale köstliche Milch reichte, und ich befand mich wieder unten in dem freundlichen Thale, welches ich am Morgen früh verlassen hatte.

2. Ein Ausflug nach St. Sauveur, Savarnie und der Nolandsbrefche.

Das laute Concert einer Schaar von Späzen, welche allmorgendlich von der großen Pappel an der Ecke meiner ländlichen Wohnung herab ihre Zufriedenheit über das Erwachen des jungen Tages verkündete, hatte mich schon früh geweckt. Der erste Blick aus meinem freundlichen Schlafzimmer fiel auf die von der Morgensonne beschienenen Wiesen, welche sich hinter dem Hause ausbreiteten; ein leiser, erfrischender Wind spielte in den Blättern der Pappeln und trug den Duft der Wiesenblumen zu mir herüber.

Die Pyrenäen sind ein wunderbares Land. Merkwürdig ist der Einfluß, den sie auf den ganzen Menschen ausüben. Die Lust, die Größe und sonderbare Gestaltung der Gebirgsformen, die Mannichfaltigkeit der Blicke, das Rauschen der Wasserfälle, die Spaziergänge am Rande der Abgründe, die Hitze der Tage und die Frische der Nächte, dies Alles wandelt die Naturen der Menschen um. Zarte Frauen trogen hier Gefahren, deren Erzählung sie sonst mit Grauen erfüllt hätte; oft habe ich sie furchtlos an Abgründe und donnernde Wasserfälle herantreten sehen; Kaufleute werden zu Verschwendern und vergessen den Werth des Geldes; Wohlschmecker gewinnen wieder Gefallen an der einfachen Gebirgskost.

Je länger ich über die hölzerne Gallerie an meiner Wohnung

gelehnt in den köstlichen Morgen hinaus sah, desto mehr fühlte ich mich hinaus in das Freie gezogen. Man auf Plan stieg in mir auf, immer aber kam ich wieder auf Gavarnie und die Rolandsbresche zurück, wohin es mich schon seit langer Zeit gezogen.

Wozu daher noch schwanken und die kostbare Frische des Morgens verlieren! Bald sind die nöthigen Zurüstungen zum Marsche gemacht und den Ranzen an der Seite, die leichten, aus Hanf geflochtenen Schuhe unter den Füßen, den starken, eisenbeschlagenen Stock in der Hand, trete ich in den thauigen Morgen hinaus.

Mit raschen Schritten schreite ich der marmornen Brücke, die sich in einem einzigen kühnen Bogen über den Gave von Gavarnie wölbt, zu und wende mich dann links in die Thalschlucht, aus welcher der genannte Bergstrom hervorbraust und in das blühende Thal von Luz mündet. Mein Weg führt mich die Schlucht entlang, und während er fortwährend steigt, begleitet von einer schön bewaldeten und mit einzeln liegenden Gehöften bedeckten Gebirgswand, sinkt der Gave immer mehr in die Tiefe hinab. Bald befinde ich mich dem berühmten Badeorte St. Sauveur gegenüber. Eine Reihe prächtiger Gebäude breitet sich vor mir aus, als ob der Zauberstab einer Fee sie in den wilden Felsmassen hervorgerufen, auf welchen sie mehrere hundert Fuß hoch senkrecht über die Fluthen des Bergstromes emporgetragen werden. Darunter zeichnet sich besonders das große Brunnenhaus und die Kapelle aus, jenes mit der schon im Alterthum hochgeschätzten warmen Quelle.

Doch weiter führt mich der Weg nach Gavarnie, der sich immer steiler über den in der Tiefe dahin brausenden Gave erhebt. Anfangs sind die Abhänge, die hier und da noch den Uebergang zwischen dem Wege zum Abgrunde bilden, mit Gebüsch und Wiesenwachs bedeckt, aber äußerst gefährlich ist es, diese kümmerliche Erndte einzubringen. Erst vor Kurzem stürzte dabei ein junger Bauer über den Felsenrand hinab; die unglückliche Mutter des jungen Mannes stand auf dem

Bege und sah ihren Sohn, ohne ihm Hilfe bringen zu können, von Felsen zu Felsen stürzen und endlich zerschmettert in den Wellen des Gave verschwinden.

Dann aber, immer höher steigend auf einem Wege, welcher fortwährend auf der einen Seite von schroff sich aufthürmenden Felsen, auf der andern von dem tiefeingeschnittenen Bette des Bergstromes begrenzt wird, erreicht man eine Stelle, wo früher ein kleines Fort stand, in welchem die Bewohner des Thals Barèges Besatzung hielten, um sich gegen die häufigen Einfälle der spanischen Grenznachbarn zu sichern.

Von hier an werden die Bergspitzen zu beiden Seiten des Weges immer zackiger und zerrissener, Bäche stürzen in Cascaden hinab in den Gave, und auf einem kleinen Absatze des Gebirges erhebt sich, von grünendem Rasen umgeben und von ein Paar Bäumen umschattet, eine Hirtenwohnung, das Bild des Friedens und der Ruhe in dieser wilden Natur.

Aber mein Weg sollte nicht allein von den Schildereien der Natur Leben und Interesse entlehnen; bald begegnete ich einem Hirten, welcher eine Heerde schöner Ziegen vor sich hertrieb, deren langes, seidenes Haar fast auf die Erde herabhing. Neugierig und ohne Scheu hoben sie den Kopf mit den langen gewundenen Hörnern nach dem Wanderer und sahen ihm nach. Bald wieder traf ich einen Spanier, der seine Maulthiere, reich beladen mit den schon im August gereiften köstlichen Trauben seines vom Himmel begünstigten Vaterlandes, nach den Bädern trieb.

So führte mich mein Weg dahin, bis er plötzlich jäh hinab in die Tiefe schoß und mich das aus dem dunkeln Gestein des Gebirges erbaute Dörfchen Sia, ein buntes Durcheinander von Häusern, Bäumen, Felsen, Wasser und Wiesenflächen, sehen ließ. Ich eilte hinab auf das hohe Joch der Brücke, die hier nach dem linken Ufer des Gave hinüberführt, und blickte auf die Cascade, welche

etwa hundert Schritte aufwärts sich bildet, indem der lebende Waldstrom mit seiner zwischen zwei Felsen zusammengedrängten Wassermasse einen einzigen wilden Sprung in die Tiefe macht und dann in sechs bis sieben kleineren Sätzen bis unter die Brücke hinabfällt. Die Sonne beleuchtete einen Theil der Cascade, deren schäumende Fluthen unter dem Einflusse der Lichtstrahlen wie mattes Silber erglänzten, während der ruhigere Theil der Wassermasse im Grün des Smaragds schimmerte.

Vertieft in das erhabene Schauspiel der lebenden Wogen und betäubt von ihrem Tosen, hatte ich nicht bemerkt, daß ich, vielleicht schon seit lange, einen Nachbar erhalten. Es war ein Wesen, welches ich unfehlbar für den Rübezahl des schlesischen Gebirges gehalten haben würde, wenn es mir dort begegnet wäre, eines jener bedauernswerthen Geschöpfe, die unter dem Namen „Cayots“ in den Pyrenäen noch immer als ein dem Natur- und Geschichtsforscher unaufgeklärtes Räthsel bestehen. Ein Lachen, in welchem keine Spur einer menschlichen Empfindung sich verrieth, lag auf dem ungestalteten Gesicht des Unglücklichen, dessen Augen, wie die eines Käfers, weit aus den Augenhöhlen hervortraten. Ein zerrissenes Halstuch von gewöhnlicher Größe schien zu klein, um den ungeheuern Kropf zu bergen, welcher zwischen Kinn und Brust sich hervordrängte und jede Neigung des Kopfes nach vorn verhinderte; ein kurzer Oberleib, welcher auf zwei langen Säbelbeinen schwankte, zwei schlaff am Leib herabhängende kurze Arme, — dies Alles, von lose zusammenhängenden Lumpen bedeckt, bot ein Bild des Jammers dar, welches zugleich Mitleid und Abscheu einflößte. Vergebens versuchte ich lange Zeit, diesem mich sprachlos anstarenden Kobold einen menschlichen Laut zu entlocken; ein widerliches Gelächter war die einzige Antwort, welche ich erhielt und dann suchte er mit einer seinen schlotternden Gliedern auferlegten großen Anstrengung

trabend ein nahe gelegenes Stoppelfeld zu erreichen, wo einige Kälber und ein Esel ihre kümmerliche Nahrung fanden.

Auch ich enteiltete jetzt dieser wilden Stätte und folgte dem Wege am linken Ufer des Gave entlang. Die Berge zeigen nun zu unserer Rechten und Linken nur wilde colossale Felsmassen; die Abfälle derselben sind in ihrer Schroffheit zuweilen durch Erdstürze unterbrochen; Gestrüpp von Buchsbaum, Wachholder, Brombeer-gesträuch und Haselstauden zieht sich hier als fast einziges Grün an den Rändern unseres Pfades durch die öde Wildniß hin. Nachdem wir aber eine zweite Brücke überschritten haben, treten die Berge rechts und links zurück, der Horizont erweitert sich, und während der Blick rückwärts die so eben verlassene Thalschlucht uns durch die Windungen ihrer Felswände, wie durch eine unübersteigliche Mauer vollkommen geschlossen und ohne Ausweg zeigt, breitet sich lieblich überraschend das Thal von Pragnères vor uns aus.

Ich ruhte daselbst einige Zeit in einem Haufe des gleichnamigen Dörfchens aus und setzte dann meinen Weg über das nächste Dorf Gèdre fort. Hinter demselben trat ich in eine wilde Schlucht ein, welche das Volk unter dem Namen der Peyrade kennt. Diese Schlucht ist der Schauplatz der großartigsten Zertrümmerung, die je mein Auge sah. Man denke sich, um sich ein Bild von derselben zu machen, einen ganzen riesenhaften Berg von Granit durch irgend ein großes Naturereigniß zerschellt und die Trümmer desselben in einer Breite von mehr als einer halben Stunde Weges von der höchsten Höhe des umliegenden Gebirges bis in die Tiefen des Thales und des Stromes in wahrhaft chaotischer Anhäufung hinabsteigend; man denke sich Granitblöcke von 10—100,000 Cubikfuß, welche über und durch einander gewürfelt liegen, wie von der Hand eines spielenden Kindes hingestrente Kiesel, und man hat ein ungefähres Bild von der Peyrade.

Mich litt es nicht an dieser Stelle der Zerstörung; ich trat aus

der Peyrade heraus und hatte bald eine Hütte erreicht, vor der ein alter Bauer saß und seine Sense schärfte. Ich unterhielt mich mit ihm einige Augenblicke und schritt dann in dem Thale des Gave nach dem ärmlich aussehenden Dörfchen hinein, dessen Name durch seine Umgebungen so berühmt geworden ist. Zum ersten Male sah ich jetzt den Circus und die Gebirge des Marboré in ihrer ganzen Vollständigkeit und Ausdehnung vor mir ausgebreitet; und die Reinheit der Gebirgsluft zauberte mir ihren großartigen Anblick so nah, daß ich ihre colossalen Gestalten mit Händen greifen zu können meinte. Dennoch waren es noch mehrere Stunden bis zu ihrem Fuße, und als ich in Gavarnie ankam, dunkelte es bereits.

Die Gebirgslandschaft, welche sich auf dem Wege dahin meinen Blicken eröffnete, besteht aus einem ungeheuren Halbkreis, welcher durch eine senkrechte Felsenmauer von 12—1400 Fuß Höhe umschlossen wird. Ueber diese Mauer erheben sich die Stufen eines Amphitheaters, auf welchen ewige Schnee- und Eisfelder ihr unwirthliches Reich aufgeschlagen haben, und deren höchster Kamm durch thurmähnliche Felsmassen gekrönt wird, welche unter dem Namen der „tours du Marboré“ bis in die Wolken emporragen und weiter rechts durch die wie von Menschenhand in die Felsen eingeschlagene Rolandsbresche, den Taillon und den Verfolg der Pyrenäenkette fortgesetzt werden. Von dem Rande der senkrechten Riesenmauer aber fallen eine Menge von Wasserfällen auf die trichterförmige Sohle des Circus herab. Ich zählte derselben nur acht, oft aber soll ihre Zahl noch zahlreicher sein. Darunter ist einer, welcher eine Wassersäule von 1266 Fuß Höhe bildet, dabei aber leider einen vorspringenden Felsen berührt und tiefer unten noch einmal aufsteht. Dennoch aber bleibt dieser Wasserfall ein eben so anziehendes, als in seiner Art einziges Schauspiel, dem nur

Amerika in einem 1800 Fuß hohen Wasserfalle ein noch erhabeneres entgegensehen kann.

Ich blieb den Abend in Gavarnie und beschäftigte mich mit den Vorbereitungen zu meiner morgenden Tour nach der Bresche, wozu besonders die Ausmittelung eines tüchtigen Führers gehörte. Aus einer gewitterschweren Nacht ging ein in allem Glanze des Spätsommers der Pyrenäen strahlender Morgen hervor, und die Natur athmete Erfrischung aus jedem Thautropfen, der an den Gräsern der duftenden Bergwiesen hing. Noch lagen Nebel auf dem Kamme des Amphitheaters und ließen lange Streifen wie Schleier in den Circus hinabhängen; aber der erfahrene Führer verhiess mit zuversichtlicher Miene vollkommene Klarheit des Gebirges und hieß uns den Antritt unserer Wanderung nicht zu übereilen.

Endlich, es war bereits zehn Uhr, brachen wir auf. Wir richteten unseren Marsch nach der westlichen Wand des Circus, wo sich an den Flanken des Gebirges ein enger, oft mühsamer, aber anfangs gefahrloser Weg durch hinabgesunkene Erd- und Felsstrümmen steil hinaufwindet. Etwa dreiviertel Stunden mochten wir gestiegen sein, als sich uns unfern von unserem Pfade eine Grotte zeigte und uns, in ihrem Schatten angekommen, unseren ersten Halt ankündigte. Kaum aber hatten wir diesen sichern Hafen verlassen, so zeigte sich uns als einziger Weg zur Fortsetzung unserer Wanderung ein Felsabhang, der selbst den Beherztesten stuzig machen konnte. Wir sahen nämlich einen Abhang vom nackten Fels von erschreckender Steilheit vor uns, auf welchem der mit eiserner Spitze versehene Gebirgsstock abprallte, und dessen Erstiegung überhaupt nur durch Anklammern der Hände an die morschen Schichten des hier zu Tage liegenden Kalkschiefers und vorsichtige Wahl jeder Stelle, welche der Fuß betreten soll, möglich ist. Oft jedoch hören auch diese anfangs sich regelmäßig wieder-

holenden und gleichsam die Sprossen einer Leiter darstellenden Schichten auf, und es breiten sich vor dem aufwärts Klimmenden breite, glatte Steinplatten in der abschüssigen Richtung des Berges aus. Die Gefahr wächst; denn das ganze Gewicht des Körpers ruht nun zuweilen nur auf den unsichern, oberhalb dieser Platten vorspringenden Steinen, an welchen die emporgreifenden Hände einen Halt gefunden haben, oder auf den noch unbedeutenderen Unebenheiten, in welche man den Fuß einzuklemmen gesucht hat, während der Körper sich an die schroffe Böschung anschmiegt, um nicht das Uebergewicht nach außen zu erhalten und den Kletternden in den gähnenden Abgrund hinabzureißen; denn ein solcher begleitet, wie eine eindringliche Drohung, den gefährlichen Weg bis auf den oberen Rand der Schlucht. Aber immer breiter und häufiger werden die Felsplatten, so daß es nicht mehr möglich ist, die anfängliche Richtung gerade aufwärts zu verfolgen; nun bleibt kein anderes Mittel übrig, als durch einen Marsch im Zickzack dem Ziele entgegen zu arbeiten, sich so dem Abgrunde zur Seite noch mehr zu nähern und namentlich bei den Wendungen an den Winkeln des hin und wieder laufenden Weges sich der vermehrten Gefahr eines Sturzes in die Tiefe auszusetzen. Zuweilen wechselt mit den nackten Felsmassen eine Strecke verdorrten und verrätherisch schlüpfrigen Grases ab, und wehe dem, welcher auf diesem ihm vertrauteren Boden die bisher behauptete Vorsicht und angestrengte Aufmerksamkeit vergift.

Wir klimmten Alle, ohne ein Wort zu sprechen, aufwärts, sei es, daß wir durch unser Schweigen jede Zerstreuung vermeiden zu müssen glaubten, oder daß die drohende Gefahr jede Beschäftigung mit einem Andern ausschloß. Unser Führer war der Einzige, der, weil er vertrauter mit den zu bestiegenden Schwierigkeiten war, sich zuweilen nach uns umkehrte, um zu sehen, ob wir auch seinen Schritten gewissenhaft folgten. Als er so einmal sich zurückwendete,

glitt sein Fuß aus der Felsenspalte, auf welcher er geruht hatte; die krampfhaft sich an einem Vorsprunge des obern Gesteins anklammernde linke Hand vermochte die ganze Last des Körpers nicht zu tragen, ein Büschel trockenen Grases, welches die Rechte unwillkürlich ergriffen hatte, ward sofort entwurzelt, und ich sah schändernd dem Augenblicke entgegen, wo der Unglückliche vor unsern Augen von den Felsen zerrissen in dem Abgrunde unter uns verschwinden würde. In diesem Augenblicke des Entsetzens verließ ich mich auf meine Füße und die linke Hand, deren Nägel ich so tief wie möglich in den Boden eindrückte, und stemmte mit der rechten meinen Gebirgsstock gegen den ausgeglittenen Fuß des Gefährdeten; dieser fand mit der den Bewohnern dieser Gegenden in so hohem Grade eigenen Geistesgegenwart und Gewandtheit sofort die ihm dargebotene schwache Stütze und durch dieselbe die Oberhand über sein drohendes Schicksal, und ich hatte die Freude, ein großes Unglück durch meine Beihilfe abgewendet zu haben. „Merci, Monsieur!“ *) war Alles, was er sagte, als er wieder festen Fuß gefaßt hatte; es schien, daß er sich durch den Vorfall als Führer mehr beschämt, als durch die sich daran knüpfenden wahrscheinlichen Folgen erschreckt fühlte und deshalb so rasch wie möglich über die Angelegenheit hinweg zu kommen suchte; auch folgte der augenblicklichen Blässe, welche der Augenblick der Gefahr über sein Gesicht verbreitet hatte, bald wieder der Ausdruck der Ruhe und Sicherheit.

Die oben erhaltene Lehre hatte unsere Vorsicht verdoppelt und, nachdem wir dreiviertel Stunden lang unter den bereits geschilderten Schwierigkeiten und Gefahren geklettert waren, hatten wir ohne weitern Unfall das Ende dieses ersten jähen Abschnittes erreicht und befanden uns in gleicher Höhe mit der Mauerzinne des Circus und

*) Dank, mein Herr.

mit dem Punkte, von wo aus die verschiedenen Wasserfälle sich in denselben hinabstürzen.

Es folgte nun eine nicht weniger steile und mit verdorrem, durch Regen und Wind an die Erde angedrücktem Grase bedeckte Strecke, welche die Glätte einer Eisbahn nicht übel nachahmte und eine treffliche Sommerrutschbahn für irgend ein Tivoli würde abgegeben haben; aber ermutigt durch den bereits erfochtenen Sieg und schon gewöhnt an den Eindruck drohender Tiefen, griffen wir alsbald wieder zu unsern Stöcken, welche eine Zeitlang geruht hatten und, indem wir sie mit kräftigen Stößen in den weicheren Boden einpflanzten, erhoben wir uns auf ihnen schnell und sicher bis zu dem oberen Ende der begrasten Höhe, von wo aus sich unser Gesichtskreis bereits erweiterte. Wir sahen hier bereits die Bresche dicht über uns, die Quellen und die größere Hälfte des Falles der Cascaden unter uns und überall um uns her Trümmer tiefer Schluchten. Die Sonne war bereits hoch genug gestiegen, um ihre Strahlen seitwärts auf die große Cascade zu werfen und dieselbe in eine sich aus der dunkeln Tiefe aufbauende silberne Säule zu verwandeln. Von hier aus nahm unser Ausflug erst den Charakter einer Unternehmung im Hochgebirge an. Ein enges Thal, dessen Grund mit Schnee gefüllt war, öffnete sich vor uns in westlicher Richtung. Der Schnee war hier weich genug, um unsern Tritten, trotz der Steilheit des Abhangs, auch ohne Eisschuhe die nöthige Sicherheit zu gewähren; in einem zweiten, weniger engen Thale aber, welches sich dem ersteren anschließt, hatte die Sonne nicht mehr den Zugang gehabt, und wir sahen uns genöthigt, unsere Eisschuhe anzuschlallen, um auf der Eisrinde, welche loserer Schnee bedeckte, festen Fuß fassen zu können. Die Gebirgsformen, welche dieses zweite Thal begleiteten, waren mannichfaltiger; zur Rechten, nach der französischen Seite hin, erheben sich die Gipfel eines Gebirges von Kalksteinfelsen, während links, nach der

spanischen Seite zu, die Mauer der Bresche ihre wunderbar regelmäßigen und selbst auf diese kurze Entfernung noch als ein Werk von Menschenhänden erscheinenden Linien ausbreitete.

Wir waren dem Ziele so nahe, daß wir triumphirend unsere Blicke auf demselben ruhen und uns nicht die Schwierigkeiten träumen ließen, welche eine plötzliche Wendung der Schlucht nach Süden vor uns enthüllen sollte. In bedeutender Verengung und Steilheit stieg dieser von der bisherigen Richtung abweichende Theil des zweiten Schneethals, nicht unähnlich einer großen Rinne, gerade nach der Mauer der Bresche empor, und fast mit Schrecken und Entmuthigung sahen wir den einzigen Weg dahin durch einen riesigen Gletscher gesperrt. Zweifelhaft sahen wir unsern Führer an, welcher die Frage in unsern Blicken verstand und lächelnd auf dieselbe antwortete: „Il faut pourtant y monter, Messieurs“!).“ Gleichzeitig nahm er sein kleines Beil aus dem Gürtel und fing an, die ersten Stufen in die schroffe Eiswand zu hauen, das einzige Mittel, dieselbe ersteigbar zu machen; denn der Schnee, welcher dieselbe während des größten Theils des Jahres bedeckt, war durch die Augustsonne theils zu sehr erweicht worden, um uns einen sichern Halt zu bieten, theils ganz verschwunden.

Nach einem eben so mühsamen als gefahrvollen Marsche, bei dem jedes Ausgleiten, jeder Fehltritt unfehlbar den Tod nach sich gezogen haben würde, gelangten wir in einer Stunde am obern Theile des Eisberges und des letzten Schneethales an; zum ersten Male nach fünfständigem angestrengtem Steigen empfanden wir, in gleicher Höhe mit der Bresche, das Vergnügen, einige Schritte auf der Ebene thun zu können. Rasch näherten wir uns jetzt der gewaltigen Pforte, von deren Schwelle aus unsere Blicke den Horizont zweier großen Reiche umfassen sollten, und kein Hinderniß

*) Wir müssen gleichwohl hier hinan, meine Herren!“

schien uns mehr von dem Ziele unserer Anstrengungen zu trennen. Schon standen wir der Bresche gegenüber, da sahen wir, daß noch eine letzte Schwierigkeit zu überwinden war; denn vor jener breitete sich, wie zu ihrer Vertheidigung geschaffen, eine halbkreisförmige Vertiefung aus, deren Durchmesser die Bresche selbst war. Die Sonne, wenn sie Mittags an der Bresche vorüber zieht, verzehrt mit ihren hindurchfallenden Strahlen die Schneemassen, welche eine Vertiefung des Bodens hinter der Mauer ausfüllen, und bildet so einen wunderbar regelmäßig gebildeten Trichter von etwa dreißig Fuß Tiefe.

Ohne Besinnen stiegen wir in diesen hinab und mittelst einiger eingehauenen Stufen an der andern Seite wieder empor, um endlich mit einem letzten Schritte uns in der Bresche und zugleich 9360 Fuß über der Meeresfläche zu befinden.

Ein überschwänglich reicher Lohn ward uns hier für alle überstandenen Mühen. Wir befanden uns auf einer Felsenmauer, welche durch die Schärfe ihrer Linien einem jeden Baumeister Ehre gemacht haben würde und sich in einer Höhe von dreihundert bis sechshundert Fuß halbmondförmig vor uns ausdehnte. In der Mitte dieser Mauer ist ein Thor eingeschnitten, dessen Pfeiler oder Seitenflächen durch die Sezwage geregelt zu sein scheinen, und dessen Weite dreihundert Fuß beträgt. Rechts und links von diesem Thore befinden sich Oeffnungen, welche für Fenster gelten können, und den beiden Enden des durch die Riesenmauer gebildeten Halbmondes gegenüber erheben sich zwei spitze Berge, welche zur innern Bestreichung des innern Raumes der Festung bestimmte Thürme darstellen; denn das ganze macht den Eindruck einer großartigen Befestigung. Treten wir nun auf die Schwelle des großen Thores und lassen unsere Blicke auf den nächstgelegenen Erscheinungen, den Pyrenäen, weilen, so fällt uns zuerst der Unterschied in der Gestaltung des Gebirges in seinen Abfällen nach

den Ebenen Frankreichs oder Spaniens in die Augen. Dorthin senkt sich das Auge plötzlich in die Tiefe eines Abgrunds, welchem die Kuppen der selten oder nie über siebentausend Fuß sich erhebenden und den Uebergang von der Hauptkette zur Ebene bildenden Berge Arragoniens nur wenig mildern können; nach der französischen Seite hin wird dagegen die Hauptkette des Gebirges von einem aus sieben bis acht Bergreihen bestehenden Gürtel begleitet.

Im westlichen Theile der Hauptkette sehen wir von der Bresche aus den Vignemale, den höchsten Punkt der französischen Pyrenäen, sein schnee- und eisbekränktes Haupt majestätisch über seine Nachbarn erheben, im Norden die Spitzen des Neouvielle, des Pic long und des Pic du Midi de Bigorre, während weiter hin der Mont-Perdu seine kegelförmige Kuppe steil, aber oben abgerundet, erhebt und durch seine Klarheit und besondere Färbung der Luft um seinen mit ewigem Schnee und Eise beladenen Gipfel seinen Platz unter den Höhen ersten Ranges gebieterisch in Anspruch nimmt. Dicht um uns her athmet Alles Tod und Vernichtung, und die erhabene, aber fast beängstigende Stille wird selbst nicht durch den leisen Tritt der fliehenden Gense oder durch die traurig klagende und zugleich durchdringende Stimme des Adlers unterbrochen, den die Unmöglichkeit der Jagd von dieser Ginde fern hält. Aber die Seele ist um so freier. Sie folgt dem Blicke in die Ferne, um ihn bald zu überflügeln, wenn seine Schwäche ihr Fesseln anzulegen droht.

Zu unsern Füßen breiten sich unter dem tiefblauen Himmel Spaniens die unabsehbaren Ebenen Arragoniens und Castiliens hin, und wir glauben Jaca und selbst Huesca zu entdecken, glauben das heldenmüthige Saragossa zu erspähen, bis endlich die Sehkraft ermüdet der fruchtlosen Anstrengung entsagt und der Geist sich nach innen zur stillen Betrachtung wendet.

Dort liegt das alte Sagunt der Carthager, dort die Mauern von Xativa und Barcelona, dort vor Allem Saragossa, dem selbst besiegt der Ruhm des Siegers blieb, dort bauen sich in ihrem alterthümlichen Gewande mit ihren Kuppeln, ihren hohen Palästen und ehrwürdigen Kathedralen Sevilla, Cordova, Murcia, Granada vor uns im Geiste auf, deren Namen dem Ohre des Spaniers theuer sind! Unser Blick führt uns zurück in die Zeiten des Ritterthums und der Poesie, wir sehen diese Ebenen erfüllt von den leichtberittenen Schaaren arabischer Heere, sehen das Kreuz dem Halbmonde weichen, aber aus den Gebirgen Asturiens und Galiziens dort unten im Westen kehrt die Schaar freigebliebener Christen zum Kampfe zurück und unter den Mauern von Tolosa sehen wir das Kreuz nach fünfhundertjährigem Kampfe sich wieder siegreich über die Wogen der Schlacht erheben.

Es erscheinen vor unserer Erinnerung die Heldengestalten eines Cid Campeador, des Kampfhelds ohne Gleichen, und seines königlichen Freundes Ferdinand, dem er den Namen des Großen gewann.

Auch nach Frankreich hin wenden wir unsere Blicke. Weniger frei beherrschen sie hier die Ebenen von Languedoc, Bigorre und Bearn, dem Vaterlande Heinrich's IV.; denn zwischen uns und diesen weiten Flächen lagert sich in großer Breite das Gebirge, dessen Gipfel wie die Wogen des im wildesten Aufruhr begriffenen Meeres sich über einander thürmen.

Ich weiß nicht, wie lange wir noch so im Anschauen der Größe des uns umgebenden Bildes verloren geblieben wären, wenn nicht unser Führer durch die Mahnung zur Rückkehr den Zauber gebrochen hätte.

Die Sonne stand hoch, aber schon neigte sie sich dem westlichen Himmel zu und ihre schrägen Strahlen durchzitterten die Nebel,

welche hier und da aus den Schatten der Schluchten sich zu den Gipfeln der Berge zu erheben begannen; wir brachen schweigend auf, vielleicht von dem Gedanken bewegt, daß die Größe eines solchen Schauspiels uns wahrscheinlich nur ein Mal im Leben zu Theil werden sollte.

Die Rückkehr war leichter, als wir gedacht. Die gefahrlosen Stellen wurden fast im Trabe zurückgelegt. Unten angekommen, wollte ich unserem Führer den ausbedungenen Lohn reichen: „Pardonnez moi, Monsieur,“ sagte er, indem er zurücktrat, „je ne veux rien*.“ „Und weshalb?“ fragte ich erstaunt. „Parceque vous m'avez sauvé la vie aujourd'hui**.“ Ich war eben so überrascht als gerührt von der Dankbarkeit und dem Zartgefühl des braven Burschen, welcher bei dem erwähnten Vorfall so ruhig gewesen war. „Eh bien, mon ami,“ sagte ich, „vous accepterez au moins un petit souvenir***.“ Dabei zog ich meine kleine Wiener Pfeife mit dem silberbeschlagenen Meerschaumkopfe aus der Tasche und reichte sie ihm hin. Anfangs weigerte er sich, ein ihm so überschwenglich reich erscheinendes Geschenk anzunehmen; endlich erlag sein Widerstand der Versuchung, und sein Gesicht leuchtete vor Vergnügen, als er mein Geschenk in der Hand emporhielt, um es näher zu betrachten; dann trat ich meine Wanderung durch das Thal an, welches durch die Lichter der scheidenden Sonne, durch die erfrischenden Schatten des Abends und durch die Wohlgerüche frisch gemähter, blumiger Wiesen neuen Reiz erhalten hatte und diesen reichen, mir unvergeßlichen Tag mit einer würdigen Feier schloß.

*) Verzeihen Sie, mein Herr, ich will Nichts.

***) Weil Sie mir heute das Leben gerettet haben.

****) Wohl, mein Freund, so werden Sie wenigstens ein kleines Andenken annehmen.

S. Hoffmann, Bilder und Skizzen.

3. Bären und Bärenjagden in den Hochpyrenäen.

Mein Freund Latapie, das älteste und angesehenste Mitglied der ehrenwerthen Klasse der Bärenjäger zu Caunterets, hatte mich eines Abends benachrichtigt, daß der folgende Morgen zu einer Bärenjagd anberaumt sei und die etwaigen Theilnehmer an derselben sich bei ihm, dem Senior, zur Bestreitung der Kosten einzuschreiben hätten; diese belaufen sich gewöhnlich auf fünf Francs à Person, ermäßigen oder vermehren sich indessen zuweilen nach der Zahl der angestellten Treiber und der Theilnehmer an der Jagd, so weit dieselben Badegäste sind. Da die Einwohner von Caunterets fast ohne Ausnahme Jäger sind, verschafft man sich leicht zu dem Preise von zwei Francs ein gutes Doppelgewehr für die Dauer der Jagd.

Ich war schon früh gerüstet und wünschte heute lebhafter als je, daß alle die lahmen und schwer frankten Kurgäste, welche sich in Portechaisen nach den verschiedenen Bädern befördern lassen, hergestellt sein und auf eigenen, gesunden Beinen stehen möchten; denn die meisten Portechaisenträger sind zugleich beherzte und gewandte Jäger, und sie waren uns als solche und als Treiber zu der bevorstehenden Jagd unentbehrlich; dieser Umstand ist ein Schade für alle größern Unternehmungen dieser Art während der Badezeit; denn man kann selten vor zehn Uhr Morgens, wo die Träger zum Theil frei sind, an den Aufbruch denken. Um nicht mit meiner Ungeduld bis zu dieser vorgedrückten Stunde unbeschäftigt zu bleiben, ging ich nach der Cascade Gerizet voraus, an welcher der Jagdzug vorüber kommen mußte, und leicht vergaß ich in der Bewunderung der vielen vereinzeltten Schönheiten dieses herrlichen Wasserfalls den schleppenden Gang der Zeit. Auch glaubte ich nicht gar lange gewartet zu haben, als ich die Jäger, etwa zwanzig an der Zahl, theils Fremde, theils Bewohner von Caunterets, zu Fuß und zu Pferde in malerischer Gruppe heranziehen sah; ich schloß mich ihnen an, und wir setzten unsern Marsch noch bis auf eine halbe Stunde

Weges von der Cascade Cerizet fort, wo links durch eine weite Waldblöße hindurch der aus einem einzigen nackten Felsen bestehende Pic rouge herabschaut und sein Nachbar der Pic Labasse seine nicht minder imposanten Felsmassen zum Himmel emporstreckt.

An dieser Stelle ward Halt gemacht, und die des Terrain kundigen Einwohner von Caunterets traten zu einer kurzen Berathung zusammen, um die Richtung für die Treiber und die Schützenlinie zu bestimmen. Die Posten würden darauf, ein jeder aus zwei Jägern bestehend, hinter Felsen und Bäumen längs der von der Einsattlung zwischen beiden Pics sich herabziehenden und mit großen Felstrümmern bedeckten Waldblöße ausgestellt und lehnten sich unten im Thale an den Bergstrom an; die Traqueurs oder Treiber sollten über den Pic rouge hinweg die waldige Gebirgswand des Thales L'outour zu erreichen suchen, von da aus mit ihrem rechten Flügel an den schroffen Abfällen desselben eine möglichst große Strecke des Waldgebirges umfassen und alles darin versteckte Wild um die Nordseite des Pic rouge herum nach einem engen Felsenspasse hindrängen, welcher auf die Waldblöße hinausgeht. Nachdem die Jäger nach Angabe des alten Catapie sich in Bewegung gesetzt hatten, um ihre Standorte zu erreichen, winkte mir dieser, ihm zu folgen. Mit den Treibern zusammen stiegen wir Beide gerade nach dem Pic rouge hinauf, und Catapie sagte mir, als wir uns etwas von der übrigen Gesellschaft entfernt hatten: „Monsieur, je vous conduirai à un endroit, où tout ce qui nous viendra aujourd'hui doit nécessairement passer*)."

Ich stieg mit meinem Führer und Jagdgefährten etwa dreiviertel Stunden lang auf einem schroffen Abhange bergan, bevor ich auf dem mir zgedachten Posten angelangt war; endlich waren wir

*) „Mein Herr, ich werde Sie an einen Ort führen, wo Alles, was uns heute kommen wird, nothwendiger Weise vorbeipassiren muß.“

an Ort und Stelle, und noch nie hatte ich auf der Jagd mich auf einem so malerischen Punkte angestellt befunden; auch ist die Aussicht von demselben mir unvergeßlich geblieben. Dicht neben mir erhob sich, wie ein colossaler Zuckerhut, die Spitze des Pic rouge, um welche ein paar Taubenfalken mit schrillendem Geschrei herumflatterten und ihre Besorgniß für Junge und Nest in einem Loch der Felsenwand ausdrückten. In nördlicher Richtung überflog das Auge alle untergeordneteren Gipfel des Gebirges um Caunterets herum und umfaßte nicht nur zum Theil die Thäler von Argeles und Pierrefitte, sondern erreichte auch, indem es links die Ebenen von Bearn streifte, grade aus die langen weißen Linien der Cavalleriekasernen von Tarbes und weiterhin selbst die Städte Babastens und das östlich davonliegende Trie.

Vor mir lag, in einer geraden Entfernung von kaum zweihundert Schritt, eingeengt nach oben von der schroffen Wand des Pic und nach unten von einem eben so steilen Felsenhange, der enge Paß, nach welchem die Treiber das Wild hindrängen sollten; zwischen jenem und meinem Standpunkte aber fiel eine muldenartige Vertiefung, so glatt, als wäre sie mit dem Meißel in den felsigen Boden hineingearbeitet worden, steil zu dem tiefen Thale hinab, aus dem wir heraufgestiegen waren, und aus dem die grellende Stimme des Bergstromes in fast unverringelter Kraft bis zu uns hinaufdrang; und, während der den entgegengesetzten Thalrand bildende Gebirgsrücken des Peguere im Westen uns seine malerischen Formen zeigte, ragten nach der spanischen Seite hin der Castella barca, der Mont aigu, Pic d'Aragon, Candom u. a. m. aus der Menge der Gipfel siegreich hervor.

Wir waren als rüstige Fußgänger längst auf unserm Posten angekommen, bevor die Treiber den Anfang ihres Tagewerks durch einen Schuß ankündigten, und wir hatten, hinter einem halbvermoderten Baumstamme dicht an den Rand der oben verzeichneten

muldenartigen Vertiefung gelagert, alle Zeit, uns noch mit leiser Stimme eine Weile zu unterhalten. Mein Jagdgenosse fragte mich, ob ich ein gutes Gewehr habe, und bei dieser Gelegenheit erst bemerkte ich, daß jener mit einem alten einläufigen Carabiner bewaffnet war; er hatte seine sämtlichen Doppelgewehre für die heutige Jagd vermietet und so sich und seinen Nebenmann durch die einzige ihm übrig gebliebene mangelhafte Waffe um einen Theil der Sicherheit gebracht, die in der höchst nöthigen Vorsicht der Doppelposten lag; so unbesorgt macht diese Leute der häufige Verkehr mit der Gefahr! Es war mir deshalb um so lieber, daß ich meinen langen, unten mit Eisen beschlagenen Stock bei mir führte; denn die Erfahrung lehrt, daß man bei einer etwaigen zudringlichen Annäherung des Bären diesen trotz seines mächtigen Schädels durch kräftige Schläge auf denselben so betäuben kann, daß er taumelnd zu keinem rechten Angriffe gelangt oder ganz von einem solchen absteht.

Als der erste Schuß der Treiber aus weiter Ferne zu uns herübergedrungen war, kauerten wir uns mit gespanntem Hahne hinter unsere Deckung nieder, das Auge unverwandt auf den engen Paß vor uns gerichtet.

So hatten wir mindestens eine Stunde gelegen, und die Schüsse der Treiber näherten sich uns bedeutend, als ich von der Seite her, von wo wir allen Erfolg der Jagd erwarten mußten, ein leises Geräusch von in dem Gebüsch rollenden Steinen hörte und gleich nachher einen ungeheuer großen Bären in höchster Eile, und ohne einen Laut von sich zu geben, durch den engen Paß auf uns zutragen sah.

Seit der Stunde bis zu diesem Augenblicke hatten meine Pulse in der gespannten Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, fieberhaft schnell geschlagen, und jetzt bei dem plötzlichen Erscheinen des ersehnten und entscheidenden Moments verließ mich das kalte

Blut des Jägers, welcher den Bären bis auf die nächste Entfernung herankommen lassen muß, bevor er schießt; denn es handelt sich hier um die größte Sicherheit des Schusses. Einem so seltenen Wilde hatte ich mich noch nie gegenüber befunden, und der Kampf zwischen der Hoffnung des Erfolges und der Besorgniß des Mißlingens machte die Aufregung des Augenblicks natürlich. Der alte, erfahrene, eiskalte Patapie aber, welcher sah, daß ich zu früh schießen würde, legte ruhig seine Hand auf meinen Arm und nahm sie erst fort, als der Bär den jenseitigen Rand der ihn von uns trennenden Felsenrinne erreicht hatte; jetzt schoß ich — ich sah durch das Feuer durch, wie der Bär rollend in die Vertiefung vor uns hinabglitt; ich glaubte, ihn tödtlich verwundet zu haben, und sprang auf, um ihn in die Rinne zu folgen, da ich ihn aus meiner niedergebückten Stellung nicht mehr sehen konnte. Obgleich ich indessen in einem Sprunge am Rande der Vertiefung vor mir war, hatte der Bär mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf dem freilich sehr abschüssigen Felsenboden bereits fünfzig bis sechzig Schritt Vorsprung gewonnen. Ich schoß abermals; eine diesem Schusse folgende, einem Sprunge gleichende Bewegung des Thieres ließ mir schon jetzt keinen Zweifel, daß meine zweite Kugel ihr Ziel erreicht habe; auch Patapie schoß jetzt; aber der Bär setzte seinen halsbrechenden und pfeilschnellen Lauf die Felsenrinne abwärts fort und verschwand bald in den Windungen derselben. Die Schüsse der Treiber waren fast gleichzeitig mit diesem Vorfalle in kürzeren Zwischenräumen auf einander gefolgt und, noch bevor wir unsern Versteck wieder hatten erreichen können, erschien ein zweiter Bär, welcher etwas kleiner, als der vorige, wahrscheinlich das Weibchen desselben war. Hätte der neue Ankömmling gewußt, daß wir noch nicht Zeit gehabt, die seinem Genossen nachgesandten Kugeln durch andere zu ersetzen, würde er sicherlich die leichtere Passage unter unsern Augen dem gefährlichen Sprunge von einer mehr als



Bärenjagd in den Hochpyrenäen.

zwanzig Fuß hohen Klippe vorgezogen haben; er wählte indessen diesen ihm sicherer dünkenden Weg und verschwand nach einem Sturze, der jedem anderen Thiere die Knochen zerschmettert haben würde, in dem Gestrüppe unterhalb des Engpasses.

Bald nach diesem Ereignisse hörten wir unten im Thale einige Schüsse fallen, und als dann die Treiber an der Stelle der etwa noch zu erwartenden Bären auf dem Passe uns gegenüber erschienen, verschwand jede fernere Aussicht eines Erfolges auf unserm Posten, und unsere ganze Aufmerksamkeit richtete sich nun auf die Bedeutung der vom Thale heraufgeklungenen Schüsse. Nachdem wir den von dem ersten Bären eingeschlagenen jähen Weg untersucht und zu unserer großen Befriedigung eine Menge Schweiß*) auf demselben gefunden hatten, stiegen wir eiligst von unserm Berge hinab. Unten erfuhren wir, daß der Bär, welcher oben unser Feuer erhalten, sich der Schußlinie der im Thale ausgestellten Postenlinie genähert hatte, daß aber einige junge Jäger in dem unbedachtsamen Eifer, dem Feinde früher nahe zu kommen, aus der Linie herausgetreten und sich gezeigt hatten, worauf Braun, nach den bereits an der Spitze des Pic gemachten unangenehmen Erfahrungen, es für das gerathenste gehalten, sich in den Bergstrom zu stürzen und sein Heil in der Flucht auf dem andern Ufer zu suchen; die Bärin, auf deren Erscheinen so unmittelbar nach dem ihres Gatten Niemand gerechnet und welche noch weiter als dieser von der Schußlinie entfernt war, hatte denselben Weg der Rettung mit um so geringerer Gefahr wählen können.

Als ich am folgenden Tage bei dem Hirten des Pont d'Espagne einkehrte, erzählte mir die Tochter desselben, daß beide Bären am hellen Mittage und im schnellsten Laufe dicht an der Hütte vorbeigekommen und nicht weniger sie selbst, die allein zu Hause gewesen,

*) Ein Jäger-Ausdruck für „Blut.“

als die am Wasserfalle grasende Ziegenherde mit panischem Schrecken erfüllt hätten, um dann ohne Aufenthalt ihren schleunigen Rückzug nach den Felsen und Wäldern unterhalb des Port de Penticouze fortzusetzen.

Man sieht aus diesem einfachen Berichte von dem Hergange einer Bärenjagd in den Pyrenäen, daß weder von einem Kampfe großer Hunde mit dem Bären, noch von dem jedesmaligen Angriffe dieses letztern auf die Jäger die Rede ist. So lange der Bär, selbst wenn er verwundet worden ist, einen Ausweg durch die Flucht vor sich sieht, wählt er in der Regel dieses Mittel zu seiner Rettung; sieht er sich aber umstellt, oder hat er ein Junges zu vertheidigen, so wird er fürchterlich, und es gilt dann die ganze Kaltblütigkeit, Gewandtheit, ja oft die Körperkraft des Jägers, um der kolossalen Stärke des gereizten Thieres den Sieg zu entreißen. Ich habe durch den häufigen Verkehr mit den Jägern der Pyrenäen Gelegenheit gefunden, manchen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte dieses bedeutendsten europäischen Raubthieres einzusammeln.

Der Bär der Pyrenäen ist im Allgemeinen viel friedfertiger gesinnt, als man gewöhnlich glaubt. Begegnet er dem Menschen, und geht dieser ihm nur bei Zeiten aus dem Wege, so hat er Nichts zu fürchten. Peß geht brummend weiter, um sich nach wie vor mit den Wurzeln und Beeren des Waldes, mit dem Honig der wilden Bienen und hin und wieder mit einem Lämmerbraten zu begnügen; ist die Heerde von den großen Schäferhunden des Gebirges bewacht, so soll der Bär den Angriff selten oder nie wagen; ist er aber ein einziges Mal in dem Kampfe mit diesen kräftigen Wächtern der Heerden unterlegen, so kehrt er nie zu einem ähnlichen Unternehmen zurück.

Ist der Bär auf der Jagd bedeutend verletzt, so treibt die gereizte Wuth ihn zuweilen, den Angriff auf den Jäger der Flucht vorzuziehen, zumal, wenn er nicht mehrere Verfolger vor sich sieht; er kämpft wie der Mensch aufrechtstehend und macht nur selten von

seinen Zähnen Gebrauch; aber er sucht seinen Gegner mit den Krallen zu zerreißen und zwischen seinen mächtigen Vordertagen zu ersticken. Es lebt noch jetzt ein Mann in Cauterets, der von einem durch seine Kugel verwundeten Bären unarmt ward und sich nur dadurch rettete, daß er mit der linken Hand die Zunge des Unthiers faßte und das Jagdmesser, welches er glücklich genug war mit der Rechten aus der Tasche ziehen zu können, dem Feinde in das Herz stieß; er hat jedoch bei dieser Gelegenheit drei Finger der linken Hand eingebüßt.

Der Führer, mit welchem ich die Reise nach Penticosa unternahm, war eines Tages mit einem jungen Manne aus Cauterets auf der Jagd; dieser, welcher zum ersten Male einen Bären im Walde vor sich sah, verlor im Angesicht des ungewohnten Gegners seine gewöhnliche Sicherheit im Schießen und fehlte das Thier mit beiden Röhren. Der Bär, durch den Angriff in Wuth gesetzt, stürzte sich auf den Jäger zu, welcher die Geistesgegenwart verlor und die Flucht ergriff. Erst, nachdem mein Führer, einer der unerschrockensten Jäger von Cauterets, den Bären dicht hinter dem Verfolgten mit seiner sichern Kugel zu Boden gestreckt hatte, erlaubte er sich, seiner Lustigkeit freien Lauf zu lassen; denn die Muskeln des jungen Menschen hatten durch die Nähe des ihm auf den Fersen folgenden wüthenden Feindes eine solche Schnelligkeit gewonnen, daß jener, wie der Berichterstatter mir herzlich lachend erzählte, gleichsam geflügelt in seinem Laufe über fünf Fuß hohe Felsstücke und umgestürzte Baumstämme hinweggesetzt war.

Der berühmteste Bärenjäger in Cauterets war Michel Py, welcher im Jahre 1831 in einem Alter von 87 Jahren starb. Er hatte während seiner waidmännischen Laufbahn einige dreißig Bären erlegt und seine Erfolge, welche hin und wieder von den abenteuerlichsten Umständen begleitet waren, hatten ihm einen so großen Ruf erworben, daß ihm Karl X. aus seiner Privatkasse eine Pension bewilligt hatte.

Unter den vielen Erzählungen, welche der wegen seiner Rechtlichkeit allgemein bekannte und deshalb glaubwürdige Latapie mir in Beziehung auf die Bärenjagden in den Pyrenäen mitgetheilt hat, interessirte mich durch die Verwegenheit der darin handelnden Personen namentlich folgende:

Dicht bei Pierresitte ist ein in allen Richtungen von Höhlen durchwebter Berg, in welchem die Bären des umliegenden Gebirges zu überwintern pflegen. Niemand wagt sie da in ihrem Treiben zu stören. Ein Freund des alten Latapie aber, wie dieser ein leidenschaftlicher Jäger, konnte der Versuchung nicht widerstehen, seinen alten Bekannten aus dem Gebirge einen Besuch in ihrer Colonie abzustatten. Vergebens suchte der ältere und vernünftigere Latapie den Tollkühnen von seinem Vorhaben abzubringen; Neugierde und der abenteuerliche Sinn des Pyrenäenbewohners trugen den Sieg über alle noch so dringende Vorstellungen eines verständigen Freundes davon. Dennoch wollte dieser seinen Kameraden nicht allein sich einer drohenden Gefahr aussetzen lassen, und Beide begaben sich nach dem Berge bei Pierresitte. Der Anstifter des gewagten Zuges war mit einer Bajonnetflinte bewaffnet, Latapie trug sein Jagdgewehr und ein langes Messer, und Beide hatten sich mit brennenden Kerzen versehen; so ausgerüstet drangen sie in eine der bedeutendsten Höhlen ein, jener vorausgehend, Latapie ihm in einiger Entfernung folgend. Nachdem sie auf eine bedeutende Strecke in den Berg eingedrungen sind, biegen sie um eine Ecke, hinter welcher eine Erweiterung der Höhle sich bildet; kaum aber ist der erste Strahl des von dem Vordermanne getragenen Lichtes in die tiefe Finsterniß dieses weiten Raumes gefallen, so richtet plötzlich, als wäre er aus dem Boden hervorgewachsen, ein ungeheurer Bär sich vor den überraschten Eindringlingen auf; mit einem Sprunge hat das Unthier den ersten Jäger erreicht und mit einer Schnelligkeit, welche diesem keine Zeit zur Ueberlegung oder zum Handeln läßt,

hat es mit der einen Laze den Lauf der Bajonnetflinte zur Seite geworfen und mit der andern dem vermessenen Ruhestörer das Licht aus der Hand geschlagen. In diesem gefährlichen Augenblicke, dem ein entsetzlicher und seinem Ausgange nach nicht zweifelhafter Kampf in der Finsterniß folgen mußte, schleudert Catapie mit der einen Hand dem Bären sein brennendes Licht entgegen, während er mit der andern den bedrohten Freund zurückreißt, und während das Thier erschreckt durch die ihm entgegenflatternde Kerze, einen Augenblick zurückweicht und dann sich auf den ihm vorgeworfenen Gegenstand stürzt, finden die Jäger Zeit, sich zu retten, glücklich genug, den rechten Weg nach der Oeffnung der Höhle gefunden und nicht etwa einen der vielen Nebengänge eingeschlagen zu haben.

Um die Zeit, wo ich in Cauterets war, begegneten drei Douaniers einer Bärin mit zwei Jungen in einem rechts und links von steilen Felsen eingeschlossenen Hohlwege. Die Lage der Zollbeamten ließ denselben keine Wahl; ein Ausweichen war unmöglich, und die Bärin kennt in der Besorgniß für ihre Jungen keine Schonung für die muthmaßlichen Feinde derselben. Der erste der Douaniers schießt, ohne das Thier zu verwunden, welches sich im schnellsten Laufe heulend und schnaubend nähert; der Schuß des zweiten Douaniers verwundet die schon wüthende Bärin, ohne sie außer Gefecht zu setzen. Alles hängt jetzt von der einzigen noch übrigen Kugel ab; diese wird fast auf das Fell des Anthiers gerichtet und streckt es todt zu den Füßen des Siegers hin.

Der ritterlichste Kampf des Menschen mit dem Bären aber, welcher mir zu Ohren gekommen ist, gehört einem noch jetzt lebenden und von mir gekannten Bauer der Gemeinde Erce in dem Pyrenäendepartement Arriège*) an. Dieser war im Walde einem

*) An der oberen Arriège. Die Arriège ist ein Nebenfluß auf dem linken Ufer der Garonne, bei Toulouse mündend.

großen Bären begegnet und hatte denselben, da er kein Gewehr bei sich führte, mit seinem Jagdmesser angegriffen. Die herkulische Kraft der beiden Gegner, welche in ihren Umarmungen bald aufrecht standen, bald sich auf der Erde umherrollten, hatte die Entscheidung des seltsamen Zweikampfes so lange hinausgeschoben, daß Beide erschöpft von Wunden und Blutverlust sich trennten. Der Bär zieht sich in das Dickicht zurück; der Jäger setzt sich auf den Rasen nieder und verbindet seine Wunden nachdem er diese untersucht und seiner Meinung nach nicht bedeutend gefunden, vorzüglich aber, nachdem er durch eine kurze Ruhe und einen Schluck Branntwein aus seiner Kürbisflasche neue Kräfte gewonnen, macht er sich Vorwürfe, einen halbentschiedenen Sieg aufgegeben zu haben. Er folgt dem Bären; dieser hat auch seine Zeit nicht verloren, und sein Gegner findet ihn an einer Quelle, wo er die großen Tazen in das klare frische Wasser taucht und sich seinen blutigen Kopf wäscht. Der kühne Bergbewohner aber unterbricht diese chirurgische Operation seines Gegners durch die Worte: „Martin, il faut en finir*.“ Aber Martin hat auch neuen Muth und neue Kräfte gewonnen; brummend richtet er sich auf und entschlossen geht er dem Angreifenden entgegen. Ein neuer Kampf auf Tod und Leben beginnt, und der Jäger ist endlich so glücklich, dem Feinde sein langes Messer in das Herz zu stoßen; aber der Sieg ist theuer erkauft; denn der Sieger hat dem mächtigen Thiere seine linke Faust in den Rachen gesteckt, während die rechte den entscheidenden Stoß geführt hat. Sie ist zwischen den Kinnbacken des Bären zermalmnt worden und hat an demselben Tage amputirt werden müssen.

Der Bewohner von Erce ist mit dem Felle des so tapfer erlegten Bären nach Paris gewandert, er hat dort Aufsehen gemacht, aber keine Pension, sondern nur eine Medaille als Anerkennung für

*) Martin, wir müssen der Sache ein Ende machen.

seine kühne That zurückgebracht; er zeigt dies Ehrenzeichen mit dem verstümmelten Arme, wenn er den theilnehmenden Fremden das Ereigniß erzählt.

Höchst komisch sind die menschlichen Geberden, mit denen der Bär selbst in der Wildniß sich bewegt. Ein Bärenpaar trennt sich nie, worin dasselbe wesentlich von dem Menschen abweicht, es sei denn, daß häusliche Pflichten, als da sind die Bewachung und Ernährung der Jungen, oder die Begegnisse der Jagd den innigen Verband der Gatten für einige Zeit auflösen. Steigen diese nun, namentlich im Zustande behaglicher Sättigung und gewissermaßen lustwandeln, von einem Berge herab, so sieht man sie seitwärts, sich einander ansehend und beiderseits brummend, von der Höhe hinabtanzen. Ich habe sie ein einziges Mal auf der spanischen Seite der Pyrenäen auf diese Weise sich bewegen sehen, und mein Führer versicherte mir, daß dies die gewöhnliche Weise ihrer Spaziergänge am Abhange der Berge sei.

Rührend ist die Mutterliebe der alten Bärin. Diese erlaubt den Kleinen nicht, die Höhle zu verlassen, bis ihr dieselben durch ihre Kraft Zuversicht einsößen; von diesem Augenblicke an widmet die Mutter sich der gymnastischen Erziehung ihrer Jungen. Naht eine Gefahr, bei welcher die Flucht räthlich scheint, und zeigt der kleine Bär sich zu träge oder zu schwach bei Ersteigung der auf der Flucht zu passirenden Berge, so nimmt die Mutter ihn vor sich und giebt ihm von Zeit zu Zeit derbe Stöße, welche den Säumigen als Strafe und Nachhilfe gleich sehr vorwärts bringen.

Ein Führer, welcher mich häufig geführt hat, verwundete eine alte Bärin, die ihr Junges auf obige Weise vor sich hertrieb, tödtlich; das zusammensinkende Thier machte eine letzte Anstrengung zur Rettung des bedrohten Jungen; aber der Stoß, welcher dasselbe nach oben schleudern sollte, hatte durch den Todeskampf der sterbenden Mutter eine falsche Richtung bekommen, und der kleine Bär stürzte von

einer hohen Klippe herab und brach den Hals. Zeigt sich keine günstige Aussicht zur Flucht, dann verdoppelt die Mutterliebe die Kraft der Bärin, und wehe dem Jäger, dessen Kugel nicht den Weg in das zärtliche Herz derselben gefunden hat.

4. Das Izard.

Auf den unwirthlichen Höhen der äußersten Pyrenäengipfel, wo mit den letzten Spuren der Vegetation alles Leben verschwunden zu sein scheint, begegnet man noch einem athmenden Wesen, einem friedlichen, unschädlichen Thiere, welches durch die Furchtsamkeit seines Charakters und die Liebe der Freiheit auf jene von den Wohnungen der Menschen entlegensten, für diese oft unerreichtbaren Regionen angewiesen ist.

Das Izard, welches, wie der Bär, zu den interessantesten Erscheinungen in der Naturgeschichte der Pyrenäen gehört, ist die Gemse dieses Gebirges. Obgleich etwas kleiner, als die Gemse der Alpen, gehört es doch durch kein unterscheidendes Zeichen einer andern Klasse von Thieren an. Wie jene zählt man es unter die wiederkäuenden Säugethiere und zwar unter die Klasse derselben, deren Kopf mit hohlen Hörnern bewaffnet ist; wie jene gehört es in das Geschlecht der Ziegen, und durch seinen Bau und seine Gewohnheiten entfernt es sich mehr noch als die Gemse von dem Geschlechte der Antilopen, zu dem man es später hat rechnen wollen; seine kurzen Beine, sein dadurch untersekt scheinender Körper lassen es von den anmuthigen Formen dieses letzten Thieres eben so sehr abweichen, wie seine Neigung für die unzugänglichsten Gebirge, welche der die Ebenen durchheilenden Antilope stets fremd bleiben.

Das Izard ist so groß, wie eine gewöhnliche Ziege, welcher es überdies durch seine Formen am meisten gleicht; sein Haar wechselt nach den verschiedenen Jahreszeiten die Farbe; im Frühjahr ist es

aschgrau, im Sommer hell-, im Winter dunkelbraun. Auf seinem Rücken läuft eine schwarze Linie entlang, und eine ebensolche verbindet den untern Augenwinkel mit der Schnauze. Den Kopf zieren gerade glatte Hörner von schwarzer Farbe, welche oben gegen die Spitze hin plötzlich, wie Haken, zurückgebogen sind. Wie bei der Gemse findet man bei dem Izard unter der Haut hinter den Ohren einen kleinen Beutel, welcher nach innen vollkommen geschlossen ist und nur nach außen eine sehr kleine Oeffnung zeigt; wahrscheinlich dient dies Organ, dessen Zweck man bisher nicht genügend hat erklären können, die Feinhörigkeit des Thieres bis zu der ihr eigenen merkwürdigen Höhe zu steigern.

Das Izard zeichnet sich mehr durch die Sicherheit seiner kühnen Sprünge, bei denen es die geringste Unebenheit im Felsen zu benutzen weiß, als durch seine Schnelligkeit im Laufe aus; es verschmäht als Aufenthaltort die von der Hauptkette der Pyrenäen sich abzweigenden Gebirgsrücken; der Umstand, daß es im Winter die Mittagsseite der Pyrenäen, im Sommer die Nordseite derselben vorzieht, beweist, daß nicht sowohl seine Vorliebe für eine niedrigere Temperatur der Luft, als vielmehr sein scheuer Charakter es auf die höchsten Gipfel des Gebirges verbannt. Das geringste Geräusch, ein ihr unbekannter Gegenstand genügen, die Heerde dieser furchtsamen Thiere zur schnellsten Flucht zu bewegen; ich sage die Heerde, da das Izard im höchsten Grade den Trieb der Geselligkeit hat und gewöhnlich in Trupps von zehn bis zwanzig zusammen lebt. Nur die männlichen Izards leben bis zur Begattungszeit abgeseondert; im Monat October und November schließen sie sich dieser oder jener Gruppe der das Gebirge durchstreichenden Weibchen an und vertreiben die jüngern Böcke von der Heerde. In den beiden genannten Monaten sieht man die Heerde während der Morgen- und Abenddämmerung zu den Weideplätzen der mittleren Regionen des Gebirges hinabsteigen. Ob der gesellige Instinkt der Izards

sich wirklich bis auf die Ausstellung von Wachtposten ausdehnt, welche die Heerde durch den diesen Thieren eigenthümlichen pfeifenden Schrei von einer nahenden Gefahr benachrichtigen, lasse ich dahin gestellt sein; der Zufall kann hier leicht Grund zu einer Fabel geworden sein. Außer jenem pfeifenden Tone ist dem Szard auch ein dumpfes Meckern, ähnlich dem einer Ziege, eigen.

Das Weibchen wirft im Monat März oder April ein, auch wohl zwei Junge, denen es sich bis zum nächsten Herbst ausschließlich und mit der größten Zärtlichkeit widmet; es verläßt sogar, um seinen Mutterpflichten besser genügen zu können, während dieser Zeit die Heerde seiner frühern Genossen.

Die Jungen können leicht gezähmt werden; aber ihre Natur gewöhnt sich nie an das Leben in der Ebene und in der Gefangenschaft. Es scheint, daß diese für die Freiheit gebornen Thiere in der unbestimmten Sehnsucht nach ihrem Erbtheile, den unzugänglichen, wilden Felsen des Hochgebirges, nach der scharfen, reinen Luft der Höhen, nach den Blicken in schwindelerregende Abgründe, nach den gewürzigen Kräutern und eifigen Quellen der Berge langsam sich verzehren, denn die Sklaverei sieht sie nie alt werden.

Die Eigenthümlichkeit des Szards, immer nach oben zu fliehen, wenn es verfolgt wird, hat die Grundsätze der Jagd desselben festgestellt. Der Jäger sucht, indem er sich fortwährend gegen den Wind bewegt, damit sein Geruch die Heerde nicht von seiner Annäherung benachrichtige, noch vor Sonnenaufgang den gewöhnlichen Weideplatz derselben zu erreichen. Ist er in der Nähe dieses Ortes angelangt, wird seine Aufgabe noch schwieriger; er muß nun von Fels zu Fels sich dergestalt an die Thiere hinaufschleichen, daß er einen Standpunkt oberhalb derselben erreicht. Ist ihm auch dies gelungen, ohne bemerkt worden zu sein, so hat er die doppelte Aussicht, entweder eines der im Alesen begriffenen Thiere zu erlegen, oder, wenn er zu entfernt ist, auf die bei ihrer Flucht unfehlbar

der Höhe zu und an ihm vorbeieilende Heerde zu schießen. Ist sein Angriffsplan aber nicht geglückt, sind die Zzards noch vor Ausführung seines Planes flüchtig geworden, dann bleibt ihm nur der Weg übrig, eines derselben sich auszuersuchen und dasselbe von Berg zu Berg, von Fels zu Fels zu verfolgen, bis es in unüberlegter Eile einen allein stehenden Pic erreicht hat, von dem aus keine weitere Verbindung mit dem umliegenden Gebirge existirt. Sieht das verfolgte Thier sich in dieser Lage, so kehrt es um und stürzt sich pfeilschnell an dem Jäger vorbei, welcher in diesen kurzen, schwierigen, oft durch unsägliche Mühseligkeiten erkauften Moment die ganze Aussicht seines Erfolges zusammengedrängt sieht. Die Pyrenäenbewohner sind indessen in der Regel treffliche Schützen, und sie wissen als solche die sich darbietende Gelegenheit bestens zu nutzen.

Man behauptet, daß das Zzard in einer so verzweifelten Lage seine gewöhnliche Furchtsamkeit vergißt und sich in vollem Laufe auf seinen hartnäckigen Verfolger wirft, um ihn durch einen Stoß mit dem Kopfe von der abschüssigen Fläche des Berges in den Abgrund zu stürzen — ich habe viele Zzardjäger über diese Angabe befragt, und keiner von allen hatte eine dieselbe bestätigende Erfahrung gemacht. Auch bedarf es einer solchen Annahme in der Jagd des Zzards nicht, um dieselbe zu einer von tausend Schwierigkeiten und Gefahren begleiteten Unternehmung zu machen. Nur, wer das Hochgebirge mit seinen verödeten schroffen Felsenhöhen und jähen Abgründen, mit seinen Strömen und Wasserfällen, mit seinen unwiderstehlichen Orkanen und seinen den Wanderer plötzlich in Nacht einhüllenden Nebeln kennt, vermag mit seiner Phantasie den Zzardjäger auf seinen oft abenteuerlichen Streifzügen zu begleiten und seiner Ausdauer, seiner Gewandtheit und seinem Muthe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

5. Der Adler der Pyrenäen.

Hat das Auge mit Staunen den Lauf des Izards bis auf die schroffsten, von Abgründen umgebenen und anscheinend unzugänglichen Spitzen des Gebirges verfolgt, hat der bis in jene öden, mit Gletschern und Schneefeldern erfüllten Gegenden dem flüchtenden Thiere nachdringende Mensch mit Ehrfurcht das Walten der Natur beobachtet, welche kein Fleckchen der Erde ungenutzt gelassen, welche überall mit Weisheit und Liebe den Pulsschlag fühlender und sich freuender Wesen hin verbreitet hat, dann wird sein Blick durch einen durchdringenden und doch melancholisch klagenden Schrei noch weiter nach oben gezogen, und hoch über jenen verödeten Felsengipfeln, wo ewiges Schweigen des Todes in den Eismassen des Gebirges erstarrt scheint, zieht ein majestätischer Adler seine Kreise. Also auch mit den letzten Spuren des Izards hat das Reich lebender Wesen noch nicht seine äußersten Grenzen gefunden, und der Himmel über diesen Regionen mußte der Erde tributbar werden. Wie schön aber beschließt der König der Höhen diese Wildniß, wie passen seine langgezogenen, weiten Kreise zu dem erhabenen Bilde, das er beherrscht, wie durchdringt sein Klageruf die Todesstille dieser großartigen Einöde!

Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit gesagt, daß die Pyrenäen der Maasstab für die sich in ihnen regende Thierwelt zu sein scheinen, daß die letztere in ihrer Größe und Stärke der anderer Gebirge ebenso nachsteht, wie diesen in ihrer Höhe die Pyrenäen untergeordnet sind.

Daher ist denn auch der Adler der Pyrenäen nicht so groß, wie der in den großen Gebirgsketten Afrika's, Amerika's und Asien's; seine Gewohnheiten sind indessen überall dieselben. Er wählt sich zu seinem Horst einen unzugänglichen Felspalt oder, obwohl

seltener, einen der höchsten Bäume des Gebirges. Sein Nest gleicht einem Wagenrad, und Anblick und Geruch desselben erfüllen mit Abscheu und Widerwillen; halb abgenagte Knochen, Blut, in Fäulniß übergangene Fleischreste sind das Lager, auf dem die junge Brut dieses mächtigen Raubthieres der Lüfte aufwächst.

Das Weibchen legt drei Eier und brütet ungefähr einen Monat. Die Jungen sind anfangs mit Flaumfedern von schmutzig gelblicher Farbe bedeckt; dann gehen diese in ein braunes Gefieder über, dem sich nach und nach eine dunkelgraue Färbung beimischt. Endlich ist der Tag erschienen, an dem die Flügel und Fänge der jungen Brut die nöthige Stärke erreicht haben, um sich eines Hafens oder Lammes zu bemächtigen; die Mutter stößt einen Schrei aus, die Jungen fliegen aus, um nie wieder in das verlassene Nest zurückzukehren und von nun an vereinzelt zu leben; denn nur in der Zeit, wo das Gesetz der Fortpflanzung sie zusammenführt, findet man die Adler paarweis; ihre Gefräßigkeit und die auf einem dünnen Boden nur dünn verbreitete Thierwelt, die ihnen zur Nahrung dient, macht ihnen die Einsamkeit zur Bedingung ihrer Erhaltung.

Der Adler ist ohne den Sinn des Geruchs; aber die Natur hat ihn durch die Schärfe seines Auges entschädigt, welches aus der Höhe, in der er schwebt, bis in die Tiefe der Thäler hinab ihn die willkommene Beute entdecken läßt. Das Fleisch des Adlers ist zäh; doch haben mir die Jäger der Pyrenäen versichert, daß es nicht unangenehm schmeckt. Der Adler gehört zu den Vögeln, welche ein sehr hohes Alter erreichen; die Zunahme des letztern wird von den Zeichen begleitet, welche auch den Menschen an das Ende mahnen; das Gefieder des Adlers wird weiß, sein Kopf kahl, die Schärfe seines Auges nimmt ab, und das Glück, welches nur der Jugend lächelt, wird dem alten Räuber untreu.

In der Zeit, wo Fürsten und Herren die Jagd mit Falken jeder

andern vorzogen, wurden auch Adler zu diesem Zwecke abgerichtet; jetzt sollen sie nur noch in Asien zuweilen zur Jagd abgerichtet werden. In den Pyrenäen hat sich ihre Zahl, wie mir alte Leute des Landes gesagt, seit vierzig bis fünfzig Jahren mit Zunahme der Jäger bedeutend vermindert; doch sind sie in jenem Gebirge immer noch sehr häufig, und ich erinnere mich kaum eines Ausfluges in dasselbe, ohne daß ich einen oder mehrere Adler um die öden Gipfel, denen ich mich näherte, hätte schweben sehen.

VII. Europäische Luftschiffahrten.

Schon seit Jahrhunderten hat sich der menschliche Geist damit beschäftigt, Mittel und Wege aufzufinden, um gleich dem Vogel die Lüfte zu durchsegeln und mit kühnem Fluge sich in das Aethermeer hinaufzuschwingen. Unzählige Versuche sind deshalb angestellt worden; man hat Flugmaschinen, Ballons erfunden, die vermöge ihrer Füllung mit leichteren Luftarten die schwierige Aufgabe lösen und es möglich machen, daß Menschen, ja sogar Thiere sich zu einer beliebigen Höhe in der Luft erheben, und nur Eines hat man bisher nicht zu erreichen vermocht, nämlich die Lenkung eines solchen Luftballons.

Namentlich in den letzten hundert Jahren hat die Luftschiffahrt einen bedeutenden Aufschwung gewonnen durch Männer wie die Gebrüder Montgolfier und Charles, welche als eigentliche Begründer derselben anzusehen sind, sowie Pilatre de Rozier, Blanchard und die Gebrüder Robert.

Der Hauptluftschiffer jedoch, der mehrere hundert Luftfahrten gemacht hat, ist unstreitig der Engländer Charles Green, der seine Ballons mit dem zwar etwas schwereren, aber auch weit weniger kostbaren Steinkohlengas füllte. Er fand nämlich, daß ein Probestballon mit diesem Gas gefüllt 11 Unzen, mit gewöhnlich bereitetem Wasserstoffgas gefüllt aber 17 Unzen leichter war, als mit atmosphärischer Luft.

Eine seiner merkwürdigsten Fahrten geschah am 7. November 1836. Er stieg mit zwei Gefährten zu London auf, mit Robert Holland Esquire und Monk Mason Esquire, flog mit seinem Luftschiff über den Canal, fuhr quer über den Rhein (in der Nähe von Coblenz und der Festung Ehrenbreitenstein) und ließ sich in Deutschland bei Weilburg im Herzogthum Nassau nieder, nachdem er 480 engl. oder 90 geographische Meilen in 17 Stunden zurückgelegt hatte.

Eine andere Luftschiffahrt, auf welcher der kühne Luftschiffer einen Mitreisenden verlor, machte er im Juni 1837. Ein Physiker, Namens Cocking, machte nämlich die Fahrt, um einen von ihm erfundenen Fallschirm zu erproben. Da jedoch diese Probe unglücklich ablief und der Mann sein Leben einbüßte, so hielt es Green für nothwendig, in einer englischen Zeitung das Publicum von dem Hergange der Sache in Kenntniß zu setzen. Diese Fahrt ist zu interessant, als daß ich sie nicht Euch, meine jungen Freunde, mittheilen sollte. Ich lasse Green selbst reden.

„Das Füllen des Ballons begann in Baurhall unter Hutchinsohn's, des Maschinisten der Londoner Gasgesellschaft, Leitung um Mittag und war um fünf Uhr beendigt. Ehe der Fallschirm an den Ballon angehängt wurde, ließ ich einen Versuch machen, um zu sehen, ob der letztere genug Steigkraft habe, den ersten mit in die Höhe zu ziehen. Der Versuch fiel befriedigend aus, nachdem von mir in Betreff des Ballastes, von welchem ich etwa 750 Pfund herauszuwerfen hatte, einige Maßregeln getroffen worden waren. Die Verbindung zwischen dem Fallschirm und Ballon ward endlich mittelst des Seiles des letztern bewirkt, welches an das Löseisen befestigt ward, vermöge dessen Cocking die Ablösung von dem Ballon zu bewerkstelligen hatte. Ich bin mir schuldig, anzuführen, daß ich mich standhaft geweigert hatte, die Ablösung des Fallschirms selbst vorzunehmen, weil ich dies vielleicht in einem Augenblicke gethan hätte, wo Cocking nicht vollkommen vorbereitet war,

daher ich, im Falle ihn ein Unglück getroffen, Verantwortlichkeit auf mich geladen hätte.

„Als fünf Minuten über halb acht Uhr Alles in Bereitschaft war, wurde das Signal gegeben, auf welches der ganze Apparat von den Seilen, die ihn niederhielten, abgelöst wurde, und wir stiegen alsbald sehr stetig auf, während der Ballon die Richtung nach Osten einschlug. Cocking hatte gewünscht, wir möchten uns achttausend Fuß hoch erheben, in welcher Höhe er den Fallschirm ablösen wollte. Da ich nun fand, daß wir sehr langsam stiegen, so bat ich den mitfahrenden Herrn Spencer, etwas mehr Ballast auszuwerfen. Sobald wir uns also über dem offenen Lande befanden und von dem Auswerfen keine Gefahr zu befürchten stand, geschah dies geschwind. Unsere Besorgniß, daß Etwas davon in den Fallschirm gelangen könne, ward dadurch sehr vermindert, daß derselbe hin- und herschwankte, was offenbar von den Strömungen der Luft herrührte, so daß wir die Säcke sehr bequem ohne alle Gefahr für den unter uns befindlichen Apparat auswerfen konnten. Der Ballon stieg nun schnell in eine Wolkenschicht, welche die Erde unsern Blicken entzog. Uebrigens bot der Fallschirm dieser dichtern Atmosphäre soviel Widerstand dar, daß wir, um die von Cocking verlangte Höhe zu erreichen, noch 400 Pfund Ballast auswarfen, weil Cocking der Meinung war, er werde um so sicherer niederfallen, aus einer je größern Höhe er herabfiel, indem der atmosphärische Druck unter dem Ballon um so bedeutender sein würde. Allein durch dieses Auswerfen erreichten wir auch nur eine Höhe von 5000 Fuß oder beinahe eine englische Meile, und wir waren immer noch 3000 Fuß niedriger, als Cocking verlangte.

„Mittlerweile sprachen Spencer und ich mit unserm Reisegefährten über die Art, wie der Ballon gerade steige, und Cocking wünschte jedesmal davon unterrichtet zu sein, wenn er sich um

500 Fuß höher erhoben habe. Sobald wir die Höhe von 5000 Fuß erreicht, sagte ich ihm, es sei unmöglich, die von ihm verlangte Höhe zeitig genug zu erreichen, um den Ballon noch bei Tageslicht auf die Erde hinabzulassen. Hierauf sagte Cocking: „So werde ich mich sehr bald von Ihnen trennen; aber sagen Sie mir, wo ich ungefähr bin.“ Spencer, der einige Minuten vorher ein Stückchen von der Erde gesehen hatte, antwortete: „Wir mögen wohl ziemlich über Greenwich sein.“ Ich fragte ihn hierauf, ob er seiner Sache gewiß sei, und ob der Versuch bis jetzt dem Resultate seiner Berechnung entspreche? — Cocking erwiderte: „Er habe sich in seinem Leben nicht behaglicher gefühlt, und Alles treffe ein.“ Bald darauf sagte er: „Nun denke ich, werde ich Sie verlassen.“ Ich entgegnete: „Ich wünsche Ihnen eine recht gute Nacht und glückliche Niederfahrt, wenn Sie dabei bleiben, sie vorzunehmen, und nicht lieber zu uns heraufkommen wollen.“ — Ich muß hier bemerken, daß für den Fall, daß der Wind den Versuch, sich mit dem Fallschirme niederzulassen, unmöglich machen sollte, ein Hebezeug angefertigt war, mittelst dessen wir Herrn Cocking in die Gondel des Ballons heraufziehen konnten. — Hierauf erwiderte Cocking nur: „Gute Nacht, Spencer; gute Nacht, Green.“

„In diesem Augenblicke rief ich Spencern zu, sich fest an die Seile zu halten und sich, gleich mir, in die Gondel zu ducken. Da ich die Ventilschnur mit der einen Hand halten mußte, so konnte ich mich zu meiner Sicherheit nur der andern bedienen, und glücklicher Weise hatte ich Kraft genug, mich mit dieser unter den gefährlichen Umständen, in die wir nun veretzt wurden, in meiner Lage festzuhalten.

„Raum hatte ich Spencern jene Worte zugerufen, so fühlten wir einen leichten Ruck an dem Löseisen, bemerkten aber, da wir nicht höher stiegen, bald, daß es Herrn Cocking nicht gelungen

war, sich vom Ballon zu trennen. Es erfolgte ein zweiter stärkerer Ruck, und augenblicklich schoß der Ballon mit der Geschwindigkeit einer Rakete in die Höhe. Die Wirkung, die wir in diesem Augenblicke an uns verspürten, läßt sich kaum beschreiben. Die ungeheure Maschine, in welcher wir zwischen Erde und Himmel hingen, wurde unter dem Geheule eines furchtbaren Orkanes mit schaudererregender Hefigkeit und Schnelligkeit in die Höhe gerissen, wobei sie zugleich hin und her wogte, als ob sie, plötzlich eines unwillig ertragenen Zwanges ledig sich einer zügellosen Freiheit überließe. Endlich nahm sie, gleichsam als ob sie durch übermäßige Kraftäußerung ein wenig ermattet sei, die Bewegungen einer Schlange an, die sich mit gewaltiger Schnelligkeit nach einem bestimmten Punkte hinwindet. Während dieses furchtbaren Processes fuhr das Gas stromweise aus dem obern und untern Ventile, mehrentheils jedoch aus dem letzteren, da die Luft, durch welche wir schossen, so stark auf das obere drückte, daß zu dieser Oeffnung verhältnißmäßig nur wenig Gas heraus konnte. Hätten wir den Mund nicht mit einer Röhre versehen gehabt, die in einen Luftsack führte, so würden wir binnen einer Minute haben ersticken müssen. Dieser Sack war aus Seide und faßte 100 Gallonen atmosphärische Luft. Vor dem Aufsteigen ward er mittelst eines Blasebalges nur mit 50 Gallonen Luft versehen, so daß er durch die Ausdehnung der letzteren in den höheren Regionen nicht leiden konnte. In das Ende dieses Sackes wurden zwei biegsame Röhren gesteckt, und in dem Augenblicke, wo wir auf die eben beschriebene Weise in die Höhe zu schießen anfingen, nahmen Spencer und ich jeder eine dieser Röhren in den Mund. Durch diese einfache Vorrichtung bewahrten wir uns vor dem Ersticken, was sonst wegen der gewaltigen Masse Gas, von dem der Ballon umhüllt war, offenbar hätte erfolgen müssen. Aller Vorsicht ungeachtet machte uns das Gas durch seine heftige Wirkung auf den Organismus erblinden,

und es schien uns 5—6 Minuten lang, als ob wir in vollständige Dunkelheit gehüllt seien.

Sobald wir wieder ein wenig sehen konnten und uns von den Wirkungen der angreifenden Umstände Etwas erholt hatten, war unsere Aufmerksamkeit auf das Barometer gerichtet. Ich überzeugte mich bald, daß ich dem Geschäfte der Beobachtung des Instrumentes noch nicht gewachsen sei; allein Herrn Spencer gelang es, den Barometerstand zu 13,20 zu ermitteln, was einer Höhe von 23,384 Fuß oder $4\frac{1}{4}$ englische Meilen entspricht. Allein dies ist bei weitem nicht die größte Höhe, die wir wirklich erreicht hatten; denn wir waren zur Zeit der Beobachtung im schleunigen Fallen begriffen, und nach einer überschläglichen Berechnung, mit Bezugnahme auf die Geschwindigkeit, mit welcher das Gas zu entweichen pflegte, und die muthmaßliche Zeit, während deren ich das Ventil aufgezogen gehalten, hatten wir wenigstens 30,000 Kubikfuß oder 180,000 Gallonen Gas eingebüßt. Man könnte sich einigermaßen darüber wundern, daß wir nicht mehr verloren, zumal, wenn man die Größe der Ventile bedenkt, indem das obere drei und das untere über zwei Fuß im Durchmesser hat. Wir sanken nun, wie gesagt, schnell, aber außerordentlich stetig, und beeilten uns, das Wasser aus zwei Blechkapseln zu lassen, um sie mit atmosphärischer Luft zu füllen; allein als das geschah, stand das Barometer schon wieder auf 70,50, daher die Luft, die wir auf diese Weise sammelten, nur aus einer Höhe von 16,632 Fuß stammte. Nach diesem Geschäfte verspürten wir bedeutende Kälte und fanden, daß das Thermometer 4° unter dem natürlichen Gefrierpunkte stand. Wir befanden uns damals scheinbar $2\frac{1}{2}$ engl. Meilen über einer dichten Wolkenschicht, welche sich wie dunkler Marmor ausnahm, während wir selbst von den Strahlen der untergehenden Sonne beschienen wurden. Wir fielen fortwährend sehr schnell, und als wir uns den Wolken näherten, vermehrte sich

diese Geschwindigkeit bedeutend. Unser Gasverlust war so groß, daß der Ballon sich wie ein verhältnißmäßig kleiner Fallschirm ausnahm und nicht die gewöhnliche, aufgeblähte runde Form darbot. Wir hatten wenigstens ein Drittel unseres Gases eingebüßt und hingen 50 bis 60 Fuß unter dem Ballon selbst.

„Da wir so spät von Baurhall abgefahren waren, so war ich nun wegen der Zeit besorgt, und wirklich fehlte nur noch eine Viertelstunde an neun Uhr. Hiernach wußte ich, daß, wenngleich wir uns noch im hellen Sonnenscheine befanden, wir die Erde doch schon in Nacht gehüllt finden würden, wenn wir unter die Wolkenschicht gelangten, daher es große Schwierigkeiten haben würde, die Beschaffenheit der Oberfläche da zu ermitteln, wo wir auf dieselbe gelangten. Deshalb lag mir daran, so schnell als möglich unter die Wolkenschicht zu kommen, und sobald dies geschehen war und wir etwa noch 300 Fuß von der Erdoberfläche abstanden, schien dieselbe über und über mit Waldung bedeckt, daher ich für nöthig hielt, allen Ballast und sonstige bewegliche Gegenstände auszuwerfen, um nicht mit dem, was ich für Bäume hielt, in Berührung zu kommen. Nachdem wir öfter gerufen und den Anker ausgeworfen hatten, hörten wir Stimmen antworten, und nun wurden wir bald an einem zum Aussteigen bequemen Ort niedergezogen, welcher unfern des Dorfes Oßham, in der Nähe der Stadt Malling, 7 Meilen westlich von Maidstone und 28 Meilen von London war. Wir wurden vom Geistlichen, Herrn Money, sehr gastfrei aufgenommen und verließen am andern Morgen Maidstone, da wir dann bald darauf das unglückliche Geschick des Herrn Cocking erfuhren. Ich kann bezeugen, daß er während der ganzen Fahrt die größte Heiterkeit und Standhaftigkeit zeigte, und der Ausdruck seiner Gesichtszüge, so wie die leichte und fröhliche, doch immer bestimmte Weise, in welcher er seine Fragen an uns richtete und sich mit uns unterhielt, bewies, wie

zutruuensvoll er hoffte, daß die Maschine, an der er 25 Jahre lang studirt, sich vollkommen bewähren werde. Wir waren etwa eine Stunde und 20 Minuten unterwegs. Ich selbst hoffte, daß, da Cocking's Fallschirm beim Aufsteigen dem heftigen Drucke der Atmosphäre gut widerstanden hatte, die Niederfahrt vollkommen gut ablaufen würde."

Noch größeres Aufsehen als Green erregte mit seinen Luftfahrten der Engländer Henry Corwell.

Zum ersten Mal stieg er in Deutschland zu Elberfeld im Sommer 1848 auf und erwarb sich bald durch seine Art, den Ballon zu führen, ein großes Vertrauen bei den Zuschauern wie bei seinen Reisegefährten in den Wolken. Im Mai 1849 ging er nach Berlin und stieg von Kroll's Etablissement und vom Schützenhause auf. Seine Leistungen in der preussischen Hauptstadt waren von sehr mannichfaltiger Art; bisweilen stieg er mit zwei Gondeln auf und begab sich in einer Höhe von 3000 Fuß eine Strickleiter von 50 Fuß Länge hinab in die zweite Gondel, um dort ein Luftbombardement zu eröffnen. Dies, sowie noch einige andere neue Stücke begründeten seinen Ruf, jedoch mit einem Pferde aufzusteigen, erlaubte ihm die Polizei nicht. Er ist in fast allen Hauptstädten Deutschlands aufgestiegen und kann sich rühmen, eine größere Anzahl unserer Landsleute mit in die Lüfte genommen zu haben, als alle die andern Aëronauten (Luftschiffer), die Deutschland besucht haben. In Leipzig hielt er am 28. September 1851 seine 155. Luftfahrt, und zwar in Begleitung des Dr. von Keller, der einen Bericht darüber erstattet hat, aus welchem wir Einiges ausheben.

„Herrn Corwell's Ballon, wohl der größte, der bisher in Leipzig gesehen ward (65 Fuß Höhe, 125 Fuß Umfang, 35,000 Kubikfuß Raumgehalt mit einer für vier Personen Sitz gewährenden Gondel), ward im Hofe der Gasbereitungsanstalt mit ungefähr

25,000 Kubikfuß Gas gefüllt. Nach sorgfältiger Abwägung des Verhältnisses des Ballastes zur Tragkraft des Ballons öffnete Corwell kurz nach 5 Uhr die Haltklammern und stieg schnell und sicher in der Richtung von Nordost gen Südwest über den westlichen Theil der Stadt empor, wo er nach wenigen Minuten in der dichten Regenwolke verschwand, die den Himmel überall gleichmäßig bedeckte. Mit Eintritt in die Wolkengrenze, gegen 4000 Fuß über der Stadt, überflorte zuerst leichtes Nebelgewebe das reizende Bild des bewegten Meßplatzes und entzog es dichter und dichter werdend sehr schnell dem Auge vollständig.

„In demselben Moment bildete das Nebelgrau der Wolke mit der ihm als Folie dienenden Farbe der Erde ein nächtliches Dunkel unterhalb der Gondel, während neben und über ihr sich ein überall gleich trübes Hellgrau zeigte. Schnell jedoch verschwand dieses Nachtdunkel wieder und mit ihm das letzte sichtbare Zeichen der Erdnähe. Die Geräusche drangen nur verworren und dumpf zum Ohr; das Auge vermochte seine Kraft an keinem Gegenstande zu messen; schweres Athmen und leichte Kopfbeklemmung erinnerten lebhaft an die dicksten, aber geruchlosen Herbstnebel, deren Dichtigkeit hier übertroffen ward. Die Temperatur war merklich gesunken und feuchtkalt. Tropfbar flüssiger Niederschlag war nicht bemerkbar. Dieses für das Auge unergiebiges Terrain ward benutzt, den Anker an's Tau zu knüpfen und herabzulassen. Neue Ballastverminderung beschleunigte den Flug des Ballons und mit freierer Kraft schwang er sich, ohne merkliche Bewegung wahrnehmen zu lassen, zur obern Grenze der wohl 3000 Fuß im Durchmesser haltenden Wolkenschicht.

„Ueberrascht durch die Schnelligkeit der Scenenveränderung und bewundernd freiste das Auge über ein ungeahntes Panorama. Unter eisigem Nebelgewölke breitete sich ein unabsehbares Wolkenmeer wunderbar schön von Horizont zu Horizont. Die reinste

Atmosphäre gestattete zwischen den beiden Wolkenlagen den fernsten Blick innerhalb der scheinbaren Wolkenbegrenzung. Die sich anscheinend neigenden Grenzen und die Wölbung des wohl über 2000 Fuß entfernten Nebelhimmels gaben dem Ganzen die Gestalt einer gigantischen Zauberhöhle und verriethen die concentrische Ausbreitung der gewaltigen Wolkenlager über der Erde. Von letzterer herauf drang in die lautlose Ruhe dieser abgeschlossenen Luftwelt, in deren Mitte der Ballon geräuschlos schwebte, nur noch leise der Ton des rollenden Dampfswagens. Wie für das Auge, so hatten sich die Wahrnehmungen auch für das Gefühl und die Athmung geändert: die Luft war trocken und deshalb angenehm kühl, das Athmen leicht und frei, die Beklommenheit des Kopfes verschwand. . . .

„Aber der Genuß trieb aufwärts zu neuen Genüssen; etwas Ballast weniger, und das Log (der Schiffslaufmesser) des Luftschiffs — der leichte Papierstreif — sank pfeilschnell neben der Gondel hinab. Der Ballon, bereits an der Grenze der zweiten Wolkenlicht schwebend, mußte wieder gegen 2000 Fuß höher, ehe er dieselbe völlig durchschnitt. Die Wahrnehmungen in dieser Schicht glichen im Allgemeinen den in der untersten Ablagerung gemachten: dasselbe Grau, nur minder dicht; dieselbe Kühle, nur weniger feucht; Athmung leichter beschwert; verschwunden blieb nur die Beklommenheit des Kopfes. Ein unbemerkt gebliebener Mitreisender, eine große Mücke, verließ den Ballon. Das Thierchen, das einzige sichtbare lebende Wesen außerhalb der Gondel, schwirrte kurze Zeit nebenher und war plötzlich — wahrscheinlich bald erstarrt — nicht mehr zu sehen. Die Hoffnung, jetzt schon zu dunstfreiem Aether zu gelangen, bestätigte sich nicht; aber der Ersatz für diese Täuschung war überreich. Mit dem Austritt des Ballons aus dem zweiten Wolkenlager zeigte sich dasselbe Gebäude einer abgeschlossenen Luftwelt, wie zwischen den

untersten Schichten. Das Bild einer riesigen Wolkenhöhle erfüllt mit Aetherreinheit, umgrenzt von oben herab durch ein silbergrau strahlendes Dunstfirmament und von unten herauf von tropfsteinähnlicher Wolfenschöpfung, mit derselben Wölbung der Horizonte, denselben idealen Gebilden, aber überall erhabeneren Formen, krystallinisch leuchtend, starr und dennoch weich in einander geschoben, von zauberischem Zwiellicht, voll reizender Reflexe und von einer geisterhaften Ruhe übergossen, zu der kein Erdengetöse auch nur den leisesten Boten zu senden vermochte. Nirgends Leben und dennoch kein Grabgefühl. . . . „Ist das nicht wundervoll?“ rief Corwell tiefbewegt; und der Ton seiner Stimme war metalllos, sein Hauch streifte winterlich weiß vorüber. Ein Zug am Ventil; der sonst so laute Schall war matt. Das Glutlicht des Gases im Ballon war dunkler, und dieser, vorher unvollständig angefüllt, war völlig gespannt. Er stand dicht an der Grenze der dritten Wolkenzone, ungefähr 11,000 Fuß hoch. Es war 18 Minuten nach 5 Uhr.

„Der Zweck der Reise war erfüllt: der Blick in die Wolkenhsleier des Himmels war gethan, die Zahl der Nebelgewölke, welche noch höher schwebend jeglichen Sonnenstrahl aufhielten, war unbekannt; das Herz sehnte sich nach so hoher Dämmerungspracht nach der Tageshelle; darum grüßte scheidend der Blick noch einmal die Wunderwelt, zog die sichere Hand das Ventil und — urplötzlich zeigte der Druck auf's Gehirn die Schnelle der Rückfahrt. Bald war die zweite Wolfenschicht wieder durchschnitten; langsam glitt der Ballon durch die Schönheit des untern Zwischengewölkes herab: die feste Hand an der Schnur des Ventils, das sichere Auge voll Befriedigung bald auf die flatternden Papierstreifen, bald auf die Spannung der Seide gerichtet, Ballast und Gas gemessen verwendend, führte Corwell sein Schiff gefahrlos heimwärts. Schon nahm es der Nebel wieder auf, der es aufwärts zuerst empfangen; die Wolke war dichter geworden und feuchter.

Das Thermometer zeigte + 8° R. Die Nebelmassen wurden dunkler in der Mitte der Schicht; selbst der nur 150 Fuß unter der Gondel schwebende Anker war kaum erkennbar. Auf den Ballon schlug der Regen, den Corwell schon oben in den reinen Zonen vorher verkündet. Wieder tönte das Rollen des Dampfzuges, drang Hundegebell herauf. Das Grau unter der Gondel war wiederum nachtdunkel wie nach dem Verschwinden des Anblicks der Erde; mitunter schienen hellere Stellen bemerkbar und plötzlich entschleierte sich das frische Bild von Wäldern und Auen mit einzelnen Dörfern, zwischen welchen das Silberband eines Flusses — der Saale — sich hinzog. Der Ballon ging über denselben hinweg, einer in der Ferne liegenden Stadt (Lützen) zu. Aber der Wind trieb ihn seitwärts von ihr ab, und so galt es, in der Nähe eines der größeren Dörfer zu ankern.

„Neber zwei Dörfer strich das Schiff hinweg, ohne daß die Frage nach dem Namen der Gegend unten gehört ward; aus dem dritten Dorfe drang der Freudenruf: „ein Ballon! ein Ballon!“ herauf. Das bewog herabzugehen. Corwell bestimmte ein hochliegendes Stoppelfeld, ungefähr eine Viertelstunde entfernt, zum Landungsplatz und ließ sich 6¼ Uhr — mittelst Gas und Ballast (der herabfallende und sich senkrecht unter dem Fahrzeuge ausbreitende Sand konnte schwebend 34 Sekunden lang wahrgenommen werden) die Visirlinie sicher innehaltend — so ruhig und sanft am Rande des bezeichneten Feldes nieder, daß selbst der leiseste Rückprall der Gondel vermieden ward. Hätte Corwell seine Meisterschaft nicht schon vorher dargethan gehabt, diese Landung im Regenguß und nicht völlig unbewegter Luft hätte ihm das Meisterrecht verliehen. Er hatte hier seinen Vorgänger Green übertroffen.

„Sehr bald kamen Landleute aus den Dörfern Schladebach und Röttschau durch die Dämmerung herbeigeeilt, versicherten,

das Schiff genau aus der Gegend von Merseburg kommend gesehen zu haben, gaben an, daß sich der Landungsplatz auf der Linie zwischen den Salinen Dürrenberg und Kötschau, eine Viertelstunde von letzterer entfernt und seitwärts von Schladebach befinde, und waren so gefällig, trotz des ungünstigen Wetters die Verpackung des Ballons in die Gondel besorgen zu helfen. Um 7 Uhr war die Verpackung beendet. Der mehr und mehr herabströmende Regen und die Dunkelheit machten die Bitte um Pferde und Wagen zum Transport des Ballons vergeblich. Corwell sah sich deshalb genöthigt, sein Fahrzeug unter Strohbdeckung auf dem Felde zurückzulassen und in Kötschau zu übernachten, von wo er wohlbehalten Nachmittags in Leipzig wieder eintraf.

Die Reise war eine durchaus gefahrlose gewesen.“

Nicht so gefahrlos war eine von Corwells Luftfahrten, die er im Mai 1851 zu Berlin unternahm; denn der Ballon zerriß beim Aufsteigen in den Bäumen. Indes ging ein Menschenleben bei diesem Unfalle nicht zu Grunde. — Ueberhaupt ist es zu bewundern, daß bei den Tausenden von Luftfahrten, die von 1784 bis 1851 gemacht worden sind, nur 12—13 Menschen ihr Leben eingebüßt haben, was wenig ist, wenn man erwägt, daß bei den mancherlei Fahrten zu Wasser und zu Land ungleich mehr Opfer gefallen sind.

VIII. Schweizer Winterfahrten.

1. Auf's Grindelwalder Eismeer.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man sagt, daß das Thal von Grindelwald seinen Namen von den dichten Wäldern und von den zahllosen mit den Bäumen vermischten „Grinden,“ d. h. Felsblöcken erhalten habe, mit welchen es die ersten Ankömmlinge erfüllt fanden, aber gewiß ist es, daß man ihm noch jetzt keinen besseren Namen geben könnte. Dunkle Fichtenwälder, jetzt freilich durch die Art des Menschen wie durch die Lawinen sehr gelichtet, überziehen beiderseits die Felsabhänge des Thals, und die Bäume haben selbst die schroffsten Wände erklimmen. Dies ist sehr natürlich, da der Same der Fichte geflügelt ist und deshalb, von den aufsteigenden Winden gehoben, allmählich selbst in die höchsten Regionen dringt. Aber bewundernswürdig ist es, wie der Mensch ohne alle Fittige und auf nichts Anderem, als seinen tüchtigen Alpenschuhen, ihnen in alle ihre Verstecke nachfolgt und sie von ihren Höhen herabstürzt. Wo nur ein Körnlein Wurzel fassen kann, da stehen sie gerade und unerschüttert, bald auf einem schmalen langen Felsenbände in ganzen Reihen, bald wieder umkränzen sie den Felsen, bald hat sich eine kleine Gruppe auf die Spitze einer abgelösten Kuppe gerettet, oder es steht gar ein einziger allein da, wie eine Fahne auf einem Thurme oder wie eine Schildwache auf ihrem Posten.

Als ich im Grindelwald war, hatte es vor ein paar Tagen

geschneit. Einige Wiesen waren noch mit Schnee bedeckt, andere aber vollkommen grün, und auf diesen lag der Schnee in großen Haufen zusammengerollt, was die Leute gethan, um die Wiese noch zu nutzen. Als ich die Augen erhob, sah ich die Gipfel des Mettenberges, des Wetterhorns und des Eigers, der höchsten Berge, die sich über dem Thale erheben, von der untergehenden Sonne erleuchtet. Sie glühten von der Spitze bis ungefähr auf die Mitte ihrer Masse herab, genau mit der Farbe der Feuerlilien, nur etwas zarter. Einige dunkle Flecke und Streifen, — es waren unbeschneite Felswände und Felsgipfel, — welche diese Gluth durchbrachen, machten diese Colosse großen glühenden Kohlen ähnlich; den Hauptreiz des Bildes aber bildete der zerrissene Nebelschleier, der gerade im Augenblicke des Sonnenunterganges durchbrochen zu sein schien und wie ein dünner Flor um die Berge schwebte. Zwischen diesen aber, da, wo in einem unerleuchteten Winkel die Nebel noch dichter zusammengezogen lagen, fiel ein ganz dunkles, schönes, reines Blau auf die Gletschermasse hinab, die sich zwischen den Bergen hervordrängte. Diese blaue Farbe der Nebel in der Mitte stand mit den Feuergarben zur Seite in dem herrlichsten Contraste.

Während mein Gefährte unser Fuhrwerk unter Dach brachte und unser Nachtlager bestellte, miethete ich sofort einen Führer und machte noch einen Abendspaziergang zum Gletscher. Dieser brachte mich, noch ehe alle Gluth von den Gipfeln der Berge verschwunden war, zum untersten Kopfe des Gletschers herab und machte mir den Vorschlag, uns zwischen dem Gletscher und der Felswand, an der er anliegt, bis zu dem sogenannten Nellenbalm hinaufzuarbeiten, wobei wir dann hier und da etwas auf den Gletscher hinauffeigen könnten, um zu sehen, wie die Gewässer auf ihm gewüthet hätten.

Ich ging auf diesen Vorschlag ein, und wir machten uns sogleich auf den Weg. Die Kutschnie kam mit einer erstaunenswerthen

Wassermenge fast wie ein großer Strom unter dem Gletscher hervor, und wir mußten über verschiedene ihrer Arme auf wunderlichen Stegen hinüberbalanciren. Dann gingen wir immer dicht an dem Gletscher hin, dessen Eismassen bald schrofne Mauern bildeten, bald in Spitzen und Nasen hervorstanden, bald Brücken und Bogen schlugen oder von Höhlen und Löchern durchsezt waren, im Ganzen aber den Anblick sehr wilder, verfallener Ruinen gewährten.

Der Wasserstrom, der über den Gletscher hinweggegangen war, hatte eine Menge Steine von ihm hinuntergespült, über die wir Mühe hatten hinwegzukommen. An einer Stelle bildeten sie eine Art Treppe zum Gletscher hinan, die wir erstiegen. Auf einer schrägen Eiswand, zu der wir gelangten, lag eine Decke von Schnee, einen halben Fuß dick. Mein Führer fand, daß sie klebrig und fest genug war, und wir krochen nun auf allen Vieren hinauf, indem wir immer die ganzen Flächen unserer Hände und Füße einsezten, um jedesmal soviel Schnee als möglich zum Widerstand zu nöthigen. Oben saßen wir nur auf einem Eisriff und fanden von da aus noch so viel Licht auf dem Gletscher, daß mein Führer mich auf einer großen Strecke hin das wilde Eisbett verfolgen lassen konnte, in welchem der Strom hinabschoß. Der Umstände, welche dies ungewöhnliche Zusammenfließen des Wassers verursachten, waren mehrere. So war das Gewölbe, durch welches alle Gewässer des Gletschers ihren regelmäßigen Ausfluß nahmen, eingestürzt und durch gewaltige Eismassen verstopft, und dadurch hatten sich denn alle unterirdischen Gänge, Höhlen und Löcher des Gletschers mit Wasser gefüllt, und dieser war innerlich wie ein Schwamm mit Wasser aufgelaufen. Ein plötzlich eingefallener Föhn mit sehr warmen Regentagen war hinzugekommen, der einen kleinen See, welcher oberhalb des Grindelwaldgletschers am Fuße des Eismeers liegt, bis zum Rande füllte. Dieser See liegt etwa zwei Stunden oberhalb des unteren Endes des Gletschers, und auf dieser ganzen Strecke floß nun ein breiter, schäu-

mender Strom in verschiedenen Abfällen und Sprüngen. Jetzt sahen wir nun leider von dem ganzen Vorfall nichts mehr, als den Schmutz und die durcheinandergeworfenen Steinblöcke, über die wir weiter zum Nellenbalm hinaufstiegen, denn der See war bereits geleert.

Dieser Nellenbalm ist eine Höhle oder Nische im Felsen zur Seite des Gletschers, in welcher sich früher eine Kapelle befand. Wir ruheten darin einen Augenblick aus und blickten auf die dunkeln, unbestimmten Massen, die über uns hingen, und die ebenso unbestimmten Zacken und Spalten, die unter uns gähnten, hin. Es war bereits Nacht geworden und Alles mäuschenstill. Auf einmal hörten wir vor uns einen dumpfen Schall und Krach, der wie ein Schuß mitten in diese Ruhe einbrach. „Der Gletscher läßt einen Stein fallen,“ bemerkte mein Führer. Es war vermuthlich einer jener Blöcke, die man oft lange auf den Spitzen der Giebtürme schweben sieht, bis der Augenblick kommt, wo gerade soviel Eis unter ihnen weggeschmolzen ist, daß sie nicht mehr halten können und in die Tiefe hinabfallen. Dem Krach folgte noch ein Gepolter wie ein Echo nach. Vermuthlich hatte der Stein noch einige andere mit hinabgerissen.

Da wir die Gegenstände nicht mehr von einander unterscheiden konnten, so war unsere Rückkehr ziemlich gefährdet, und ich hatte mehrere Male Gelegenheit zu erfahren, wie außerordentlich wohl eine, wenn auch rauhe, doch feste und treue Faust eines kräftigen Bergführers thut, die mir zur rechten Zeit in und unter die Arme griff. Einige Male kamen wir auf so hohe Blöcke, daß ich nicht hinabzuspringen wagte, weil unter ihnen wieder Steintrümmer lagen, in deren Zwischenräumen ich den Fuß zu brechen fürchtete. Mein Führer faßte dann unten Posto, breitete seine Arme aus, wölbte seine Brust kräftig hervor und sagte mir, ich sollte mich nun ohne Weiteres auf seine Schulter und Brust hinabwerfen, er wolle mich schon fangen und halten. Dies gelang jedesmal, und ich

bekam vor der Tüchtigkeit meines Führers eine solche Hochachtung, daß ich ihn ordentlich lieb gewann. Auch verdienen diese Leute die Achtung und Liebe des Reisenden in vollem Maße. Sie betrachten ihn als anvertrautes, heiliges Gut, das sie, es koste was es wolle, an Ort und Stelle schaffen müssen. Sie sind sein Stecken und sein Stab. An gefährlichen Stellen binden sie ihn mit Stricken an ihren Leib und gewähren ihm einen Anker, der nie nachgiebt, gehen auch eher mit ihm zu Grunde, als sie das Ankertau kappen. Durch wilde Ströme tragen sie ihn auf dem Arme und sind zuverlässiger als Stege und Brücken. Sinkt er ermüdet nieder, so nehmen sie ihn auf den Rücken und schleppen ihn zuweilen stundenlang unermüdet fest und sicher auf Wegen fort, auf denen es selbst dem leichtfüßigen Achilles schwer geworden sein möchte, fortzukommen. Sie sind aber dem Reisenden noch mehr, als Stab und Stecken, Anker und Brücke, sicheres Maulthier und treuer Hund, sie sind meistens auch Auge und Ohr, auch Lehrer und lebendiges Buch der Gelehrten, aus dem diese unendlich viel köstliche Erfahrung schöpfen. —

Die Gletscher sind eigentlich nur die äußersten und untersten Vorposten und Ausläufer der großen Eismassen, welche Hochebenen der Berge bedecken. Es sind gleichsam die dicken Eiszapfen, welche von den gewaltigen mit Eis und Schnee bedeckten Dächern der Erhebungen herabhängen. Klimmt man an der Seite dieser Eiszacken hinauf, so kommt man dann auf jenes Dach selbst, wo sich die Spaltung in einzelne Theile verliert und Alles eine einzige, zusammenhängende Eismasse zu bilden scheint, die man daher in den meisten Alpengegenden auch wohl Eismeer zu nennen pflegt. Die meisten Gletscher hängen mit ihren Wurzeln irgendwo in einem Eismeere fest.

Zu dem Eismeere des Grindelwaldgletschers gelangt man an der Seite des Mettenberges und kleinen Schreckhorns auf einem Wege, der zwar manche Schwierigkeiten, aber auch vielfaches

Interesse darbietet. Wir setzten uns am andern Tage zu Pferde, um den ersten Theil dieses Weges ohne Ermüdung und Anstrengung zurückzulegen und unsere Kräfte für oben zu sparen, — ein Plan, der sehr vernünftig schien, bald aber zu unserem Schaden ausgefallen wäre. Kaum hatten wir uns ein wenig am Berge erhoben, und kaum gab es einige Felsgräben zu durchsetzen, so stürzte das Pferd meines Reisegefährten mitten zwischen die Blöcke eines solchen Felsgrabens so ungeschickt zusammen, daß wir eine Viertelstunde mit Scheuchen und Schieben zu thun hatten, ehe das Thier wieder zum richtigen Gebrauche seiner vier Beine gelangte. Glücklicherweise war sein vorsichtiger Reiter kurz vor dem Sturze abgestiegen. Nachdem wir dies überstanden, setzten wir uns wieder zu Pferde, weil unsere Führer meinten, wir könnten noch eine gute Strecke bequem reiten. Da kam aber die Reihe an mich und mein Pferd. Dieses lief, wie dies bekanntlich alle Bergpferde zum Entsetzen der Reisenden gewöhnlich thun, immer auf dem äußersten Rande des Weges, was eine Zeit recht gut ging, so lange es die Füße auf festen Grund und Boden setzte. Nun kam aber bald eine kleine Schneelage, die sich über den Rand des Weges ohne feste Unterlage hinausgebaut hatte. Mein Pferd setzte, trotz der Vorsichtigkeit, die man diesen Thieren zuzuschreiben pflegt, ohne Weiteres einen seiner Hinterfüße auf den schwebenden Schnee und stürzte natürlich auch ohne Weiteres zu Boden. Ich fiel glücklicherweise auf die dem Abhange entgegengesetzte Seite und hatte mich schnell aus den Steigbügeln gelöst. Das Pferd hing mit dem Hintertheil an dem grasigen Abhang hinunter, und der Führer machte sich sogleich mit der Peitsche dahinter her, um seinen Anstrengungen, den Weg mit allen vier Beinen zu gewinnen, zu Hilfe zu kommen. Da ich ihm hierbei noch im Wege lag, so arbeitete es mit Knien und Vorderhufen auf meinen Leib los. Ich dagegen wehrte mich mit Händen und Füßen gegen seine Bestrebungen. Der Führer, bloß

durch den möglichen Verlust seines Pferdes erschreckt, peitschte darauf los, und dies mochte für Andere eine sehr komische Scene geben. Wie wir Alle davon kamen, weiß ich nicht zu sagen, doch standen wir nach einigen Augenblicken wieder Alle auf dem Wege, schafften aber hinfort die Vierbeine ab und setzten unsere Reise blos dreibeinig, wobei ich den Bergstecken mit dafür gelten lasse, fort.

Wir wanderten immer den Gletscher entlang, der uns in einiger Entfernung stets zur Seite und unter uns blieb, und erhoben uns so in anderthalb Stunden auf einem Wege, der an mancherlei interessanten Scenen und Ansichten sehr reich war, bis zu einer kleinen Hütte, die man gebaut hat, wo der Gletscher von Felswänden am engsten zusammengepreßt wird. Je weiter wir hinauf kamen, desto länger streckte sich der Gletscher, und während man von unten, wo man die ganze Länge in der Verkürzung sieht, nur einen dicken Haufen von Eismassen vor sich zu haben glaubt, sahen wir nun hier in der Mitte deutlich genug, daß es ein langer Eisfluß war.

Wir ließen uns in der kleinen, mit Eiszapfen umhangenen Hütte, die wie ein Schwalbennest an der Felswand klebt und senkrecht über dem Gletscher schwebt, eine Weile nieder und setzten dann unsere Wanderung zum Eismeere auf sehr gefährlichen Wegen fort. Der Pfad war manchmal so schmal, daß es kaum Platz genug für einen Fuß gab. Dabei hatte man zur Seite immer die Aussicht auf den Sturz in die Tiefe, von deren dunklen Spalten man sogleich verzicklungen worden wäre. Unser Führer rief uns jedoch immer zu, wir sollten nur ganz fest auftreten, dann hätten wir Nichts zu befürchten. Er selbst ging uns hierin mit gutem Beispiele voran, und ich sehe ihn noch jetzt mit seinem festen Schritt, seinen prallen Wade und festen Schuhsohlen uns voranschreiten.

Der Schnee machte uns nicht wenig Mühe, denn er war leider nicht fest und gefroren, sondern weich und nachgiebig. Oben schließt

sich der Gletscher wieder dichter an den Felsen an, und wir konnten hier nun nahe zu ihm herankommen. An einigen aufgebäumten Eisschollen, die wir berührten, war deutlich wahrzunehmen, daß das Eis hier schon ganz anders gebildet war als unten. Es war nicht so blau, vielmehr gefüllt mit unzähligen Blasen und regelmäßig geschichtet.

Während wir dies beobachteten, hatte unser Führer indessen aus dem Schnee, der den Rand des Gletschers bedeckte, ein kleines Bret und einen Baumstamm, der eine Art Leiter bildete, hervorgearbeitet. Das Bret führte uns über einen Gletscherspalt, und die Leiter brachte uns nun vollends auf das Eismeer hinauf. Da Alles mit Schnee bedeckt war, so ging unser Führer immer prüfend und nach Spalten forschend voran, und wir saßen dann auf einem Eisblock Posto, um den Einblick in die innere Eiswelt der Alpen in Ruhe zu genießen.

Es war ein herrlicher, sonnenklarer Herbsttag. Rings um die eisige Fläche, auf der wir uns befanden, standen hohe Berge und Felswände, die das Ganze wie ein Amphitheater umgaben. Im Hintergrunde nur lag eine dunkle Partie, die hohen Wiescherhörner, die mit der andern Seite nach Wallis blicken und einen prachtvollen, dichten und geheimnißvollen Wolkenmantel umgeworfen hatten. Es war der Föhn*), der wie ein Gewitter auf ihrem Gipfel lauerte. Zur Linken blickten wir von der Eisbühne, auf der wir standen, in einen leeren Kessel hinab. Es war das Becken des vor einigen Tagen ausgelaufenen Sees. Jenseits dieses Beckens am Felsen liegt eine kleine Hütte, das einzige zwerghartige Nachwerk von Menschenhand mitten in diesem großartigen Gebilde der Natur. Die Hütte heißt Stiereck. Sie dient dem Hirten zum Schutz im Unwetter und zum Magazine für einige Geräthschaften und Heu.

*) Südwind; der Nordwind heißt Bise.

Zur Rechten aber steigt aus noch höheren Regionen eine Gletschermasse, einem gefrorenen Wasserfalle ähnlich, herab und ebnet ihre Eismassen in der Fläche des Eismeeres aus. Mitten darin, ganz von blauem Eise umgeben, steckt ein colossaler schwarzer Felsen, der eine senkrechte Wand darbietet und daher nie beschneit wird. Die Thalleute nennen ihn die „heiße Platte,“ als wenn dieser Felsen der Hitze wegen keinen Schnee auf seiner Oberfläche dulde. Im Sommer rutschen beständig Eisblöcke, die sich von oben lösen, an dieser Wand herunter.

Dies waren ungefähr die Hauptzüge der wunderbaren Scene, in deren Mitte wir eingetreten waren. Vom Thierleben fanden wir wenige Spuren, denn selbst die Geschöpfe, die in und auf dem Eise und Schnee leben, die sogenannten Eisflöhe, welche in den mit Wasser gefüllten Spalten der Gletscher vorkommen, bedürfen des Sommers und seiner belebenden Kraft, um im Eise auszuhalten. Nur eine kleine Spinne sahen wir auf dem Eise liegen. Ich hielt sie anfangs für todt, doch fand sich bei näherer Untersuchung, daß sie lebte und sich regte. Diese Thierchen gehören zu den gewöhnlichsten Bewohnern der wilden Berghörner. Selbst die höchsten Spitzen der Alpen sind von ihnen umkrochen.

Ganz vom Eise des obern Theils des Grindelwaldgletschers umgeben, liegt ein niedriger Berg am Fuße der hohen Walchhörner, der Jäsenberg genannt. Dieser Berg trägt im Sommer noch so viel Gras, daß es daselbst für 1000 Schaaf Weide giebt. Die Hirten treiben mit ihren Heerden über das Eismeer dahin. Ein ähnlicher, mit Gras bewachsener und ebenfalls rund umher von Eis umgebener Berg heißt die Kalli. Diesen Berg besetzt man mit Ziegen und trennt so beide Thiergattungen, die sich nicht auf einer und derselben Weide vertragen, durch das Eismeer. Beide Berge und beide Heerden stehen unter Aufsicht derselben Hirten, die nun täglich zweimal mit Milchkrügen und sonstigen Geräthschaften über das

Eismeer hin- und herlaufen müssen, um ihre Thiere zu melken und zu besorgen. Im Ganzen ist das Eismeer ziemlich flach und gangbar, aber Spalten wirft es doch auch, und die Leute haben daher häufig neue Umwege zu wählen. Sie haben ihre Hauptniederlassung und Käsefabrik an dem Berge, die Kalli genannt. Man begreift, wie unbequem eine solche Meierei und Milchwirtschaft wird, wenn Nebel und Wolken auf dem Eismeer liegen, und die Milch stundenweit durch Wolken über das Eis herbeigeschleppt werden muß. Uebrigens giebt es auch in der Mitte von andern Gletschern und Eismeeren Berge und Felsen, die mit Gras und Bäumen besetzt sind und im Sommer zu Zeiten ein höchst amuthiges Lebensbild, eingefaßt in einen breiten Rahmen des Todes, gewähren. Man könnte solche Landstücke Gletscherinseln nennen. So giebt es in den Gletschern des Mont-Blanc eine solche kleine grüne Dase, die so reizend sein soll, daß man sie deswegen „den Garten“ genannt hat.

Da der Schnee in dieser Jahreszeit alle Spalten und Lücken verrätherisch verdeckte, so war es uns nicht möglich, noch weiter in den Eisregionen vorzudringen, sonst hätte ich wohl gern die berühmten Böcher des Gletschers gesehen, welche die „Walcher Böcher“ heißen. Wir übten indeß jenen Verzicht um so leichter, da wir schon von dem Wenigen, was uns zu sehen gewährt war, ganz erfüllt und dankbar gestimmt waren.

Als wir wieder zu der kleinen Hütte, die ich erwähnte, herabgelangt waren, kam uns ein Trupp Grindelwalder entgegen, die uns von Weitem zujauchzten und denen wir von Herzen antworteten. Denn auf dem Eismeere Menschen zu begegnen, ist ebenso angenehm, als auf dem Salzmeere ein befreundetes Segel zu entdecken. Es waren Thalleute, die in der Stiereck am Jäsenberge noch einen kleinen Vorrath Heu hatten. Ihn heimzuholen, ehe Alles verschneite, hatten sie sich mit Stangen, Netzen und Stricken bewaffnet, und

Jeder trug einen Schlitten auf dem Kopfe. Die Schlitten wurden bei der Hütte abgestellt, da sie sich derselben von hier an nur bei der Rückkehr bedienen konnten. Das Heu wollten sie in ihre Netze packen und diese dann über das Eismeer und die verschiedenen glitscherigen Wege, die ich beschrieben habe, auf Kopf und Rücken zu den Schlitten herbeischleppen. Mir schwindelte dabei; den Leuten aber, die durch Uebung an die schwierigen Gebirgspässe gewöhnt sind, schien ihr Vorhaben nichts Gefährliches zu sein.

Weiterhin war nun unsere Rückreise bequemer. Denn wir fanden überall Löcher in den Schnee ausgetreten, in die wir getrost unsere Füße hineinstecken konnten, indem wir dabei den Augen mehr Freiheit geben durften, ihre lustigen Wege über die Naturscenen zu schweifen. Auf dem Kopfe einer Fels Spitze, die wie ein Wartthurm am Rande des Gletschers hervorragte, sahen wir im Schnee die Spuren eines Fuchslagers. Diese Erscheinung wiederholte sich auf mehreren Fels spitzen. Deutlich bemerkten wir den Weg, auf welchem Meister Reinecke sich auf seinen hohen Sitz begeben, und sahen oben, wie er sich den Schnee festgetreten, und wie er dort nach allen Seiten hinausgeblickt hatte.

Zum Schluß unserer Reise hatten wir noch eine kleine Gefahr zu bestehen, die uns am Morgen nicht drohte. Die Mittagssonne hatte nämlich den Schnee so locker gemacht, daß er sich hier und da in sehr malerischen Lawinen besonders an der Seite des Eigers herabließ. „Ich rathe Ihnen, meine Herren, sich hier ein wenig in Trab zu setzen und sich nicht mit Gassen zu verweilen. Denn an dieser Stelle könnte wohl um diese Tageszeit sich die eine oder andere Lawine lösen,“ rief uns daher unser Führer an einem Orte zu, wo unser Weg uns gerade an dem Fuße einer steilen Wand des Mettenberges hinführte. In der That wanderten wir hier über tiefe Schneehaufen hinweg, welche am Tage vorher von Lawinen angehäuft waren, und die Leute erzählten uns gleich

nachher im Thale, daß wir kaum den Platz verlassen hätten und um die Ecke des Felsens in die Tiefe hinabgebogen wären, als eine Lawine auf den Weg herabgepoltert sei und unsere Fußtapfen verschüttet habe. Eine Stunde nachher, als wir schon in aller Sicherheit den Kopf aus dem freundlichen Gasthause zum Adler in Grindelwald hinaussteckten, sahen wir selber eine Lawine an derselben Stelle wie einen schönen Wasserfall hinabschießen und bewunderten dieselbe nun mit gemischten Gefühlen. Wir bemerkten nun auch deutlich, wie diese Lawinen entstanden, wie die Schneemassen von einem steilen Dache, das über jener Wand hing, herabschurrten und dann an dem First dieses Daches, in große und kleine Stücke und in Staub aufgelöst, auf den Weg hinabschossen.

2. Ein Abend unter den Gebirgsbewohnern.

Man muß nicht nur selbst sehen, sondern man muß auch hören, was andere Leute, die selbst gesehen haben, sagen. Daher luden wir uns zum Abendessen und zur Flasche Wein eine kleine Gesellschaft von Gemsjägern, Hirten und Bergsteigern zusammen und verplauderten die Zeit mit diesen Leuten über Gletscher, Berggipfel, Gemsen und damit zusammenhängende Dinge auf eine für uns äußerst lehrreiche Weise. Ich hatte gehört, daß der erste Besteiger der Jungfrau, der bekannte Baumann, noch lebe. Und dann hatte man mir schon in Interlaken viel von einem jungen Menschen Namens Michel erzählt, der, obgleich erst 22 Jahre alt, im Grindelwald jetzt der kühnste Gemsjäger und der wildeste Bergsteiger sei, dem Keiner nachlaufen möge. Selbst unser Führer, obgleich er ein sehr tüchtiger Steiger und leidenschaftlicher Gemsjäger war, erklärte, daß er so wenig wie irgend ein anderer mit dem Michel Schritt halten könne.

Die Leute hatten mir so viel von der Unererschrockenheit des Michel erzählt, daß ich ganz begierig war, ihn zu sehen, und ihn

mit Aufmerksamkeit betrachtete, als er hereintrat. Es war ein junger Mensch von einem Körperbau, der eher untersezt als schlank zu nennen war. Seine Gesichtszüge, obgleich nicht auffallend schön, hatten doch einen edeln Ausdruck, seine Nase war gekrümmt, sein Auge groß und offen, seine Kinbacken derb. In seiner Haltung lag eine Mischung von Troß und scheuer Verlegenheit. Zuerst blieb er an der Thüre stehen, nach einer Viertelstunde war er jedoch so vertraulich geworden, daß er auf dem Ende unserer Bank Platz nahm.

Als unsere Leute erst etwas warm und zutraulich geworden waren, brachten sie eine Menge Erzählungen von Gemßjagden und Schilderungen von gefährlichen Lagen und Sprüngen der Gemßjäger und auch der Gemßen selbst vor, von denen ich hier einige wiedererzählen will.

Unter den verschiedenen Steinarten, aus welchen die Gebirge bestehen, lieben die Bergsteiger am meisten den Granit, weil seine Oberfläche rauh ist und die Nägel der Bergschuhe leicht darauf fassen, am wenigsten aber den Thonschiefer, weil er bald verwittert oder, wie sie hier sagen, verfault und dann unter den Füßen verrätherisch abbröckelt. Einer unserer Freunde hatte auf einer Gemßjagd das Unglück, in der Hitze der Verfolgung eines Thieres auf einen schmalen Vorsprung von solchem verfaulten Schiefer hinabzuspringen. Der „faule Stein“ bröckelte bei jedem Schritte unter seinen Füßen weg, und dieser Mann sah sich auf der Stelle genöthigt, sich der Länge nach auf dem Vorsprunge hinzulegen, weil er nur so den Druck seiner Last vertheilen und das Abbröckeln vermindern konnte. Der Vorsprung war einen Fuß breit. Oberhalb stieg eine steile Wand empor, und unterhalb ging es tausend Fuß senkrecht hinab. An Rückkehr auf demselben Wege war nicht zu denken, weil er nicht umkehren und auch auf dem faulen Stein keinen festen Fuß fassen konnte, um den ausgeführten Sprung

rückwärts zu machen. Er beschloß daher, vorsichtig auf dem langen Bande hinzukriechen, um zu sehen, ob es nicht vor ihm einen Ausweg gäbe. „Bänder“ nennt man hier schmale Felsabsätze, die sich oft mit einer sich gleichbleibenden Breite sehr weit wie lange Gesimse an den Felswänden hinziehen. Diese Bänder benutzen die Gemsen oft, um darauf zu entschlüpfen, und die Gemsjäger laufen daran hin, wie auf Gallerieen. Unser Mann hatte einen kurzen Stock mit einem Beile bei sich, wie man ihn bei den Gemsenjägern häufig sieht. Er schlug daher vor sich die losen Steinbröckel soviel als möglich weg und kroch dann, wenn er einigermaßen festen Grund gewonnen, ein Stückchen weiter. Da diese Arbeit indeß sehr mühselig von Statten ging, so mußte er zuweilen einige Minuten zu seiner Erholung pausiren und lag dann still am Rande, bis etwa unter ihm ein Stein von selbst sich löste und ihn dann wieder von der einen unsichern Stelle zu der andern jagte. Als er so anderthalb Stunden sich vorgeschoben haben mochte, bemerkte er auf einmal einen flatternden Schatten an dem Felsen hinschweben. Er drehte den Kopf ein wenig nach oben und erblickte einen großen schönen Adler in schußgerechter Entfernung, der sich ihm kreisend näherte und es auf ihn abgesehen zu haben schien. Diese Thiere haben das Auge auf Alles, was sich an den Felsen regt, und sind bereit, Alles Lebende, was sich etwa irgendwo in Noth oder wehrlosem Zustande befinden sollte, anzugreifen, wo möglich im Heranfluge durch Schreck und Flügelschlag in die Tiefe zu stürzen und sich seiner da zu bemächtigen. Der Adler, der den Menschen sich wie einen Wurm am Felsen winden sah, mochte so etwas im Sinne haben. Als er dieses großen Thieres ansichtig wurde, vertauschte mein Jäger seine Todesgedanken auf einmal mit Mordplänen und sann nun, obgleich er seiner eigenen Rettung noch völlig ungewiß war, darauf, wie er den Adler erlegen möchte. Vorsichtig und mit vieler Mühe brachte

er allmählich seinen ganzen Körper auf den Rücken zu liegen, und nach zehn Minuten Arbeit bekam er auch seinen Stutzen schußgerecht in die Hände. Mit dem Hinterkopfe klemmte er sich an einen kleinen Felsknollen, mit dem linken Ellbogen drückte er den Felsen ebenfalls, wo er konnte, und das linke Bein schlang er gleichfalls um den Felsen und klammerte sich irgendwo mit den Haken an. Die Theile der rechten Seite hingen mehr oder weniger über den Abgrund hinaus. In dieser Stellung, in der alle Muskeln des Körpers in spielender Spannung und Klammerung begriffen sein müssen, beobachtete er seinen Vogel eine Viertelstunde lang. Ich wollte, ich könnte sagen, er hätte ihn geschossen. Allein das Thier kam leider nicht mehr näher, ließ den Jäger los und nahm, vielleicht durch ein entferntes Geräusch erschreckt, eine andere Richtung. Lange sah ihm unser Freund in der Hoffnung, er möchte wiederkehren, nach, mußte sich aber endlich entschließen, wieder auf seine eigene Rettung bedacht zu sein. Nach dreistündiger verzweifelter Arbeit hatte er sich endlich mit zeretzten Kleidern und Händen an's Ende des Felsbandes gewunden, wo er einige Sträucher erreichte, mit deren Hilfe er sich auf ein bequemeres Terrain hinaufarbeiten und zuletzt dem Tode völlig entkommen konnte.

Solche schauerhafte Kriechereien kommen auf den Gemsjägerstegen nicht selten vor. Im hinteren Theile des Thales von Lauterbrunnen giebt es einen sehr hohen runden Felsen, dessen Spitze von tollkühnen Wildbläuern schon mehrere Male erkrochen worden ist. Denkt man sich etwa 3 oder 4 Pyramiden über einander gehäuft und auf die Spitze dann den Wiener Stephansthurm gestellt, so bekommt man etwa einen Begriff von der Stellung jenes runden Felsens. Er ist vollkommen kahl, und es ist platterdings Nichts darauf zu gewinnen. Etwa 50 Fuß unter seiner Spitze ist an Aufrechtgehen nicht mehr zu denken, allein es

schlängelt sich ein schmales Felsenband wie ein gewundener Gang zum Gipfel hinauf, und auf ihm ist schon mehr als ein Wildläufer, blos um sich der Sache rühmen zu können, hinaufgekrochen.

Besonders anziehend war es für mich, den Bericht Baumann's über die oberste Krone des Gipfels der Jungfrau anzuhören. Er hatte sich mit 4 oder 5 kühnen Gefellen nach vielen Mühen bis in die nächste Nähe dieses Gipfels emporgearbeitet, als sie entdeckten, daß noch ein kurzes, aber schweres Stück Arbeit zu thun übrig sei. Es hob sich vor ihnen noch eine feste Masse empor, die wie ein Hahnenkamm gestaltet war. Auf der Oberfläche war diese Masse blankes Eis, entweder bestand sie durch und durch aus solchem, oder es war ein Felsenkamm, der mehrere Ellen dick mit Eis belegt war. Auf der scharfen Kante dieses Kammes, der zu beiden Seiten grauig schroff abfiel, zu gehen, war unmöglich. Baumann, welcher der Entschlossenste der Gesellschaft war, setzte sich reitend auf den Rücken des Eises. Mit einem Beile hieb er rechts und links Löcher für seine Füße in die Seiten des Eises und ritt so bis auf den Gipfel hinauf. Dieser war ein vollkommen zugespitzter Eiszacken, den er erst mit dem Beile bearbeiten und ausbeugen mußte, um für seine Person darauf Platz zu gewinnen. Auf der einen Seite über den Eismeeren des Cantons Wallis, auf der andern über dem Berner Oberlande schwebend, führte er dies aus. Die kühnen Bergsteiger hatten eine eiserne Stange mit einer Fahne von Blech daran mitgenommen. Für diese hieb er ein Loch in's Eis drei Fuß tief ein, steckte sie hinein und keilte das Loch wieder mit Eisblöcken zu. Zwei seiner Gefährten waren ihm bald nachgekrochen; aber erst, als auf die besagte Weise oben ein fester Anhaltepunkt gewonnen war, wagten es auch die Andern nachzukommen und sich alle auf der Spitze zu versammeln.

Die Besteigung der Jungfrau durch Baumann ist die erste und am allseitigsten beglaubigte. Die eiserne Fahne, welche er auf dem

Gipfel besetzte, ist nicht nur von den Bewohnern aller umliegenden Thäler lange Zeit gesehen, sondern auch von Professoren in Bern mit Perspectiven deutlich erkannt worden.

Die Bergsteigekünste, welche Baumann bei seinem Ritt auf die Jungfrau ausführte, sind indeß doch nur verhältnißmäßig bewundernswürdig; anders pflegen die Gemsen und andere Bergthiere zu klettern. Der erste Eindruck, den der Anblick einer Gemse macht, ist freilich Nichts weniger als vielversprechend. Gewöhnlich stehen die Gemsen ganz krummbeinig da und schleifen, wenn sie gehen, ihre schlaffen Füße nachlässig und fast matt hinter sich her. „Sie sehen meistens nur ganz lau aus,“ sagte mir ein Gemsjäger sehr treffend. Sie haben, möchte ich sagen, etwas Katzenhaftes, wenn man sie so vor sich hocken sieht. Gleich Katzen ziehen sie die Beine unter dem Bauche zusammen und scheinen auf der Lauer zu sein, wohin der nächste Sprung genommen werden müsse. Für gewöhnlich muß man sie natürlich ansehen wie Bogen mit schlaffer Sehne; aber erst, wenn man die Bogensehne spannt, erkennt man ihre Güte.

Den Gemsliebhabern glänzen immer die Augen, wenn sie den Augenblick beschreiben, wo die Gemsen einen Feind erkannt haben und plötzlich alle Sehnen spannend und gleichsam alle Segel aufziehend mit Blitzesschnelle über Stock und Block, über Schlund und Kluff davonsfliegen. Mit einem Sage wissen sie sich oft von demselben Flecke, wo sie lau und schlaff standen, zehn Schuh hoch zu erheben, als wären plötzlich die stärksten Stahlfedern in ihnen in Wirksamkeit gesetzt. Sie können ohne Anlauf bloß durch den Schwung ihrer Knie- und Fußsehnen senkrecht Sprünge machen, die in Erstaunen setzen. Nicht weniger bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit, mit der sie sich auf äußerst schmale Räume drehen. Wo so viel Raum ist, daß sie ihre vier Klauen nebeneinanderstellen kann, da bleibt die Gemse stehen. Ihr Auge und ihre Beurtheilungskraft sind eben so schnell



Fauna des Saales & Kramers Saal

Ein Gemsjäger in Gefahr.

und scharf wie ihre Füße, und wenn sie auf der Flucht an einen Abgrund kommt, so wirft sie in einem Augenblick den Blick umher und weiß sofort zu beurtheilen, ob der Weg hinab gangbar ist, und wählt dann sogleich die besten Anhaltepunkte, mit deren Hilfe sie sicher in die Höhe oder in die Tiefe gelangen kann. Selten oder nie springt in der Angst der Flucht die Gemse in einen Abgrund auf's Gerathewohl hinab. Auch verläuft sich eine Gemse selten oder nie so, daß sie nicht weiter könnte. Gelangen die Gemsen auf ihrer Flucht an einen unwegsamen Abgrund, so stehen sie einen Augenblick still, und indem ihre Furcht vor dem Abgrunde die Furcht vor den Jägern überwindet, bekommen sie dann vor diesen Muth und kehren in vollem Laufe auf dem Wege, den sie kamen, zurück. Dann werden sie für die Jäger unter Umständen gefährlich, besonders wenn der Weg, auf dem sie hinausgejagt werden, wie das häufig der Fall ist, ein solches schmales Felsenband ist, auf dem nur für wenige Personen Platz ist. Da die Jäger sich gegen den vollen Anlauf der Gemsen nicht halten können, so ist dann das einzige Rettungsmittel, sich so platt als möglich an den Felsen zu drücken, um die Gemsen frei vorbeipassiren zu lassen. Ein Gemsejäger theilte mir folgenden Zug von der Geistesgegenwart einer Gemse mit. Er bemerkte, wie dieselbe sich an einer unter einem spitzen Winkel geneigten Felswand hinabließ. Als sie schon im Fallen war, erblickte sie einen kleinen, bequemen Felsvorsprung, der etwas außer der Richtung ihres Falles lag. Der Jäger sah nun, wie sie mit den Füßen arbeitete und ruderte und fallend eine krumme Linie machte und sich so zu dem Vorsprung hinarbeitete, von wo sie mit drei weiten Sätzen wie ein Gummiball im Nu entkam.

Die Hochalpenbewohner nennen die Gemsen „die Thierle“, weil auf ihren Alpen kein größeres Thier so allgemein und in einzelnen Alpengegenden so ausschließlich verbreitet ist als sie. Der Steinbock kommt nur noch in einem sehr beschränkten Winkel der

Alpen vor. Bären und Wölfe giebt es auf der nordwestlichen Seite der Alpen gar nicht mehr. Auch der Luchs zeigt sich höchst selten. Für Hirsche und Rehe sind die hohen Berge nicht geschaffen, und die kleinen Hasen und Murrelthiere werden neben den Gemsen übersehen.

Die Gemse ist also das einzige Säugethier, welches in manchen Gegenden noch ziemlich häufig vorkommt. Die hiesigen Jäger glauben deshalb auch nicht daran, daß man eine völlige Ausrottung derselben zu fürchten habe. Der Steinbock, meinen sie, habe seine Vertilgung mehr oder weniger selbst verschuldet, denn er sei bei weitem weniger scheu und vorsichtig als die Gemse.

Man unterscheidet bei den Genssen zwei Gattungen, wie sie mir sagten, die „Gratthiere“ und die „Waldthiere,“ je nachdem sie mehr in den tiefern Wäldern und Thälern oder auf den höheren Bergabhängen oder Gründen leben. Die Gratthiere oder Felsengemsen leben das ganze Jahr auf den höchsten Bergspitzen und kommen selbst im Winter nicht aus den Schnee- und Eisregionen herab. Die Waldthiere hingegen ziehen sich im Winter in die Waldgegenden zurück und kommen, wenn es oben besonders stark wintert und scheint, selbst bis in die tiefsten Thäler und bis zu den Seen in diesen Thälern herab.

Die Gratthiere, einige nennen sie auch wohl „Schneethierle,“ sind etwas kleiner als die Waldthiere, haben dünnere und spitzere Hörner, sind unvergleichlich viel wilder und, da sie immer sehr spärliche Nahrung haben, stets auch magerer, hochbeiniger und schlanker gebildet.

Die Waldthiere sind etwas plumper und dabei weichlicher. Sie bleiben meistens auch im Sommer in den oberen Waldregionen. In Gegenden, wohin Jäger nicht häufig kommen, mischen sie sich sogar nicht selten unter die Ziegen. Die Gratthiere haben dagegen eine unbefiegbare Scheu vor dem Menschen. Ich sah ein solches Thier, das man schon länger als ein Jahr im Käfig hielt und sorgfältig

gefüttert hatte. Dennoch war das ängstliche und scheue Wesen, das es verrieth, als wir uns ihm näherten, fast bewundernswürdig. Es glockte bald den Einen, bald den Andern unserer Gesellschaft mit seinen großen, schwarzen Augen ängstlich an und stand am ganzen Körper zitternd und mit geknickten Beinen, die es sofort zum Sprunge hier- oder dorthin anzog, je nachdem wir eine kleine Bewegung auf der einen oder auf der anderen Seite machten, in der Mitte seines Käfigs.

Ein Jäger, der mir einen Begriff von der Menschenscheu der Grathiere geben wollte, erzählte mir Folgendes: „Ich ging auf einer meiner Gemsjagden auf einer hohen Alpenwiese hin und kletterte dann einen steilen Felsenabsatz hinauf. Als ich oben war und auf jene kleine Wiese zurückblickte, sah ich eine Gemse daher kommen. Ruhig und nichts Böses ahnend näherte sie sich den Fußstapfen, die ich im Grase zurückgelassen hatte. Auf einmal, als sie diese Fußstapfen erreichte und die Witterung bekam, schien es, als wäre sie vom Blitze getroffen. Ihre Beine knickten ein, und sie stürzte, von Schrecken ergriffen, einen Augenblick auf dem Grase wie todt zusammen, hatte sich aber in demselben Augenblicke wieder aufgerafft und schoß leidenschaftlich über die Felsengründe, welche die kleine Wiese von den untern Regionen trennten, wie ein Pfeil hinweg, ehe ich Zeit hatte, mich ihr auf Schußweite zu nähern.“

Der Geruch des Menschen erschreckt, wie alle Jäger sagen, die Gemsen noch weit mehr als sein Anblick. Wenn ein kleiner Trupp von Gemsen die „Witterung vom Jäger“ bekommt, ohne ihn zu sehen, so gebärden sie sich wie wahnsinnig, weil sie sich nahe bedroht fühlen, ohne zu wissen von welcher Seite die Gefahr kommt. Sie springen auf, sie laufen hin und her, recken die Köpfe nach allen Seiten in die Höhe, machen Sprünge die Felsen hinunter und wieder hinauf, bis sie den Jäger irgendwo entdeckt haben. Haben sie dies, so sind sie etwas beruhigter, weil sie jetzt ihre Maßregeln nehmen

können. Sie fassen ihren Feind nun in's Auge. Rührt er sich nicht, so bleiben auch sie nicht selten in ihrer Stellung. Bewegt er sich aber nach einer Seite, so entschlüpfen sie rasch nach der entgegengesetzten.

Zuweilen ereignet es sich, daß ein Jäger gerade in dem Augenblicke, wo er hinter seinem Verstecke hervorblickt, von den Gemsen entdeckt wird. Zieht er sich dann ungeschickter Weise gleich wieder hinter seinen Busch oder Felsen zurück, so ist ihm das Wild verloren. Denn die Thiere wissen nun, wo der Jäger steckt, und da er sich wieder verbarg, so fürchten sie umgangen zu werden, und machen sich daher aus dem Staube. Nimmt aber der entdeckte Jäger, sofort sich fassend, die Unbeweglichkeit einer Bildsäule an, so blicken die Gemsen oft lange nach ihm hin, und hat er noch einen unentdeckten Begleiter bei sich, so kann er sie auf diese Weise wohl so lange festhalten, bis es diesem gelungen ist, sich den Thieren auf Umwegen zu nähern.

Zuweilen benutzen die Jäger jene Weise der Gemsen so: sie machen aus ihren Kleidern eine Figur, hängen ihren Rock über den Alpenstock, stülpen ihren Hut darüber und stecken das Ganze auf einer hervorragenden Stelle in den Boden; sie selber schleichen oder kriechen dann, während die Gemsen ihre ganze Aufmerksamkeit auf jenen Popanz richten, durch das Gebüsch auf Schußweite zu ihnen heran.

Es scheint also, als könnte das Auge der Gemsen leichter getäuscht werden als ihr Geruch, dessen Empfindlichkeit die Jäger zwingt, gar viele Rücksichten zu nehmen. Daß sie den Wind beobachten und immer suchen müssen, den Gemsen in einer Richtung zu nahen, welche der des Windes entgegengesetzt ist, versteht sich von selbst und ist bei vielen Thieren nöthig. Aber sie müssen auch sogar auf Schatten und Sonnenschein Rücksicht nehmen. Jagen sie die Gemsen auf der Sonnenseite der Berge, so müssen sie sie von oben beschleichen, weil die erwärmte Thalluft dann in die Höhe streicht und den Gemsen alle Gerüche von unten zuführt. Auf der Schat-

tenseite der Berge fallen dagegen die kälteren Luftschichten herunter und führen den Geruch des Jägers nach unten, daher er in diesem Falle die Gemsen von unten herauf erreichen muß.

In der Regel werden sonst die Gemsen leichter von oben herab beschlichen, weil sie gewöhnlich die Gefahr von unten erwarten, und ihre Wachen, die auf hohen Felsen stehen, daher häufiger die Augen auf das Thal und die tieferen Gegenden gerichtet haben.

Es scheint, als ob dem männlichen Geschlechte in der ganzen Natur neben großem Muthe auch ein gewisser Mangel an Vorsicht eigen sei, während das schwächere Geschlecht neben größerer Furchtsamkeit auch größere Klugheit besitzt. Dies scheint auch bei den Gemsen der Fall zu sein, und vermuthlich ist dies die Ursache, daß man weit mehr Gemsböcke schießt und fängt als Gemsziegen. Die Jäger behaupten, daß unter zwölf Gemsen, die sie erlegen, wenigstens sieben bis acht Böcke sind. Die vier lebendigen Gemsen, welche ich in meinem Leben in der Gefangenschaft gesehen habe, waren alle männlichen Geschlechts; und ein hiesiger Gemsenfreund hat ohne Mühe der Reihe nach vier lebende Gemsböcke erlangt. Es ist ihm aber bisher noch nicht gelungen, sich, wie er es wünscht, eine Ziege zu verschaffen.

Die Schildwache, welche bei den Gemsen ausgestellt wird, ist auch gewöhnlich eine weibliche Gemse (eine Geiß). Die trotzigen Böcke sind viel gleichgültiger bei der Bewachung. Auch ist der Anführer eines Gemsentrupps beim Rückzuge immer eine Geiß. Die Jäger nennen sie die „Führgeiß.“

Die Jäger behaupten, es bedürfe nach der Geburt nur weniger Augenblicke, um den kleinen neugeborenen Gemsen alsbald die ganze Elasticität ihrer Muskeln zu geben. Die Mutter beleckt sie und rollt sie mit ihren Hörnern und der Schnauze ein paarmal im Grase herum; rasch erheben sich dann die Thierchen auf ihren vier Beinen, besinnen sich und hüpfen davon.

So bewundernswürdig die Springkünste der Gemsen auf dem gebrochenen Terrain der Felsen sind, so können sie es doch auf der Ebene weder mit dem Hasen, noch mit dem Hirsche, noch mit dem Hunde aufnehmen. Gerathen sie auf große ebene Strecken, so werden sie leicht die Beute der Jagdhunde. Sie gehen auf der Erde wie Cavalleristen, die vom Pferde gestiegen sind.

Eine gefangene Gemse, die ich einmal in den Alpen eine Zeit lang in meiner Nähe hatte, und die einen großen Stall bewohnte, verließ daher jedes Mal, wenn wir ihr nahten, sogleich den ebenen Boden und sprang in eine Krippe oder auf ein Fenstergesims oder sonst auf einen hohen Vorsprung, den sie einstweilen als Felsen gelten ließ. Ebenso suchen die Gemsen auch auf der Jagd, wenn man sie mit Hunden verfolgt, die Höhen der Felsen zu gewinnen. Haben sie sehr schroffe Felsspitzen erreicht, so zeigen sie sich ziemlich beruhigt, als wüßten sie wohl, daß der Hund sie dort nicht erreichen kann. Werden sie aber von einem Hunde an Stellen überrascht, wo sie ihm nicht mehr ausweichen können, so setzen sie sich gegen ihn zur Wehr, indem sie sich durch eine Felswand oder einen Baum den Rücken decken. Der Hund bleibt in diesem Kampf keineswegs immer der Sieger. Die Gemse schlägt ihm nicht selten den Bauch auf; denn obwohl ihre Hörner stark gekrümmt sind, so weiß sie doch von den versteckten Spitzen derselben sehr geschickt Gebrauch zu machen.

Keineswegs entweichen die Gemsen, wenn sie fliehen, stracks in unerreichbare Ferne; gewöhnlich halten sie vielmehr irgendwo in der Nähe wieder an, so daß man den Gemsentrupp lange verfolgen und von Fleck zu Fleck jagen kann.

Nicht selten aber haben die Thiere irgend einen Zufluchtsort in der Nähe, den sie als sicher für sich und als unerreichbar für den Jäger kennen. So zeigte mir z. B. ein Jäger am Rande des auf der Nordseite des Wetterhorns herabhängenden Gletschers eine

Höhle, zu welcher sehr häufig die Gemsen, welche auf dieser Seite des Wetterhorns gejagt werden, entschlüpfen.

Die Schliche und Klünste der Jäger sind mannichfaltig. Eine Kriegslist aber habe ich bei einem Winteraufenthalte in den Alpen beobachtet, die ich noch nirgends erwähnt fand, und die darin besteht, daß die Jäger, wenn Schnee gefallen ist, sich weiß kleiden, so wie sie im Sommer auf grüne oder graue Kleidung halten. Sie ziehen nämlich auf den Winterjagden ihr Hemd über den Rock statt darunter.

Wenn die Gemsen nicht gleich tödtlich getroffen werden, so gehen die raschen Thiere noch mit der Wunde oder der Kugel im Leibe davon und verhauchen ihr Leben erst an einem entfernten Orte, wo der Jäger, der seine angeschossene Beute nie aufgibt, sie zuweilen erst nach tagelangem Suchen findet.

Es ist das gewöhnliche Schicksal der armen bloß angeschossenen Thiere, daß sie an irgend einem Abhange, bei dem sie dann den unverfehrt gebliebenen nicht folgen können, hinabstürzen. Zuweilen werden sie an den Felsen so zerschmettert, daß der Jäger, der ihnen nachklettert, von ihnen nichts Brauchbares mehr findet, als einen Schenkel oder die Hörner.

Aber, was schrecklicher zu sagen ist, auch der Jäger hat oft ein gleiches Loos. In einem meinem Aufenthaltsorte benachbarten Thale stürzte voriges Jahr von einer graufigen Höhe der Engelhörner ein Gemsjäger herab, dessen Gehirn, Fleisch und Knochen dermaßen an den Felswänden zerstückelt waren, daß man nicht so viel von ihm wieder zusammenfinden konnte, was der Beerdigung werth gewesen wäre.

Man hat oft erzählt, daß die Gemsjäger den Aberglauben haben, das Trinken des warmen Blutes der Gemsen stärke gegen Schwindel und flöße einen rechten Gemsjäger- und Berggeistern ein.

Dies ist nicht bloß eine Sage.

Ein Gemsjäger zeigte mir ein kleines ledernes Trinkgefäß, das er zu diesem Zwecke auf seinen Jagden immer bei sich trug. Ich fragte ihn, wie das Blut schmecke. „Wie warme Milch,“ sagte er. Zuerst habe ihn sein älterer Bruder das Blut gegen den Schwindel zu trinken gelehrt, und es habe ihm anfangs Etwas widerstanden. Jetzt aber trinke er es gern und aus Wohlgeschmack. Er finde, es stille nach einer hitzigen und anstrengenden Jagd besser als alles andere Getränk den Durst.

Die meisten Gemsen fallen wohl dem Jäger zum Opfer. Doch gehen auch manche durch die Lawinen zu Grunde.

Es giebt auf den hohen Bergen hier und da einzelne große Tannen mit breitem Gezweige, welche die Hirten „Schirmtannen“ nennen. Unter diesen Schirmtannen, deren Schatten im Sommer die Schafe und Ziegen benutzen, versammeln sich die Gemsen im Winter häufig, um Schutz gegen Kälte und Sturm zu finden. Hier pflegen sie sich eine Art von Lager zu bereiten, indem sie den Schnee niedertreten und Futter zusammenschleppen. Haben sie einmal unter einer Schirmtanne oder im Schutze eines Felsens oder einer Höhle Posto gefaßt, so bleiben sie gewöhnlich den ganzen Winter da. In der Regel haben sie in der Nähe eines solchen Platzes eine kleine Quelle, die nicht zufriert, und an deren Ufer immer etwas Grünes zu finden ist, vielleicht auch einen Felsen, an dem Bergsalz ausschwißt, das sie besonders gern lecken, und das einen Theil ihrer Winternahrung ausmacht. Auch die Eiszacken belecken sie häufig, an deren Oberfläche man gewöhnlich einen salzigen Anhauch findet.

Von ihrem Lagerplatze aus bilden nun die Gemsen im Verlaufe des Winters zu allen jenen Punkten Wege hin, auf denen sie ihre täglichen Gänge ausführen. Jedoch sind diese im Winter natürlich immer viel kürzer als im Sommer, wo ihnen die Wege durch Schnee und Eis nirgends versperrt sind. Wenn sehr hoher Schnee

fällt, vermögen indeß die armen Thiere weder ihre Wege, noch ihre Lagerstätten davon frei zu halten, und ihre ganze kleine Gesellschaft kommt dann zuweilen vor Hunger um.

Ein Jäger erzählte mir, er habe einmal im Frühling unter einer großen Schirmtanne fünf eingeschneite und verhungerte Gemsen gefunden. Sie hatten den Schnee unter dem Baume überall niedergetreten. Außerhalb der Zweige desselben aber war er ihren Kräften zu mächtig und zu hoch gewesen. Die Rinde und die Nadeln des Baumes hätten sie rund herum benagt. Aber der Schnee habe länger gelegen, als diese Nahrung vorgehalten.

Die Gensjäger behaupten allgemein, daß im Winter auch Erde und verwitterte Steine eine sehr gewöhnliche Nahrung der Gemsen abgeben. Namentlich sollen sie viel verwitterten Thonschiefer verschlingen, und im Magen der Gratthiere, die im Winter geschossen werden, findet man immer eine ziemliche Quantität solchen Gesteins.

Zuweilen sind ihnen bei ihrer so schwierigen Ernährung im Winter die Winde behilflich, die immer hier und da auf den Spitzen und Ecken der Berge ein kleines Stückchen Rasenlandes von Schnee entblößen und zur Nahrung frei halten. Auch wissen die Gemsen Moose und andere Kräuter, welche die Schneelage erhielt, mit ihren schaufelähnlichen Klauen geschickt hervorzugraben.

Im Winter, wo jeder kleine Fleck nur wenig Nahrung und Raum gewährt, leben die Gemsen mehr zerstreut als im Sommer, wo sie sich zu größeren Trupps zusammenthun. Meistens sieht man dann nur vier oder fünf bei einander. Doch hat auch jeder dieser kleinen Wintertrupps seinen Anführer, seine „Führgeiß,“ die gewöhnlich auch, wie die Jäger sagen, die Stelle des Winterlagers auswählt und bestimmt.

Ihr Pelz ist, wie der fast aller Thiere, im Winter schöner als im Sommer. Im Sommer haben sie eine schmutzig dunkelgelbe

Farbe. Im Winter aber werden sie bis auf wenige Stellen der Haut, welche gelb gezeichnet bleiben, fast ganz schwarz. Doch ist dabei auch noch der Unterschied zwischen den Grat- und Waldthieren, daß diese früher schwarz werden als jene.

Die Gemsen lieben vor allen Dingen die frische Luft und die Kälte, an die sie in ihren Höhen von Jugend auf gewöhnt sind. Letztere scheint ihnen fast in ebenso hohem Grade Bedürfnis zu sein, wie den Eisbären. Man findet sie an warmen Sommertagen oft auf dem Eise der Gletscher ausgestreckt, um sich zu kühlen.

So viel von dem, was mir die Gebirgsbewohner von den Gemsen und ihren Erlebnissen mit denselben mittheilten, und was ich aus eigener Erfahrung sammelte.

Nachdem wir uns darüber ziemlich lebhaft unterhalten hatten, schieden meine neuen Bekannten von mir, und ich entließ sie unter dem Versprechen, mich recht bald wieder zu besuchen.

3. Ein Ausflug in's Oberhasli*).

Im Winter giebt es zwischen uns und den Thälern oberhalb des Brienzner Sees keine andere Verbindung als die, welche ein kleines, täglich über den See fahrendes Boot und ein schmaler, felsiger Fußsteig, der am Nordufer des Sees hinläuft, gewähren können. Auch diese letztere Verbindung ist zuweilen im Frühling, wenn wilde Waldbäche den Fußsteig ungangbar machen, abgeschnitten, und die Thalbewohner sind dann ganz auf sich selbst beschränkt.

Ich zog es diesmal vor, den Fußweg zu betreten. Er führte mich am Nordufer des Brienzner Sees entlang nach dem Dorfe Ebbligen, das in dieser Gegend seiner Adlerjagd wegen berühmt ist.

*) Das Haslithal an der oberen Aar, südlich von Brienz, ein Theil des Berner Oberlandes.

Die Jäger des Ortes schießen die Adler in einer sehr wilden Felspartie, die eine Stunde oberhalb ihrer Wohnungen in der Höhe des Bergrückens steckt, der den Brienzee See umgiebt. Da ich schon viel von dieser Adlerjagd gehört hatte, so beschloß ich, den Rest dieses Tages zur Besichtigung dieser Felsenpartie zu verwenden, und wir luden einen jungen Mann, den man uns als den glücklichsten Adlerjäger des Dorfes bezeichnete, ein, uns zu begleiten. Wir stiegen mit ihm durch die Wiesen- und Waldregion zu jener wilden Felsenpartie hinauf.

Die Adler nisten fast immer nur in den höchsten und unbewohntesten Gebirgspartien und halten sich während des Sommers auch nur innerhalb der Grenzen dieser Gegenden auf. Nur im Winter, wo die Murmelthiere sich in ihren Höhlen verkriechen, wo die Gemsen, Hasen und andere Thiere sich in tieferliegende Gegenden herabziehen und die hohen Weiden von Schafen und Ziegen verlassen sind, kommen auch die Adler und Lämmergeier in tiefere Thäler herab, ihre Nahrung zu suchen. Im Sommer haben sie, wie man sagt, die höheren Berggegenden in Districte abgetheilt, deren jeder von einem anderen Paare gleichsam beherrscht und bejagt wird. Die unteren Gegenden aber besuchen sie, wie es scheint, im Winter ohne eine solche Abtheilung. Der Winter ist daher die eigentliche Zeit der Jagd dieser Thiere, da sie sich nun mitten unter die Menschen hinabwagen. Wie alle Thiere in der Natur haben sie ihre Lieblingsplätze, zu denen sie jährlich ganz regelmäßig wiederkehren. Daher erklärt es sich denn auch, warum die Bewohner einiger Dörfer einen besonderen Ruhm als Adlerjäger erreicht haben. Im ganzen oberen Arthal sind von jeher keine berühmteren Jäger gewesen, als die des genannten Dorfes Ebiligen am Brienzee See. Ihre Berge haben beständig im Winter warmen Sonnenschein. Der Schnee schmilzt frühzeitig weg, und zu gleicher Zeit sind sie so gestaltet, daß die Adler die

auf ihnen hingelegte Beize leicht bemerken können. Die Obliker Adlerjäger tragen aber auch Sorge, daß ihren Vögeln das ganze Jahr hindurch auf ihren Bergen der Tisch gedeckt sei. Selbst im Sommer hängen sie gefallene Ziegen oder Schafe, oder auch wohl ein paar Stücke von einem Pferde hoch in die Bäume, von denen einzelne große auf dem erhabenen und weit umher sichtbaren Bergabhänge stehen. Im Winter wird dann aber die Beize nicht mehr an die Bäume gehängt, sondern am Boden befestigt. Dazu wählen sie ein möglichst flaches Bodenstück aus. Mit hölzernen Pföcken nageln sie das Fleisch an den Rasen fest, weil sich der Adler von dem flachen Boden nicht so leicht erheben kann. So sahen wir an einigen Orten den Rasen mit halbverfaulten Ziegen gespickt. Auch haumelte noch an einem großen Tannenbaume ein Gerippe. Zuweilen braten sie wohl auch eine Kaze und befestigen sie an den Boden. Das Fleisch derselben soll der Adler in außerordentlich weiter Ferne wittern können, und es scheint, daß die Leute es für die beste Beize halten. Wie die meisten Jäger hier in den Bergen, sind auch diese Adlerjäger gewöhnlich mit Fernröhren, die sie „Feldspiegel“ nennen, versehen. Sie treten daher, wenn sie Adler erwarten, häufig auf die Lauben ihrer Häuser hinaus und beobachten ihre Beizplätze. Sie haben zwar von da eine Stunde durch Felsen und Wälder zu klettern; aber wenn der Adler sich einmal auf dem Fraße niedergelassen hat, so steigt er nicht so leicht wieder auf, bleibt stundenlang darauf sitzen und läßt den Jägern Zeit, ihn zu beschleichen.

Die Obliker schießen alle Arten von großen Raubvögeln, kleine Fischadler, die am Briener und Thuner See sehr häufig sind, Steinadler, große Königs- oder Goldadler und auch Kämmergeier, welche beiden letzteren die seltensten und edelsten sind. Wenn sie einen großen Königsadler oder Kämmergeier geschossen haben, so pflegen sie damit in ihrem Dorfe herumzugehen und ihn zu

zeigen und empfangen dann von manchem Ziegen- und Schafbesitzer, der ein solches gefürchtetes Raubthier mit Freuden todt erblickt, einen Baken. Zuweilen verkaufen sie ihn auch an Frauen, die damit von Dorf zu Dorf herumziehen und den Hirten ihren Feind für Geld zeigen. Welche Gefräßigkeit und Verwegenheit diesen Vögeln innewohnt, mag man daraus schließen, daß die hiesige Landesregierung für die Erlegung eines solchen Lämmergeiers oder Königsadlers nur um die Hälfte weniger „Schützgeld“ (Schießprämie) bezahlt, als für einen Bären, nämlich 20 Schweizerfranken, während für die Erlegung eines Bären 40 Schweizerfranken bezahlt werden. Die Lämmergeier werden von allen als die schlimmsten und grimmigsten ausgegeben, und die Königsadler scheinen ihnen wenig nachzustehen. Obgleich sie nur durch ihre Federn groß erscheinen und ihr ganzes Muskel- und Knochengebäude sammt Schnabel, Krallen und Federn kaum 15 Pfund wiegt, so ist doch kein Thier in den Alpen so groß, dem sie nicht unter Umständen zu Leibe zu gehen wagten. Sie stürzen sich, wie es scheint, auf alles Lebendige herab, auf Hunde, auf erwachsene Menschen und sogar auf Ochsen und Kühe. Noch neulich zeigte mir ein Jäger seinen großen, starken Hühnerhund und dabei einen Adler, den er hatte austopfen lassen. Dieser Adler war hoch aus der Luft auf den Hund herabgestoßen; der Jäger aber erlegte ihn, noch ehe er seine Beute erreichte. Sein Hund hatte sich dabei, als er den Adler gewahr wurde, erschreckt zu seinem Herrn zurückgezogen. Von den Ochsen und Kühen haben mir mehrere Jäger versichert, daß, wenn sie etwa an gefährlichen Stellen zwischen Felswänden und Abgründen grasten, nicht selten Königsadler oder Lämmergeier auf sie herabgeschossen seien, weniger jedoch, um sie geradezu anzugreifen, als um sie durch den Stoß und ihren mächtigen Flügelschlag zu erschrecken, zu verwirren und wo möglich in den Abgrund hinabzustürzen, wo sie sich ihrer dann bemächtigen

könnten. Von Abenteuern, die er mit Adlern und Lämmergeiern bestanden, kann fast jeder Gemsjäger der höhern Alpengegenden erzählen, wie sie ihn, wenn er sich in gefährlichen Lagen befunden, umflogen oder, wenn er auf Felsspitzen ausgeruht, in seinem Schlafe beunruhigt hätten. Die Leute setzen dann bei dem Vogel sehr gewöhnlich die Absicht, sie in die Tiefe zu stürzen, voraus. „Sie wollen uns in solchen Fällen herabfliegen,“ sagen sie. Zuweilen mag es ebenso viel Dummheit und Neugierde als Berechnung und Verwegenheit bei den Geiern sein, denn in den Gegenden, in welchen sie gewöhnlich leben, bekommen sie selten einen Menschen zu sehen und können daher seine Kraft und Gefährlichkeit nicht schätzen. Daß der Lämmergeier unerwachsene Menschen wirklich angreift und fortschleppt, mag zwar von Vielen noch als eine bloße Sage betrachtet werden. Allein wer unter den Alpenbewohnern eine Zeit lang gelebt hat, dem kann kein Zweifel darüber bleiben. In demselben Orte, in welchem ich jetzt wohne, lebte noch bis vor wenigen Jahren eine Frau, die als sechsjähriges Mädchen das Schicksal, von einem solchen Vogel entführt zu werden, erlebt hatte. Er hatte sie eben auf einem Felsen niedergesetzt, als benachbarte Hirten das Geschrei des Mädchens vernahmen und es noch zur rechten Zeit aus den Klauen des Thieres erretteten. In Mürren zeigte man mir eine unzugängliche Felsenpartie, welche diesem hohen Bergdorfe gerade gegenüberliegt, und an der man noch lange den rothen Rock eines kleinen Mädchens gesehen hat, das ein Lämmergeier dort verzehrte. Er hatte es in der Nähe jenes Dorfes gepackt, über das tiefe Lüschen-Thal hinüber geschleppt und an den besagten Felswänden bis auf die Kleider verzehrt. Ein dritter Fall dieser Art wurde mir in einem Dorfe am Brienzer See über einen Knaben erzählt, den ebenfalls ein Geier entführt hatte, und dessen Schädel und Knochen man zwischen den Felsen erst nach mehreren Monaten wiederfand. Ein

Jäger, der sie entdeckte, packte diese traurigen Reste in seinem Schnupftuche zusammen und überbrachte sie den Eltern. Dies sind drei Fälle aus meiner Nachbarschaft, die sich innerhalb der letzten 100 Jahre ereigneten. Sollte man einmal aus allen versteckten Thälern der Alpen alle Fälle zusammenrechnen, so möchten wohl auf jedes Jahr einige kommen. Der Berwegene überschätzt seine Kraft oft; so geht es auch dem Lämmergeier. Vor einigen Jahren, so berichtete mir mein Jäger von Ebligen, habe sich ein Geier auf ein großes fettes Schaf geworfen und dasselbe in die Luft gehoben. Da das Thier ihm aber doch zu schwer geworden, habe er sich mit ihm wieder niedergelassen, und weil er seine Klauen nicht schnell genug aus der Wolle habe befreien können, so hätten sich die Schäfer mit Knüppeln über ihn hergemacht und ihn auf dem Rücken des Schafes erschlagen. Man erzählt sich oft von gefangenen Tigern oder Löwen, wie sie ihre Taten so fest in das Fleisch von Menschen schlugen, daß man sie durch keine Gewalt losbringen konnte und gezwungen war, sie herauszuschneiden. Ganz etwas Aehnliches erzählte man mir hier von den Klauen des Geiers. Ein Jäger, sagte man mir, näherte sich einst unvorsichtig einem Geier, den er, ohne ihn zu tödten, durch einen Schuß bloß zu Boden gestreckt hatte. In dem Augenblicke aber, als er ihn ergreifen wollte, hob sich das Thier auf und schlug seine Fänge so fest und krampfhaft in die Waden des Jägers, daß keine Gewalt im Stande war, sie loszubringen. Man mußte das Bein des Geiers abschneiden und nachher alle Krallen einzeln aus den Wunden hervorziehen. Um mir einige Anhaltspunkte in Bezug auf die Häufigkeit des Vorkommens der großen Adler und Lämmergeier zu geben, erzählte mir der Adlerjäger, welcher mich begleitete, als etwas Großes, daß er jeden Winter wohl zwei oder drei große Raubvögel schösse. Ich kenne hier Jäger, die fast den ganzen Tag auf der Jagd liegen und doch, obgleich sie keine

Gattung Thiere von ihrer Verfolgung ausschließen, nur zwei Mal in ihrem Leben das Glück hatten, einen Adler zu schießen. Weil der Königsadler und der Lämmergeier sich den Rang in den oberen Lüften ebenso streitig machen, wie der Löwe und der Königstiger auf der Erde, so habe ich die hiesigen Kenner solcher Dinge oft befragt, welcher von beiden Vögeln ihren Beobachtungen zufolge in höhere Regionen sich erhebe. Danach scheint es mir, daß sie fast Alle glauben, der Königsadler fliege höher als der Lämmergeier. Ein Jäger im Grindelwald sagte mir, er habe einen Königsadler über die drei Spitzen des Wetterhorns, des Mettenhorns und des Eigers hoch wegfiegen sehen. Diese Spitzen sind fast alle über 12,000 Fuß hoch, und die Luft muß daher dort schon merklich verdünnt sein.

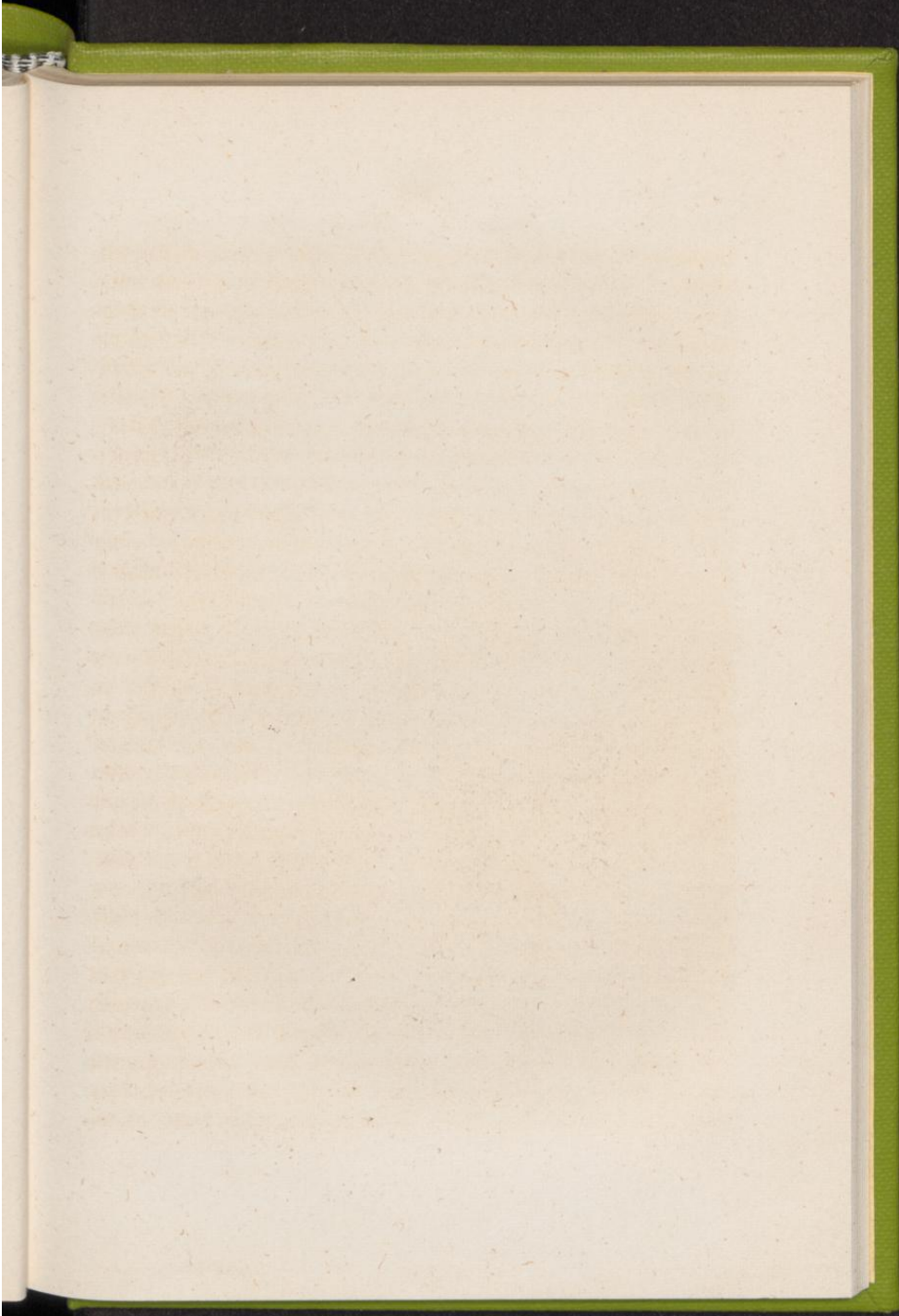
Indem wir so im Gespräche auf der Ebliger Adlershöhe uns gegenseitig mittheilten, was wir von den Beherrschern der Lüfte gehört hatten, war der Abend herangekommen, und ich hätte mir die Flügel eines Vogels gewünscht, um auf einem sehr kurzen Wege mein Nachtquartier in Brienz zu erreichen. Doch sollte uns die Ruhe, die unser dort wartete, noch durch einen ziemlich mühsamen und langwierigen Bergpfad, den wir hinabklettern mußten, verstimmt werden, und wir kamen dort zur Zeit des Abendessens hungrier als Adler und Raben an, denen auch in den rauhesten Gebirgen die Reisen so mühelos und leicht sind, wie dem Menschen nur in den Ebenen, wo er Eisenbahnen bauen kann.

IX. Schilderungen aus dem nördlichen Eismeer.

(Aus dem Tagebuche des Nordamerikaners Kent Kane.)

27. Juni 1854. — Der Sommer ist in Nord-Grönland sicher die Jahreszeit, in welcher die Eisbären am häufigsten angetroffen werden. Ihre Spuren fanden sich überall, sowohl an der Küste, als auf den abgelösten Eisfeldern. Einer hatte selbst die Keckheit, sich der Jagdpartie während einer Rast auf dem Eise aufdrängen zu wollen, und mein Begleiter Bonsall erzählt eine hübsche Geschichte, wie sie seine Begrüßungen aufnahmen und erwiderten. Es war ungefähr eine halbe Stunde nach Mitternacht, und sie schliefen sämmtlich von eines langen Tages Last und Mühen aus, als Freund M'Gary etwas hörte oder fühlte, was unmittelbar an seinem Kopfe im Schnee scharfte und ihn gerade noch zeitig genug weckte, um ihn ein ungeheures Thier erkennen zu lassen, welches emsig die Außenseite des Zeltes recognoscirte. Sein Schreckensruf ermunterte seine schlafenden Gefährten, beunruhigte aber den unwillkommenen Besucher nicht im Mindesten, — um so unwillkommener zu dieser Zeit und auf diesem Platze, als alle Büchsen eine kleine Strecke entfernt auf dem Schlitten gelassen worden waren, und man im Zelte nicht einmal einen Knüttel besaß. Natürlich herrschte da einige Confusion in dem kleinen Kriegsrath. Im ersten Antriebe wollte man nach den Waffen stürzen, jedoch erachtete man dies als eine im Erfolge zweifelhafte Maßregel; denn jetzt präsentirte sich der Bär,

mit seinen Betrachtungen der Außenseite zufriedengestellt, an der Zeltöffnung. Man feuerte mehrere Ladungen Reibhölzchen und einige extemporierte Fackeln angezündete Zeitungsbblätter auf ihn, ohne ihn zu stören. Er stellte sich vielmehr bald darauf in die Oeffnung auf die Hinterbeine und begann seine Nachtmahlzeit an dem Körper eines Seehundes zu halten, welcher den Tag vorher geschossen worden war. Der Matrose Tom Hicke war der Erste, welcher auf den Gedanken eines Ausfalls an der hintern Seite gerieth, indem er ein Loch in's Zelt schnitt und hinauskroch. Hier riß er einen Bootshaken, welcher eine der Zeltstangen festhielt, heraus und versetzte mit demselben dem Thiere einen Schlag auf die Nase, worauf es sich einige Schritte zurückzog und Tom Raum gestattete, nach dem Schlitten zu springen und eine Büchse zu holen. Noch ein Paar Secunden, und Bonfall hatte dem Feinde eine Kugel durch den Leib gejagt. Der Aufbewahrungsplatz für Lebensmittel und dergleichen (welche bei der ersten Expedition für die etwa noch lebenden Mitglieder der Expedition Sir John Franklin's zurückgelassen worden waren), auf welchen ich mich so sehr verließ, war gänzlich zerstört. Er war mit außerordentlicher Sorgfalt aus weit und breit zusammengesleppten Felsstücken, welche man mit vieler Mühe aneinanderfügte, aufgebaut worden, und wir hielten das Ganze für fest genug, um den Angriffen der Thiere zu widerstehen. Doch diese Tiger des Eises schienen kaum ein Hinderniß gefunden zu haben. Nicht ein Bissen war übrig geblieben, außer was sich in eisernen Tönnchen befand, welche rund und an beiden Enden kegelförmig sowohl den Klauen als Zähnen trogten. Sie hatten sie in jeder Richtung umhergerollt, bekrakt und wie Kinderbälle, obgleich sie 80 Pfund schwer waren, hin- und hergeworfen. Ein stark mit eisernen Reisen gebundenes Alcohol-Fäßchen war in kleine Splitter zer schlagen, und eine zinnerne Kanne fast in eine Kugel zusammengestoßen und gedreht worden. Die Klauen der Bestien hatten das Metall durchlöchert und es wie





Farbmalerei v. Stronch & Kramer, Berlin.

Auf dem nördlichen Eismeere.

mit einem Meißel aufgerissen. Für gefalzenes Fleisch waren sie zu lecker gewesen, dagegen hatten sie offenbar viel Appetit auf gemahlene Kaffee gehabt, und alte Sackleinwand war aus irgend einem Grunde eine Lieblingsspeise gewesen, da sie selbst unsere Flagge, das Zeichen unserer Besitzergreifung dieser Wüste, bis an den Schaft abgenagt hatten; kurz sie hatten ihren Spaß damit gehabt, indem sie unsere Brodsäffer über das Eis hinwegrollten und die schwere dicke Gummidecke in unlösbare harte Knoten zusammenknüpften, da sie dem Zerkauen Widerstand leistete. . . .

29. September 1854. Vergangene Nacht kehrte ich von Anootof nach einer gefährvollen und mühseligen Reise, welche ich ohne die unüberwindliche Hartnäckigkeit unserer wilden Freunde vermieden haben würde, in unser Quartier zurück. Ich machte mich Mittags auf der Fährte der „Windspitze“ von Anootof, von uns Eskimo-Spitze genannt, nach den Wallroßgründen auf und nahm einen leichten Schlitten, welchen ich außer meinem Gespann von fünf noch mit zwei den Eskimos angehörigen Hunden bespannte. Dutuniah, Miouk (Eskimos) und ein fremder Eskimo begleiteten mich mit Morton und Hans. Unser Schlitten war überladen; ich konnte aber die Eskimos nicht dahin bringen, das Gewicht zu vermindern, und die Folge war, daß wir Force-Bay nicht zu rechter Zeit erreichten, um sie noch bei Tage zu passiren. Den Einschnitten des Landes zu folgen, hieß die Reise lang und gefährlich machen. Wir verließen uns daher auf die Spuren unserer früheren Reisen und fuhren hinaus auf's Eis. Leider brach die Nacht plötzlich auf uns ein, und der Schnee begann vor einem schweren Nordwinde zu treiben. Um ohngefähr 10 Uhr Abends hatten wir das Land verloren, und während wir die Hunde, neben ihnen herlaufend, rasch antrieben, nahmen wir eine falsche Richtung und marschirten nach dem schwimmenden Eise des Sundes hinaus. Da gab es keinen Führer, welcher uns zurechtweisen konnte; unsere Eskimos waren völlig

unsicher, und die Unruhe der Hunde, welche jeden Augenblick sichtbarer wurde, theilte sich auch uns selbst mit. Der Instinkt läßt den Schlittenhund unsicheres Eis mit vollkommener Sicherheit errathen, und ich kenne nichts Niederschlagenderes für einen Menschen, als die Andeutungen einer ungesesehenen Gefahr, mitgetheilt durch die instinctmäßige Furcht der niederen Thiere. Wir mußten uns fortwährend bewegen; denn wir konnten uns in dem Sturme nicht niederlassen, welcher um uns so furchtbar raste, daß wir kaum unsere Schlitten auf dem Boden zu halten vermochten. Wir bewegten uns jedoch mit größter Vorsicht, indem wir unseren Weg mit den Zeltstangen untersuchten, welche ich zu diesem Zweck unter die Leute vertheilt hatte. Seit einiger Zeit hatte mein Ohr in dem Sturmesgetöse ein Brausen getroffen, welches, wie ich glaubte, anhaltender und tiefer klang, als das Geheul des Windes. Plötzlich stieß es mir auf, als hörte ich das Getöse von Wellen, und wir mußten hart an das offene Wasser gelangen. Ich hatte kaum Zeit zu dem hastigen Befehle: „Laßt die Hunde umkehren,“ als ein Zug nassen Frostnebels über uns hinsegte und die See sich mit einer großen Schaumfranse kaum tausend Schritt entfernt zeigte. Das Eis brach vor dem Sturme auf, und es war nicht gewiß, daß uns selbst ein directer Rückzug, dem Sturm entgegen, heraushelfen würde. Ich beschloß, mich südlich nach Godsend-Eiland zu wenden. Die Eisfelder waren in dieser Richtung schwer und weniger geeignet, bei einem Nordsturm nachzugeben. Besten Falls war es immer noch ein trauriges Wagniß. Die Linie der Brandung stürmte unaufhörlich auf uns ein, bis wir das Eis in wellenförmiger Bewegung unter unseren Füßen fühlen konnten. Es erhob sich vor uns scharfe Eisrücken (hummocks), und wir mußten zwischen ihnen hinein, als sie sich an einander schlossen. Indem wir diesen entrannen, plackten wir uns über die zerschlagenen Bruchstücke, welche zwischen ihnen und der Küste lagen, und

wir stolperten bald über hervorragende Klippen, bald sanken wir in's Wasser, das dazwischen emporstieg. Es war zu finster, um das Eisland zu sehen, welchem wir zusteuerten; jedoch durchbrach der schwarze Hintergrund eines hohen Vorgebirges die Linie des Horizontes und diente als ein Landmerkmal. Die Hunde, von der Last uns zu ziehen befreit, liefen mit größerem Muthe, und wir begannen, während der Eissturm immer noch hinter uns her raste, uns der Küste zu nähern. Aber unsere Verlegenheiten erreichten bloß ihre höchste Spitze. Wir wußten als Eismänner, daß der Uebergang auf das Landeis von den Eisfeldern unter den günstigsten Umständen sowohl beschwerlich als gefährlich ist. Die Ebbe und Fluth bricht das Eis an dem Saume des Eisgürtels in ein Labyrinth von unregelmäßig halb schwimmenden Massen, und diese wogten jetzt unter der Gewalt des Sturmes auf und nieder. Es war pechfinster. Ich bewog Nutumiah, den Ältesten der Eskimos, sich eine Zeltstange horizontal quer über die Schultern binden zu lassen. Ich gab ihm das Ende einer Leine, welche ich mit dem andern um meinen Leib befestigt hatte. Die Uebrigen folgten ihm. Ich ging voran, um mich herum nach einem practicablen Wege fühlend, und Nutumiah folgte. War eine Eisplatte groß genug gefunden worden, so trieben die Andern die Hunde vorwärts, indem sie selbst den Schlitten stießen oder sich an ihm festhielten, wie es der Augenblick gerade fügte. Wir hatten natürlich Unfälle, einige sogar eine Zeitlang ziemlich bedrohlich; jedoch war keiner so bedeutend, um erwähnt zu werden, und endlich gelang es Einem nach dem Andern, mir auf das Landeis, die Hunde vor sich hertreibend, nachzuklettern. Die Vorsehung war unser Führer gewesen. Die Küste, an welcher wir landeten, war Anootok, nicht 900 Schritte von der Behausung der befreundeten Eskimos. Wir eilten mit einem Freudengeschrei, jeder in seiner Sprache, nach dem „windgeliebten Flecke“, und in weniger als einer Stunde unterhielten wir uns an einem famosen

Stück geschmorten Wallroßfleisches, welches um so besser mundete, als wir eine Eistour von 48 englischen Meilen in 20 Stunden, ohne Halt zu machen, zurückgelegt hatten.

Als wir die Hütte erreichten, schlug der fremde Eskimo, welcher Awahtok hieß, Feuer mit zwei Steinen, einem Stück eckigen Milchquarz in der rechten Hand und einem andern, welches jedenfalls ein Eisen-Dryd war. Er schlug sie ganz nach Art unserer alten Zündfeuerzeuge zusammen und ließ einige Funken auf einen Zunder fallen, welcher aus dem federartigen Flaum von Weidenkätzchen (*Salix lanata*) bestand und auf einem Stücke trockenen Mooßes lag. Die Hütte war ein einziges rohes elliptisches Gemach, nicht ohne Geschick aus Steinen gebaut, und die Außenseite mit Erdschollen bekleidet. An dem hinteren Ende befand sich eine rohe, ebenfalls steinerne Bank, welche sich etwa einen Fuß über den Boden erhob. Das Dach bildete fast eine Curve und bestand aus flachen, sehr großen und schweren, dachziegelartig liegenden Steinen, während das Innere dieser höhlenartigen Wohnung kaum aufrecht zu sitzen gestattete. Ihre Länge betrug 8, die Breite 7 Fuß, und eine Ausdehnung des tunnelartigen Einganges fügte noch einen Anhang von 2 Fuß hinzu. Der eigentliche Wintereingang ist ein von Steinen zusammengesetzter Tunnel, 10 Fuß lang und so enge, daß kaum ein Mensch hindurchkriechen kann. Er öffnet sich draußen unterhalb des Niveau's der Hütte, in welche er allmählich aufsteigend führt. Die Zeit hatte ihren Einfluß an der Hütte von Awahtok ebenso, wie an den Palästen der südlichen Wüsten geltend gemacht. Die ganze Front des Domes war eingefallen und verschloß den Tunnel, so daß wir genöthigt waren, durch das einsame Fenster über demselben einzusteigen. Die Bresche war groß genug, um ein Schlittengespann einzulassen. Doch unsere arctischen Kameraden verriethen keinen Trieb, das Loch zu schließen. Obgleich ihre Kleider mit dem

gefrierenden Wasser der Eisfelder getränkt waren, so versammelten sich diese eisernen Männer doch um das Thranfeuer und dampften in ersichtlicher Behaglichkeit. Die einzige Abweichung von ihrer herkömmlichen Routine, welche ihnen die unheimliche Nacht und das offene Dach anzurathen schien, bestand darin, daß sie sich nicht nackt auszogen, ehe sie in die Hütte kamen, und die Kleider nicht zum Trocknen ausgingen, wie ein Opfer, dem Gott des Meeres dargebracht. Ihre Küchengeräthschaften waren sogar noch einfacher als die unsrigen. Eine rohe Schale aus Seehundshaut zur Sammlung und Aufbewahrung des Wassers war das einzige Geräth, welches auf den Rang eines Tafelgeschirres Anspruch machte. Ein platter Stein, von andern Steinen gerade über dem Schulterblatt eines Wallrosses gestützt, der Stein schwach geneigt, die Aushöhlung des Schulterblattes groß genug, um ein Moosdocht und etwas Thran zu halten, das war der Apparat, auf welchen man einen viereckigen Klumpen Schnee legte, um ihn durch das angezündete Feuer schmelzen zu lassen und dadurch Trinkwasser zu erhalten. Kochgefäße hatten sie nicht; was sie nicht roh aßen, wurde auf einem heißen Steine gebacken. Ein Knäuel Wallroßleim an einer beweglichen Lanzenspitze befestigt, vollendete mit ihren abgetragenen und tüchtig durchnässten Kleidern auf ihren Rücken das Inventarium ihrer Habseligkeiten. Wir fühlten, daß wir civilisirter waren als unsere armen Bettern, und wir begannen es nach unserer Art uns bequem zu machen. Der Boden wurde abgekratz und sein seit Jahren aufgehäufter Schmutz entfernt; ein Sackleinwand-Zelt wurde doppelt über den trockenen gefrorenen Steinen zusammengelegt; über dies wurde unser Büffel-Mantelsack ausgebreitet, und dann zogen wir trockene Socken und Moccassins unter unsern nassen Oberkleidern hervor. Als meine kupferne Lampe, eine ächte Berzelius-Argand'sche, unschätzbar für kurze Reisen, mit fröhlicher Flamme brannte, dachten wir zunächst an unser

Abendbrod, an den Wallrosßbraten und an den heißen Kaffee, und während dies zubereitet wurde, befestigten wir eine Stubendecke von Gummi über den klaffenden Eingang der Höhle. Während unserß langen Marsches und der Reihe von Eiskämpfen hatten wir Sorge getragen, keine Ermüdung zu zeigen, ja wir hatten bisweilen die beiden Eskimos sogar auf unsern Schultern getragen. Wir verriethen auch keine Empfindung der Kälte, so daß die Eskimos diese ganze Vorbereitung und Sorgfalt für unsere Behaglichkeit keiner Verweichlichung oder geringen Ausdauer zuschreiben konnten. Ich konnte wahrnehmen, daß sie tief von der Ueberzeugung unserer Superiorität durchdrungen waren; ich war sicher, daß sie jetzt mehr als je unsere geschworenen Freunde seien. Sie sangen „Aman Ayah“ für uns, ihren rohen, monotonen Gesang, bis uns die Ohren von den Discorden schmerzten. Da sie improvisirten sogar einen speciellen Lobgesang, welchen sie unaufhörlich mit lächerlicher Gravität wiederholten; sie belegten uns mit Spitznamen und adoptirten uns mit wichtiger und weitläufiger Förmlichkeit als Mitglieder ihrer Brüderschaft; sie erinnerten mich während ihrer zugleich feierlichen und komischen Manieren unwillkürlich an ähnliche Ceremonien unserer nordamerikanischen Indianer. Als Gesang, Mahlzeit und Ceremonie vorüber war, krochen Hans, Morton und ich mit den Füßen voran in den Büffelleder-Sack, Dutumiah, Awahot und Miouk warfen sich zwischen uns und brachten mich durch ihren ewigen Refrain allmählich in einen angenehmen Schlaf, während dessen ich von meinen Schultagen träumte. Ich schlief 11 Stunden. Sie waren lange vor uns aufgestanden und hatten rohes Fleisch gebrühstückt, geschnitten von einer großen Keule, welche ohne Rücksicht auf Reinlichkeit unter dem übrigen Abfall auf dem Boden der Hütte lag. Ihre Art zu essen war wirklich sehr ersunderisch. Sie schnitten das Fleisch in lange Streifen, brachten das eine Ende in den

Mund, schlangen es so weit hinab als es gehen wollte, schnitten dann die heraushängende Portion hart an den Lippen ab und wiederholten dasselbe Verfahren bei den folgenden Bissen. Es zeugte wirklich von großer Geschicklichkeit; diejenigen von uns, welche es nachmachen wollten, blamirten sich gewaltig, während es eingeborne Kinder von zwei Jahren ohne den mindesten Unfall thaten.

7. Oktbr. 1854. Lebhaftes Sensation, wie man sagt in dem Lande der Oliven und des Champagners. „Rannock, Rannock!“ Ein Bär, ein Bär, rufen Hans und Morton in einem Athem. Zum Skandal unserer häuslichen Einrichtungen waren die Gewehre sämmtlich außer Stande. Während die Leute sie luden und Kupferhütchen aufsetzten, griff ich nach meinem Kopfskissen-Gefährten, einem sechsläufigen Pistol, und lief auf's Verdeck. Eine mittelgroße Bärin mit einem vier Monate alten Jungen befand sich im lebhaften Kriege mit unseren Hunden. Sie hingen sich an ihre Seiten; sie aber griff mit wunderbarer Behendigkeit ein Opfer nach dem andern heraus, indem sie es bei dem Nacken faßte und fast ohne ersichtliche Kopfbewegung viele Ellen fortschleuderte. Tudla, unser Haupthund, war bereits kampfunfähig; er war zweimal geschleudert worden; Jenny machte gerade, als ich aus der Luke herkam, einen außerordentlichen Purzelbaum von etwa 8 Faden und gelangte besinnungslos auf den Boden; der alte Spitz, brav aber nicht bär-klug, war der erste in der Schlacht gewesen und lag hilflos auf dem Schnee. Es schien, als wäre der Streit vertagt, und Rannock dachte augenscheinlich so, da sie sich nach unsern Fleischfässern umwandte und in der ungenirtesten Manier begann, sie umzuwerfen und ihren Inhalt zu beriechen. Ich schickte dem Jungen eine Pistolenkugel in die Seite. Sofort placirte die Mutter ihr Kleines zwischen ihre Hinterbeine und begab sich, dasselbe fortstoßend, hinter das Fleischmagazin. Ohlsen verwundete sie, als sie sich

zurückzog, mit meinem Gewehr, aber sie nahm keine Notiz davon. Sie riß lediglich mit ihren Vorderfüßen die Fässer mit gefrorenem Fleische nieder, welche die dreifachen Wälle unsers Borrathshaufes bildeten, stieg hinauf, ergriff ein Fäßchen Heringe, trug's mit den Zähnen hinab und machte sich davon. Ich dachte, es wäre nun Zeit, sich an sie zu machen, und gab ihr auf halb Pistolenschußweite eine Ladung von 6 Rehpfeilen. Sie brach zusammen, erhob sich aber sogleich und machte sich abermals auf den Weg, indem sie das Junge an seinen früheren Platz brachte. Das arme Thier kämpfte, sich zurückziehend, ohne Ermüdung, nahm ihr verwundetes Junge mit und entfernte sich, obwohl von den Hunden angegriffen, immer mehr von der Brigg, bis ich ihr endlich ein paar Flintenkugeln in den Leib schickte, worauf sie vor ihrem Jungen niederstaumelte, uns mit tödtlichem Troste anblickte und erst sank, nachdem sie noch von 6 Kugeln durchbohrt war. Als wir die Haut abzogen, fanden wir 9 Kugeln in ihrem Leibe. Sie war mittelgroß, sehr mager und ohne alle Nahrung im Magen. Der Hunger mußte sie so feck gemacht haben. Das Gewicht des ausgeweiteten Körpers betrug 300 Pfund, das des ganzen Thieres 650 Pfund, ihre Länge nur 7 Fuß 8 Zoll. Bären in diesem mageren Zustande sind bei weitem die schmackhafteste Nahrung, während die Anfüllung des Zellgewebes mit fettem Del einen wohlgenährten Bär fast ungenießbar macht. Das Fleisch einer ausgehungerten Bestie ist, obgleich weniger nahrhaft, ziemlich angenehm und zart. Das kleine Junge ist größer, als man nach dem Worte schließt. Es war größer als ein Hund und wog 114 Pfund. Es sprang auf den Körper seiner Mutter und erhob ein lautes Klagegeheul über ihre Wunden. Alle Anstrengungen, es an der Schnauze festzubinden, wies es mit großer Wildheit zurück; endlich aber, mit einer zwischen seinen Kimladen und dem Hinterkopfe angebrachten Leine vollständig geknebelt, ließ es sich unter dem Gebell

der Hunde nach dem Schiffe ziehen. Von den 8 Hunden, welche an diesem Scharmützel Theil nahmen, hatte sich blos einer nicht gut benommen, und nur zwei kamen ohne einen Griff davon. Sonderbar, trotz der gewaltigen Luftsprünge, welche sie im Gefechte machen mußten, leidet nicht ein Hund ernstlich. Nach meiner Kenntniß von der umarmungslustigen Neigung der Sohlengänger erwartete ich, daß sich das Thier erheben und wenigstens seine Vorderpfoten benutzen würde; aber nein, es ergriff die Hunde beständig mit den Zähnen und enthielt sich, seinen Vortheil zu verfolgen, wenn es sich deren entledigt hatte. Die Estimos versichern, daß dies beim gejagten Bären immer so sei. Einer unserer Hunde vom Smith-Sund, Jack, machte nicht den geringsten Widerstand, wenn er ergriffen wurde, sondern ließ sich, die Muskeln schlaff herabhängend, ich mag gar nicht sagen wie weit, in die Luft schleudern, und den nächsten Augenblick schon sprang er auf und erneuerte den Angriff. — Ein anderer Nahrungsartikel, zuerst weniger einladend, aber auch weniger schädlich (als die Bärenleber) war die Ratte. Es war unsern mannichfachen und gefährlichen Anstrengungen im vorigen Jahre nicht gelungen, dies Thier auszurotten, und eine sehr gerechtfertigte Furcht verbot uns, den Angriff zu wiederholen. Es war erstaunlich, welcher vorgesehnen Borrath wir in einer der Fortpflanzung scheinbar so ungünstigen Gegend in kurzer Zeit an Bord hatten. Ihre Unverschämtheit und Geschicklichkeit nahm mit ihrer Menge zu. Es war unmöglich, etwas unter das Verdeck bei Seite zu stellen. Pelzwerk, wollene Zeuge, Exemplare der Naturgeschichte, Alles, was wir nicht verlieren wollten, so wenig Werth es für sie auch haben mochte, wurde von ihnen zernagt und zerstört. Auf dem Vorderkastell nisteten sie sich im Bettzeug der Leute ein und zeigten eine solche Kühnheit im Gefecht und eine solche Behendigkeit, Wurfgeschossen auszuweichen, daß man sie zuletzt

als ein nothweniges Uebel duldete. Ehe der Winter endete, nahm ich für unsere Leiden dadurch Rache, daß ich sie für meinen Privat-tisch decimirte. Ich finde in meinem Journal vom 10. Oktober eine Anekdote, welche ihre Dreistigkeit recht deutlich veranschaulicht. Wir haben, heißt es dort, alles Bewegliche auf das Eis hinausgeschafft, und außer unserem Mooswalle zwischen unserm Sanctum und dem Borderkastell noch eine rohe Barrière von Blech aufgeführt, um diese abscheulichen Geschöpfe zu verhindern, sich durchzunagen. Alles vergeblich. Sie sind schon wieder überall, unter dem Ofen, in unsern Rissen, in den Betten, und wenn ich gefragt würde, welches nach Finsterniß, Kälte und Skorbut die drei Flüche unserer arctischen Reise sind, so würde ich sagen: Ratten, Ratten, Ratten. Letzten Freitag biß eine Rattenmutter meine Finger durch und durch, als ich meine Hand in einen Muff von Bärenfell steckte, welchen sie zum Lager für ihre kleine Familie gewählt hatte. Natürlich zog ich die Hand mit unwillkürlicher Höflichkeit zurück; bevor ich jedoch meine gebissenen Finger in den Mund stecken konnte, schleppten die Ratten den Muff schon davon.

X. Norwegische Bilder.

1. Die Fahrt durch das Kattegat.

Der Abend dämmerte bereits herein, ehe das norwegische Dampfboot erschien, welches mich von Helsingör nach Christiania bringen sollte. Endlich sahen wir vom Bollwerk des Hafens seine Rauchsäule aufsteigen und machten uns bereit, ihm entgegen zu fahren. Der Himmel war düster; ein heftiger Wind peitschte die Wellen; Alles verkündete eine Sturmnacht, und die Seeleute am Bollwerk lachten im Voraus auf unsere Kosten. Diese Seeleute hier am Sund sind aber die besten, die es geben kann. Sie sind im beständigen Kampfe mit den Elementen aufgewachsen, voller Muth und Geschicklichkeit, ein abgehärtetes, rüstiges Geschlecht, das im wildesten Wetter nie erbangt. Wir fuhren, neun Passagiere, in einem großen Boot hinaus und wurden tüchtig geschaukelt, ehe wir auf das Deck der „Christiania“ steigen konnten. Hier wimmelte es von Gestalten, und es war gut, daß ich einen Platz hatte, denn das Schiff war überfüllt. Hängematten waren im großen Salon aufgeknüpft, und doch fanden Viele keine anderen Lagerstätten, als die auf den Boden gebreiteten Matrasen.

Raum waren wir an Bord, so regten sich die großen Schaufelräder, und nun rauschte das große, schöne Dampfboot durch die

schäumenden Wellen um die Spitze von Helsingör*) und zwischen den ankernden Fahrzeugen hindurch. Bald sahen wir von Ferne ein Lichtgefunkel über die Wellen hintanzeln, welches sich immer mehr zu nähern schien. Es war das Signalfener des großen französischen Dampfsboots, das von Havre nach Petersburg geht und ziemlich nahe an uns vorüber eilte. Wir blickten ihm lange nach und waren gewiß, daß auch drüben nicht weniger neugierige Augen auf uns gerichtet waren.

Mancher von uns wäre freilich lieber mit den Franzosen nach Kopenhagen zurückgekehrt, als vorwärts in's brausende Kattegat hinein, das seine hohen Wellen uns mit voller Gewalt entgegen warf, allein daran war jetzt nicht mehr zu denken. Indes schien es dasselbe auch im Anfange gar nicht so böse mit uns zu meinen. Der Wind heulte wohl in Takelwerk und Ketten, und das mächtige Schiff hob und senkte sich ziemlich gewaltsam; aber wir waren guter Dinge, aßen und tranken im fröhlichen Kreise und merkten es kaum, daß sich dieser immer mehr verkleinerte und Einer nach dem Andern sich fortschlich, um vielleicht drunten in der Kajüte seinen unangenehmen Empfindungen Raum zu geben. Je weiter wir jedoch in's offene Meer hinausfuhren und die Küste Seelands**) verließen, um so mehr fühlten wir, daß eine schlimme Nacht uns erwartete. Die Wellen begannen, als Sturzseen, über die Bugen auf die Decke zu schlagen; hoch über den Radkasten des Schiffes stäubten sie empor und übersprühten bald im fortgesetzten Regen das Hinterkastell, so daß auch der Rest der Passagiere sich hinunterflüchtete. Eine Stunde später hatten wir wahrhaften Sturm. Ich

*) Nördliche Hafenstadt auf der dänischen Insel Seeland. Hier wurde von den Schiffen, welche den Sund passiren, der Zoll erlegt. Durch den Sund gelangt man aus der Ostsee in das Kattegat.

**) Die Hauptinsel Dänemarks, auf welcher Kopenhagen liegt.

versuchte, so lange als möglich im Freien auszudauern, denn von unten herauf drang ein schauerliches Würgen und Röcheln der See-
 franken in meine Ohren; endlich aber, als das Schwanken des
 Schiffes so arg wurde, daß die Bänke umstürzten, und es fast un-
 möglich war, auf dem Deck zu stehen, kletterte ich auch hinab
 und tappte an den Wänden hin. Angeklammert an dem, was ich
 ergreifen konnte, stolpernd, fallend und schwindlig erreichte ich end-
 lich mein Bett. Die ganze Kajüte schien in Aufruhr zu sein, und
 alle Gegenstände, welche sonst standen und lagen, polsterten in wil-
 dem Lärmen durch einander. Die Lampen an der Decke schaukelten
 heftig in ihren doppelten Ringen; die Hängematten flogen mit den
 darin Liegenden gegen einander; die armen Passagiere auf den
 Matratzen am Boden kollerten hin und her und mußten bei allen
 ihren Leiden sich obenein krampfhaft festhalten. Dazu das Nschzen
 und Würgen aus allen Kabinen (kleine Kajüten), die Beh- und
 Schmerzenslaute, dann und wann übertäubt von dem Fallen
 schwerer Gegenstände. Ich warf den durchnähten Mantel ab und
 mich in's Bett, in welchem ich mich festhalten mußte, um nicht hin-
 ausgeschleudert zu werden. Aber bald warteten meiner hier andere
 Freuden. Ueber dem Fußende meines Bettes war in der Quere eine
 zweite Lagerstätte, und diese hatte ein Engländer eingenommen.
 Daß ich ihn zum Nachtgesellen erhalten, war mir lieb gewesen,
 denn ein solcher kräftiger Meeressohn schien mir allem Ungemach
 der Wogen trogen zu müssen. Allein ich sah mich schmerzlich
 in meinen Erwartungen getäuscht, denn kaum hatte ich mich nieder-
 gelegt, als ein krampfhaftes Würgen über mir anzeigte, was ich von
 meinem Nachbar zu erwarten hatte. Ich konnte es daher auch nicht
 lange in meiner Kabine ertragen, sprang auf und lief in den Salon.
 Eine Hängematte war leer, ihr Besitzer hatte sich, ich weiß nicht
 wohin, verkrochen. Ich nahm ohne Weiteres seinen Platz ein,
 aber welch ein entsetzliches Geschaukel! Endlich brach ein blasser

Strahl des Morgens durch die Fenster, und mit zahllosen Anstrengungen arbeitete ich mich zum Deck hinauf. Ich mußte frische Luft schöpfen, denn da unten war es pestartig.

Die Officiere des Schiffes standen Schutz suchend unter dem Ueberdach der Treppe. Sie riethen mir ab, hinauszugehen; ich aber ließ mich nicht von meinem Entschlusse abbringen, ging hinaus und hielt mich am Tauwerk und an den Eisenketten des Schornsteins fest. Der Mond stand blaß zwischen den sturmzerrissenen Wolken; sein Licht mischte sich mit dem Tagesdämmer.

Oft bin ich auf wilder See gewesen, nie habe ich sie so schaumzerpeitscht gesehen. Das Kattegat ist anerkannt eines der bösesten Meere. An dem jütländischen Ufer bezeugen dies zahllose Schiffsrümpfe und Trümmer. Seine wechselnden Strömungen reißen die Fahrzeuge gegen die Küsten und bewirken einen hohen, kurzen Wellenschlag, der in jedem Augenblick die Lage des Schiffes ändert und es nach allen Seiten wirft. — Wir fuhren mit der Strömung dem Sturme entgegen; das giebt die höchste und schlimmste Welle. — In diesen weiten Kreis von Dunst und Wogenschaum zu blicken, in diese brüllende Wasserwüste ohne Ende, heiser umfungen von den Liedern des Sturms, die aus dem Tau- und Kettenwerk drangen, auf diesem Haus von Brettern, krachend in allen Fugen und heftig zitternd unter meinen Füßen, wenn die heftigen Wellen es immer von Neuem anfielen, mit weißen Zähnen wüthend es in Brust und Seiten packten, wenn sie es niederdrückten, darüber hinstürzten, und es dann sich stolz aufrichtete, unbeseigt den Feind abschüttelnd: das war so schön und prachtvoll, daß ich darüber alles Leid vergaß.

Wir waren aber nicht ganz allein. Nicht weit von uns fuhr eine große Brigg, die ihre Stangen vom Hauptmast verloren hatte. Ihr zerrissenes Takelwerk und das einzige Segel, das sie noch führte, zeugten von der Wildheit des Wetters, wie von dem Kampfe, den

sie bestanden. Das Schiffsvolk hing in den Wanten, mitten im Bogenbraus, mitten im Heulen des Sturmes. In diesem fürchterlichen Niedertauchen und Emporschleudern stiegen die abgehärteten Männer an den schwanken Seilen auf, aber sie arbeiteten für die Erhaltung ihres Lebens: das machte sie so kühn.

Als es heller wurde, sahen wir mehrere Schiffe, die kaum noch Fegen von Segeln führten. Das Schlimmste für uns aber war, daß wir langsam vorwärts kamen und zu der Zeit, wo wir in Gothenburg *) eintreffen sollten, noch nicht den halben Weg zurückgelegt hatten. Den ganzen Tag über hielt der Sturm fast in gleicher Stärke an; aber der Himmel hellte sich auf, und wir fuhren wenigstens bei schönstem Sonnenschein durch das funkensprühende Meer. Nach und nach fanden sich einige Wenige auf dem Deck zusammen, die mehr oder minder gut der Seekrankheit entronnen waren, und es wurde ein schwacher Versuch zum Frühstück gemacht. Die Meisten jedoch lagen bleich und appetitlos unten und trugen durchaus kein Verlangen, hinauf zu kommen. Erst am Abend, als wir in die Scheeren **) von Gothenburg einliefen und dort in stilles Wasser kamen, verringerte sich ihr Leiden.

Bei unserer Ankunft daselbst gab es auf dem Deck eine Herzensscene. Ein junger Mann erwartete Frau und Kind mit dem Dampfschiffe. Seit Jahren war dies niemals ausgeblieben; seine Trefflichkeit und die Güte seiner Maschine waren überall bekannt. Als aber der Sturm in der Nacht so arg über Gothenburg tobte und diesmal die Christiania ausblieb, meinte man doch, es sei ein Unglück geschehen, was immer gewisser wurde, je mehr der Abend

*) Gothenburg oder Göteborg an der schwedischen Westküste am Ausflusse der Göta-Elf, der stärkste schwedische Seehafen nächst Stockholm.

**) Scheeren oder Skären, Inselchen, Klippen und Riffe, welche die Küsten Schwedens und Norwegens umgürten.

nahte. Endlich aber kamen wir, und der Erste am Bord war der arme junge Mann, der Frau und Kind mit einem Entzücken in die Arme schloß, wie es nur die lange Seelenangst um ihren Verlust hervorrufen konnte.

Leider war unser Aufenthalt in Gothenburg nur von sehr kurzer Dauer, da sich das Dampfschiff sehr verspätet hatte. Bald fuhren wir wieder durch Sturm und Wellenbräus dahin und verlebten eine zweite Nacht an Bord, die wenig besser als die erste war. Am Morgen jedoch befanden wir uns am Eingange des Christianiafjords*), von allen Seiten mit sonnenbeleuchteten und theilweis bewaldeten Bergen umgeben. Bald sahen wir ein Dampfboot liegen. Es war der „Prinz Karl,“ der hier lange schon auf uns wartete, um Passagiere nach Christiansand**) zu bringen. Glücklicherweise fuhren wir auf ihm in den achtzehn Meilen langen Fjord ein, der sich tief zwischen den Felsen in's Land hineinzieht und nach beiden Seiten hin Buchten absondert, die sich wie Arme mit tausend Fingern in Labyrinth von Felsenwindungen verlieren. Hier erst erhält der Reisende einen Begriff von der seltsamen Natur des Landes; Alles ist ihm neu, Alles schön und großgeartet, und verlangend hängen seine Blicke an dem Dunkel der Wälder, an den kühnen Bergmassen, hinter denen er ein neues, fremdes Leben ahnt: das Hirten- und Alpenleben, zu dem er aufsteigen will.

*) Fjorde nennt man in Schweden und Norwegen die kleinen Baien und Buchten, vor denen die Klären liegen. Der Christianiafjord streckt sich ziemlich weit in's Land hinein; an seinem Nordende liegt Christiania, die Hauptstadt Norwegens.

**) An der Südküste Norwegens, südwestlich von Christiania.

2. Reise von Christiania bis zur Schlucht von Krogfleven.

Die gewöhnlichste Art, in Norwegen zu reisen, ist mit Pferd und Karren. Diligencen und Postwagen giebt es nicht; ein vierrädriger Reisewagen ist überhaupt beinahe eine Unmöglichkeit in Norwegen. Denn wiewohl die Straßen größtentheils gut sind, so geht es doch fast beständig steile Höhen hinauf und hinunter, wo ein vierrädriger Wagen in steter Gefahr ist. Man bedient sich daher lieber der Carriole, der Gigs und Stuhlfarren. Freilich sind diese offen und bieten daher wenig Schutz gegen Sturm und Regenwetter, allein dies kommt bei einem beherzten Reisenden wenig in Anschlag. Selbst Damen bedienen sich dieser offenen Wagen, ja sie machen damit oft sogar ganze Tagereisen in das Land hinein und übernehmen dabei selbst die Lenkung des Pferdes. — Das norwegische Carriol ist ein zweirädriges Gestell, auf welchem in Federn ein wenig vor den Achsen ein gepolsterter Sitz für eine Person hängt, die ihre Füße vor sich hinstrecken oder auch an beiden Seiten hinabbaumeln lassen kann. Zwischen den Füßen ist Raum für einen Nachtsack, hinten aber über den Achsen ein Brett, um einen Koffer aufzunehmen. Darauf nimmt der Schühbonde — der Postbauer, welcher das Reispferd liefert — seinen Platz. Zu weiteren Gegenständen bietet das Carriol keinen Raum, und sie bleiben deshalb besser zu Hause. Ein Carriol kauft man in Christiania mit Lederdeck über Füße und Leib des Reisenden, wenn Alles gut im Stande, für zwanzig bis fünfundzwanzig Speciesthaler. Hat man kein eigenes Pferd, so muß man die Postbeförderung durch den Schüh (Schüh) benutzen. Im ganzen Lande nämlich haben die Grundeigenthümer die Verpflichtung, den Reisenden weiter zu schaffen und ihm die nöthigen Pferde dazu zu stellen. Doch ist dies für den Reisenden oft mit sehr großen Unannehmlichkeiten verbunden; die Pferde sind theuer, und gar oft muß der Reisende lange darauf

warten. Besser ist es daher, wenn er sich selbst mit einem Pferde versieht, denn auf diese Weise reist er am billigsten und entgeht allen andern Unannehmlichkeiten.

Das norwegische Pferd macht keine großen Ansprüche. Es ist wie die Bewohner dieses Landes bescheiden und genügsam. Nach dem mühevollen Tage ist es gewohnt, die Nächte im Freien mit gefesselten Füßen zuzubringen. Mag das Wetter noch so wild sein, es sucht sein Grasfutter auf den Wiesen und Bergweiden. Wo der Reisende bleibt, mag auch sein Pferd bleiben, und meist wird ihn dessen Erhaltung Nichts oder doch nur eine Kleinigkeit kosten.

Für mich ebneten sich diese Verhältnisse in bester Weise. Einer der Professoren der Universität in Christiania, ein junger rühmlichst bekannter Gelehrter, wollte eben die Hardanger Gebirge besuchen. Er war mit allen Verhältnissen seines Vaterlandes genau bekannt, und ich mußte es daher als ein Glück preisen, einen Reisegefährten zu finden, der soviel zu meiner Belehrung beitragen konnte; so durfte ich denn guten Muthes Christiania verlassen und nach Kongsberg aufbrechen, von wo aus wir dann vereint in Tellemarken, das romantische Gebirgsland, das an die Hardanger Gebirge grenzt, eindringen wollten.

Ich verließ jedoch Christiania nicht im Karren, sondern in einem bequemen Halbwagen und in Gesellschaft lieber Freunde, welche mir bis zur berühmten Schlucht von Krogkleven das Geleite gaben. Das Wirthshaus auf Krogkleven ist von Christiania beinahe vier norwegische Meilen entfernt, und der Weg dahin ist sehr schön. Er führt anfangs an dem Fjord hin, dessen reizende und malerische Ufer die lieblichsten Ausichten gewähren. Dann wendet die Straße plötzlich rechts in's Land, zwischen Felsenwänden und Tannenwäldern hin, bald steile Höhen hinauf, bald hinab, und endlich auch bei dem großen Eisenwerke Bårum vorüber, dessen Hüttenwerke zerstreut in dem wilden, schwarzen Thale liegen. Hat

man Bärum im Rücken, so geht der Weg sichtbar höher aufwärts den Rücken eines Bergzuges hinan, auf dessen Scheitelpunkt wir uns endlich befinden, um am nächsten Morgen jäh wieder hinabzusteigen, fast bis zum Spiegel des Meeres. Das aber ist Norwegens eigentliche Natur. Der ungeheure Felsen, aus dem es besteht, ist von tiefen Spalten durchrissen, in denen die Flüsse und Bäche hinziehen. Diese Spalten sind die Thäler; in ihnen wohnen die Menschen mit ihrem Fleiß, mit ihren mühseligen Feldern und ihren Heerden. Will man nun von einem Thale in's andere, so giebt es keinen anderen Weg, als hohe Berge zu überklettern, die zuweilen ewigen Schnee tragen, zuweilen auch mehr abgedacht sind. Alle diese Berge bilden oben große Flächen (Fjelder), deren einzelne Erhebungen Spizen, Knoten (Nuten) genannt werden. Darum erfordert es oft viel Zeit, um einige Meilen fortzukommen, und manche Mühe und Gefahr, den Nachbar zu besuchen, der jenseits des Fjeldes im nächsten Thale wohnt. Zuweilen ziehen sich die Fjelder in senkrechter Steilheit hinauf und fallen ebenso nieder. Schwindelnde Fußsteige führen dann wohl zwischen den Klüften hin, die nur ein beherzter Fuß wandeln mag; aber häufig muß auch ein großer Umweg gemacht werden, denn unten in der Thalsohle sammeln sich gewöhnlich die Wasser und bilden eine zahllose Menge größerer und kleinerer Gebirgsseen, die gleich Ketten an einander gereiht sind, und aus denen stufenweis, von Thal zu Thal, bis zum Meere die Flüsse hinabstürzen. Bei diesem unermesslichen Wasserreichthume und der eigenthümlichen Beschaffenheit des Landes kann man sich denken, daß es die Heimath der Wasserfälle sein muß. Zahllose Gebirgsbäche kommen stark und rauschend von den hohen Fjeldern herab, in deren Seen sie ihre Sammelplätze haben, und so hat die Natur Norwegen mit einem Element beschenkt, dessen nutzbare Kraft unerschöpflich ist und alle Dampfmaschinen überwiegt. — Es war schon spät, als wir endlich auf der Höhe am Wege das kleine Wirthshaus

auf dem berühmten Ringerige erreichten, welches bereits beinahe ganz von Reisenden besetzt war. Ich lernte hier zuerst kennen, wie gerathen es ist, sich bei einer Reise durch Norwegen selbst zu verproviantiren, denn in den Gebirgen bei den Hirten findet man Nichts als den großen Milchkessel an der Kette, und in verlassenem Sennhütten oder im Freilager, das in irgend einer Spalte oder Höhlung der Fjellen (Fjelder) aufgeschlagen werden muß, natürlich Nichts.

Am frühesten Morgen ging ich hinaus, aber es lag noch Nebel auf Ringerige, der erst nach hartem Kampf mit Tag und Sonne sich besiegen ließ. — Ein Sturm segte dabei durch die Schlucht; er brauste in den schwarzen Wäldern, die nach und nach vom rothen Frühlichte hell wurden. — Es war wundervoll schön, in diese wälzenden, schweren Nebelmassen zu blicken, die, wo sie plötzlich zerrissen, tief unter sich reizende, sonnenbeschiene Thäler zeigten. Man ahnet hier gar nicht, daß es von Krogkleven so tief hinabgeht in das reiche, große Thal des Drammen*), der hier einen meilenbreiten See bildet, Tyriffjord genannt. — Um dieses ganze edle Schauspiel zu genießen, muß man auf die Berghöhe zur Linken steigen. Ein Führer ist immer vorhanden; Pferde tragen die Damen den wenig beschwerlichen Berg hinauf. In einer Viertelstunde erreicht man den lichten Felsenvorsprung, der, ungefähr 1500 Fuß hoch, steil in die Landschaft Ringerige hinabstürzt. Anfangs ist man geblendet; man wagt nur einzelne Blicke in dies schwindelnd tiefe Panorama; dann klettert man zu einer Bank, die sich, zwischen Bäumen eingeklemmt, an der äußersten Spitze befindet. Nun läuft Sonnenschein über das herrliche Thal. Aus der klaren Ferne tauchen drüben die Berge und finsternen Wälder auf, und hinter ihnen recken sich neue, höhere empor, von

*) Der Drammen mündet in den Christians-Fjord.

blauen Schleiern umwoben. Da, wo der Himmel in unermeßlicher Ferne verschmilzt, steht ein hoher, düsterer Punkt. Das ist der Gousta, dort liegt Tellemarken, das romantische Hochland. Unten aber im Thale funkelt der Spiegel des Tyriffjord; auf der Straße und Brücke, die ihn durchschneidet, ziehen Wagen und Reiter, so klein und fein, als sei es Nürnberger Spielwerk, zum Vergnügen da aufgebaut. Unzählige Gehöfte stehen im Thale an den Berglehnen, auf den Inseln des Fjord und in dessen malerischen Buchten. Die schwarzen Schatten der Felsen und ihre kühnen Formationen wechseln mit dem hellen, freudigen Grün der Saaten, und so weit das Auge reicht, erblickt es einen ewigen Wechsel von Lieblichkeit und Kraft, von romantischer Wildheit und milder Fruchtbarkeit. Dort das Schneeleuchten am fernen Horizont, hier die warme, belebende Natur, das Thal, das smaragdgrün sich an die Fluth des Fjord schmiegt. Man kann hier lange sitzen und wird nicht müde, die Größe Gottes in seiner Natur anzustaunen.

3. Einkehr in einem Bauernhause auf dem Hardanger Gebirge.

Mein Reisegefährte war aus Christiania eingetroffen, und der Morgen hell und schön, als wir unsere Carriole bestiegen und Kongsberg*) verließen, um unsere gemeinsame Reise über das Hardanger Gebirge anzutreten. An dem Ufer des Lougen ging unsere Fahrt entlang, dann aber bogen wir links ab und folgten dem Laufe der Sondalselv durch kühle, waldige Reviere. Endlich aber lag ein Thal vor uns; ein See schimmerte herauf; Häuser,

*) Südwestlich von Christiania, in der Landschaft Tellemarken; westlich davon liegt der Lindsee. Das Hardanger Gebirge ist ein Theil der Gebirgskette, welche Norwegen von Süden nach Norden in der ganzen Länge durchzieht.

aus denen Rauch aufstieg, bildeten ein geräumiges Gehöft. Das war Volkesjoe, das vorläufige Ziel unserer Tagesfahrt.

Mitten auf dem Hofplatze hielten wir an, und eine freundliche Frau hieß uns willkommen. Wir verlangten Pferde bis an den Lindsee nach Graver, erhielten aber die Antwort, daß diese sämtlich auf den Alpen und unter drei bis vier Stunden nicht herbeizuschaffen seien. Anfangs war uns dies nicht lieb, bald aber söhnten wir uns mit unserer Lage aus, denn diese gewährte uns einen herrlichen Blick auf die gewaltige Alpenmasse vor uns, und außerdem war ich hier zum ersten Male in dem Gehöfte (Gaard) eines wohlhabenden Mannes, und zwar in einem recht alterthümlichen und schönen. Mann und Haus waren gleich bemerkenswerth.

Die größeren Gehöfte bestehen in Norwegens Gebirgen stets aus mehreren von einander getrennt liegenden Häusern. Eines enthält gewöhnlich die Prunkgemächer und ist zur Aufnahme der Gäste und Fremden bestimmt. Dies ist die Stuga; sie war hier in Volkesjoe eines der alten, schönen Häuser, die immer seltener werden. Sein schmaler Eingang war mit geschnitzten Pfosten versehen; oben kreuzten sich die Zierrathen in einem Kapitäl und liefen dann hinauf bis an's Dach. Auch die Ecken des Hauses waren verziert. Aus einem schmalen Vorraum trat man dann in ein großes Gemach, das einen Herd und an der Seite hin Bettstellen zwischen festen Pfosten enthielt, welche die Decke tragen halfen. Das Staatszimmer war jedoch eine Treppe hoch. Hier waren Schränke aufgestellt, mit bläulicher Delfarbe angestrichen und mit Blumen und Zierrathen bemalt, welche gewiß den Künstler sehr geschätzt machten. Auch die Bettgestelle an der Wand waren bunt und sorgsam behandelt. Gesimse liefen um die Wände, und Sittenprüche waren darauf geschrieben, die das Haus vor jeder Noth in die Hand des Allmächtigen empfahlen. Tannenreiser lagen grün und frisch auf dem Boden nach der allgemeinen

Sitte in Norwegen; der ungeheure Tisch war weiß und rein; Alles athmete Sorgfalt und Sauberkeit, und mit wahrer Freude befand ich mich in diesem stillen Raume, umgeben von dem blinkenden Zinngeschirr, das rund umher auf den Gesimsen stand, sammt Tassen und Gläsern, welche dazwischen wohlgeordnet waren. Daß der Besitzer aber ein wohlhabender Mann war, bewies das Silbergeräth; ja sogar eine große silberne, meist vergoldete Schüssel oder Taufbecken stand oben in der Reihe der Geschirre und bildete deren Glanzpunkt und Schlußstein.

Hier in der Stuga wohnten wir; der Eigenthümer aber hatte nach der Sitte der Väter seinen Wohnsitz in seinem Vorrathshause, und dies war dem Gasthause gegenüber. Als wir im Grase lagen, gesellte sich der Sohn Gulliks von Volkesjoe zu uns, ein achtzehnjähriger junger Mann, verständig, bescheiden und unterrichtet, wie bei uns nicht leicht ein Bauer anzutreffen sein möchte. Auf meinen Wunsch, das Vorrathshaus zu sehen, führte er mich hinein. Ein solches Haus liegt auf Säulen, die hier schlank und geschnitzt waren. Man baut es hoch, damit es vor Nässe sowohl wie vor Ungeziefer sicher sei, und legt die Treppe, welche hinan führt, weit genug von der Schwelle ab, damit Mäuse und Ratten nicht etwa hinüber springen. Wie erstaunte ich, als ich die Vorräthe sah, welche hier angehäuft waren. An den Wänden standen ungeheure Stöße von Haferbrod (Gladsbröd), darunter Fässer mit Butter, dann aufgethürmt eine Menge großer Käse. Getrocknetes Rindfleisch hing in ganzen Seiten an den Wänden, daneben Speck und Hammelschinken, Fässer mit Mehl und Grütze; kurz, es war hier genug vorhanden, um diese Familie auf Jahr und Tag hinaus vor Hunger zu sichern. Ueber dieser reichversorgten Vorrathskammer war noch ein Stockwerk, wo Kleidungsstücke aller Art, Pelzwerk, Pferdegeschirr, Kisten mit Leinen und Strümpfen, Schuhe, und an den Balken aufgehängt wohl fünf oder sechs Duzend

verschiedenartiger Woll- und Pelzdecken sich befanden. Dieser Deckenvorrath ist im ganzen Gebirge ein Zeichen des Wohlstandes und des Luxus. Je mehr Decken, um so reicher ist der Mann. Sie werden nicht gebraucht, außer bei feierlichen Gelegenheiten, und wenn Fremde kommen; sonst ist ihr Besitz ein reiner Luxus.

In einem andern Hause war eine Art Wohn- und Schlafgemach für dessen Besitzer und dessen Familie, oben die Kammern für Knechte und Mägde, welche in engen Läden schliefen, mit Stroh ausgefüllt und mit Decken belegt; diesen Häusern gegenüber aber lag das Feuerhaus, die Küche, mit breitem, niedrigem Herd und Geräthn aller Art.

Eben als die Besichtigung vorüber war, kam der alte Gullit Bolkesjoe von den Alpen mit seinen vier Knechten und einigen Mägden, und nun erhielt ich den rechten Eindruck des patriarchalischen Hirten- und Bauernlebens in diesen Bergen. Hatte der Sohn mir schon gefallen in seiner grauen, grünbesetzten kurzen Jacke, den Hemdkragen übergeschlagen, das Hemd auf der Brust mit großen Silberzierrathen genestelt, das kurze graue Beinkleid, das bis an's Knie reichte, mit grünem Streif und die Schuhe mit Buckelschnallen, so war der Vater doch weit mehr noch Gegenstand meiner Theilnahme.

Er war ein Greis mit silberweißem Haar, bedeckt von dem rothen, mit schwarzen Streifen gekreuzten Käppchen, und aus seinen großen blauen Augen sprach der unverkennbare Ausdruck der Geradheit und Biederkeit.

Am Abend, es mochte acht Uhr sein, kamen endlich unsere Pferde: wer hätte sie aber heut noch brauchen mögen? Zwar war der Tag lang, und die unendliche Dämmerung, welche während des Julimonates in diesen Breiten bis weit über Mitternacht hinaus währt und eigentlich anhält, bis die Sonne wieder emporsteigt, hätte uns wohl auch durch den langen Gebirgswald geholfen, aber wir fanden,

daß es jedenfalls besser sei, zu bleiben. Der Mann mußte daher seine Thiere in der Nähe unterbringen, und obgleich es ihm nicht angenehm war, sah er doch ein, daß wir ein Recht dazu hatten. Wir schliefen in der Stuga von Volkesjöe ganz gut unter den warmen Decken und setzten am folgenden Morgen unsere Reise unter den Glückwünschen der wackern Bauernfamilie von Volkesjöe weiter fort.

4. Der Lindsee.

Von Volkesjöe bis nach Graver am Lindsee sind drei nordische Meilen, auf welchen wir den sommerlangen Tag von früh bis zum späten Nachmittage zubrachten. Der Weg führte durch ungebahnte, weite Waldreviere, in denen besonders gern der Bär wohnt, der hier zur Sommerzeit sich von allerlei Beeren nährt. Er streift dieselben mit den Tazen von den Sträuchern, welche fast wie Wachholderbüsche aussehen. Indes darf man sich nicht fürchten, einem so schlimmen Gaste zu begegnen, denn er ist zwar groß und stark, aber selten und furchtsam. Wird er jedoch angegriffen, so ist er ein grimmiger Feind, der im Einzelkampfe gewöhnlich den Sieg davon trägt und manchen allzukühnen Jäger schon den unsichern Schuß mit dem Leben bezahlen ließ. Auch der Luchs kommt in diesen Waldungen zuweilen vor, aber viel seltener als der Bär. Wölfe giebt es im Innern des Landes und mehr im Norden zur Winterzeit. Sie sind kleiner und furchtsamer als bei uns, und man hat daher Nichts von ihnen zu fürchten. Der Bär wird gejagt und im Fallen gefangen, so daß er sich selbst, vom Felsen herabstürzend, den Tod giebt, oder man schießt ihn, indem man ihm nächtlich beim gelegten Fraß auf-lauert. Zuweilen raubt er ein Pferd oder tödtet eine Kuh, doch kommt dies selten vor.

Wir ritten durch den düsteren Tann, fanden aber doch an einigen Stellen desselben Spuren menschlicher Thätigkeit, welche

Bäume gefällt und von Nestern befreit hatte. Diese werden vermuthlich von hier an ein nahes Wasser geschafft und in den Lindsee geflüßt.

Auf diesem Ritt lernte ich zuerst die Beschwerden einer Reise zu Pferde durch nordisches Gebirge kennen. Die Felslager waren häufig zerspalten und die Thiere gezwungen, von glatten Stufen hinabzugleiten oder, mit den Vorderfüßen hinunterspringend, die Hinterfüße nachzuziehen. Natürlich gab das gewaltige Stöße, welche durch das Neue und Ungewohnte vermehrt wurden. Die engen, kurzen Sättel mit hohen beschlagenen Pauschen boten auch keinen bequemen Sitz dar, und oft sah es halzbrechend aus, wenn die kleinen, raschen Thiere an steilen Abhängen auf- und niederkletterten. Endlich öffnete sich der Wald, und Felder kamen zum Vorschein, Hütten, die zerstreut an einer Bergwand lagen, in deren Tiefe ein wildes Wasser schäumend niederstürzte. Ich hielt mein Pferd an und sah in eine herrliche Gebirgsferne. Duster blaue und umnebelte Waldgebirge drängten sich kesselartig zusammen; zahllose Schluchten liefen tief in ihren Schooß. Hier hoben sich weißlich schimmernde Felsen empor; dort schien die dunkelste Nacht geheimnißvoll auf engen Thälern zu brüten; aber unten lief ein Wasserstreif hin, von dessen Spiegel der glänzende Schild der Sonne aufblitzte. Das war der Lindsee, der tiefe, geheimnißvolle Zaubersee, der, zwischen dreitausend Fuß hohen Felsen ruhend, wie ein Spalt erscheint, den irgend einer der alten Götterriesen einst im Zorne mit seinem Schwerte gehauen und so die Felsenreihen auf immer getrennt hat.

In Graver bestiegen wir ein Boot, welches uns den See aufwärts bis an den Westfjord, den westlichen Busen, in welchen der Mondfluß fällt, bringen sollte. Das Boot war mit drei Ruderern bemannt, alt und schlecht; im Spiegel hatte man nach der Gewohn-

heit einen Haufen grüner Meiser aufgeschüttet, die unsern Eis bildeten. Kaum waren wir aus der sichern Bucht heraus, als die langen gediegen schweren Wellen des tiefen Sees uns mächtig schaukelten. Die Ruderer wagten sich unter diesen Umständen mit dem zerbrechlichen Fahrzeuge nicht weiter und fuhren deshalb quer über den See, wo wir ein besseres Boot fanden. Mit diesem ging es unter den Felswänden hin, die oft senkrecht hinab in die Fluth fallen. Die dunkeln Wasser schlugen in mächtigen Wellen an diese nackten Grundmauern der Erde, und mit einem leisen Schauer mochte man wohl daran denken, daß, wenn unser hoch emporgeworfenes und hinabgeschleudertes Boot hier anrannte, umstürzte oder zertrümmerte, selbst für den besten Schwimmer an kein Entrinnen zu denken sei. Zuweilen mußten wir hinter Vorsprüngen Schutz suchen, weil der Wind zu heftig wurde, und unsere erschöpften Ruderer der Erholung bedurften, denn diese Seeen sind böse Wasser. Die Stürme fallen mit rasender Gewalt auf sie nieder, und ehe man es sich versteht, ist ein Hexenaufruhr da, dem man vorsichtig ausweichen muß. Fliehen, so schnell man kann, vor diesen wilden, sich überstürzenden Wellen, ist dann die einzige Rettung, und zuweilen ist, selbst wenn man glücklich entkommt, das Leben doch noch gar nicht sicher gewonnen. — Wir suchten an einer Stelle Schutz, die des Priesters Höhle heißt, weil hier einst ein Prediger, der dem See entronnen war, drei Tage ohne Nahrung und Hilfe sitzen mußte und beinahe verhungert wäre. Denn landwärts hängen die Felsen mehrere tausend Fuß hoch unweegbar über einer Höhlung, durch welche ein alter Baum sein Geäst windet; den See aber konnte kein Fahrzeug halten, und der Gottesmann würde umgekommen sein, wenn der Sturm sich nicht gelegt hätte.

Die nordische Phantasie hat diesen See mit einer Reihe von Sagen bevölkert; Drachen und Riesen haben hier gewohnt und ihr Wesen getrieben. So unweit Haakenaes, einem Gehöfte am

See, wo eine Ruine, wohl tausend Fuß lang, hundert breit und fünfzig tief von einem Felsengipfel hinabläuft. Ein Riese, der von drüben kam und etwas zu kurz trat, als er den See überschritt, soll mit dem Fuße an der Felswand niedergefahren sein und das Gestein mit hinabgerissen haben. So erzählten uns die Ruderer, und die Stelle heißt allgemein des Riesen Fußtritt. Als ich fragte, wie tief der See sei, antworteten die Ruderer, eine alte norwegische Meile, d. h. zwanzigtausend Ellen. Indes habe Niemand seine Tiefe erforscht. Man habe dies versucht, habe Tau an Tau gebunden, und unten einen schweren, silbernen Krug angehängt. Nachdem man diesen viele tausend Klafter tief hinabgelassen, habe das Senkblei Grund gefunden, als man es aber heraufgezogen, war der Krug geschmolzen und nur der Henkel saß noch am Tau.

Auch noch manche andere Sagen hat der Tindsee aufzuweisen, so selbst aus der christlichen Zeit. Der heilige Olaf fuhr einst über den See und wäre in einem plötzlich entstandenen Sturme fast ertrunken. Da versuchte er das schwarze, tückische Wasser sammt den bösen Geistern in dessen Tiefe und befahl, daß nie ein Mensch mehr darin umkomme. Seit dieser Zeit soll es geschehen sein, wie der Heilige geboten. —

Wir hatten bis Derenaes am Westfjord gewollt, aber die Nacht kam, der Sturm hielt an, und so mußten wir uns entschließen, in Haakenaes, dem Gaard am Eingange des Fjord, zu übernachten und unsere müden Ruderer zu entlassen.

Hier sah es schon weit ärmlicher aus, als in Volkessjøe, und das Einzige, was man uns am Morgen brachte, war kochendes Wasser, mit welchem wir uns unseren Kaffee bereiteten, einige graublauwe Zuckerstückchen und etwas hartes Haferbrot, Fladbrödd. Dieses Brot bildet nächst der Milch das Hauptnahrungsmittel der hiesigen Gebirgsbewohner. Es wird aus Hafer bereitet, der, schlecht ausge-

hülft, auf Handmühlen zermahlen, mit Wasser geknetet und in dünnen Scheiben gedörrt wird. Es gehört viel Geduld dazu, um diese fade, geschmacklose Speise auch nur erträglich zu finden. Sie sitzt in den Zähnen fest, die Splitter zerstechen das Zahnfleisch, verwunden den Gaumen, ja der häufige Genuß dieses Brotes ist sogar schädlich für die Gesundheit, da es Entzündungen im Innern bewirkt. Dennoch essen es in Norwegen im Gebirge und an den Fjorden selbst die Wohlhabenden, und es ist eine Art Nationalspeise, die jeder echte Normann schon deswegen liebt und genießt.

Unser Abschied von Haakenaes war kurz und vergnügt. Der See hatte sich beruhigt, und wir hatten daher eine angenehmere Fahrt. Bald lag die kleine weiße Kirche von Derenaes vor uns; wir landeten an ihrem Gemäuer und setzten von hier aus unsere Weiterreise durch Westfjordalen zu Pferde fort.

5. Der Rjukan und der Marysteeg.

Nach Westfjordalen *) kommen leider noch immer wenige Reisende; wer aber das romantische Norwegen kennen lernen will, der darf Tellemarken nicht vorübergehen, sondern muß seinen Weg über die Hardanger Felsengebirge an die Fjorde hinab nehmen. Hier lernt er den wahren Charakter des Volks kennen, denn hier herrschen noch die alten Sitten; hier in der Einsamkeit des Alpen- und Hirtenlebens erben sich die Tugenden und Fehler der Väter ungestört auf die Enkel fort; hier ist auch die Natur noch in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und Wildheit.

Auch wir nahmen daher diese Tour und schritten gutes Muths den vor uns liegenden Gebirgen zu. Bald jedoch erkannten wir an den Nebelschleiern, welche Thäler und Berge umwoben, daß es unmöglich sein würde, den Gausta, welcher sich wie eine Pyramide

*) An der Südwestküste Norwegens.

J. Hoffmann, Bilder und Skizzen.

unter den ihn umlagernden Bergen erhob, zu besteigen. Wir ritten daher an dem Wege dahin vorüber und das Thal hinauf, dem berühmten Riukan-Fossen zu.

Gistein Haasen, ein Bauer zu Ingolfsländ, bei welchem wir einkehrten und auf's Neue Pferde mietheten, nahm uns freundlich auf und ließ uns nach seiner Seterhütte geleiten, wo sein Sohn Torkel zu finden sei, der uns mit seinem Pferde bis an den Mjös-Band, einen Gebirgssee, begleiten sollte. So ging es denn den hohen Felsenstirnen entgegen, auf welchen Torkel die Heerde von Ingolfsländ hütete. Während wir in dem immer mehr sich verzengenden Thale steil aufwärts ritten, hörte ich theilnehmend die Erzählungen der Führer vom Hirtenleben auf den Bergen, welches sie mir als sehr angenehm schilderten. Bald jedoch wurden dieselben unterbrochen durch den immer mühsameren Weg, welchen wir verfolgten. Die Felsen traten eng und hoch zusammen, rauschend stürzten die Bäche durch Spalten, über welche Brücken und Bohlen geworfen waren. Dann und wann lagen Hütten am Wege, ein Mühlenrad drehte sich reißend schnell unter dem Schaum eines Wassersturzes; endlich wurde der Pfad so schmal, daß nur ein Pferd darauf gehen konnte, und aus dem Abgrunde zur Linken brauste der Donner des Mondflusses herauf, welcher sich bald ganz unter der dichtbewaldeten Tiefe versteckte, bald an helleren Stellen sein schaumgepeitschtes und tiefblaues Gletscherwasser zeigte, das ungeheure Felsentrümmer umspülte. In der Ferne lief das Thal hoch oben in eine Klust aus, deren Wände schwarz und nackt bis an die Wolken zu steigen schienen, und plötzlich, bei einer Biegung, sah ich eine Rauchwolke aufsteigen, die aus dem Schooße des Gebirges hoch über jene Gipfel sich erhob. Es war der Riukan-Fall, der nicht umsonst den Namen des Rauchenden trägt.

Riukan ist unter den Schönen der Schönste. Es ist ein großartiges Schauspiel, gehoben durch die schwarzen Felsmassen und

das tiefe Schweigen der Natur, wenn man die rauchenden Wasserdünste dieses gewaltigen Falls aufsteigen sieht und seine donnernde Stimme vernimmt. Höher klettert das Pferd den steilen Felsenweg hinan und kommt an einen Ort, wo einige Hütten zur Linken liegen, sonst aber aller Verkehr sein Ende hat. Gleich hinter einer derselben geht es hinab, dann am Rande eines jähen Absturzes hin und bei ein paar Wasserfällen vorüber, die aus der Felswand in Spalten stürzen, über welche glatte vom Wasser bespülte Balken und Stämme eine Art Brücke bilden. Je mehr man fortschreitet, um so stärker wird das Gebrüll, bis man endlich, um eine Felsenecke biegend, den Fall in seiner ganzen Größe und Schönheit vor sich sieht.

Lange stand ich und lehnte mich im tiefen Staunen an die Ellern- und Birkenbüsche, welche dichtgedrängt an der Senkung liegen; dann setzten wir uns am Vorsprunge nieder, um das ganze Panorama zu überblicken. Die Felsen bilden einen Kessel; vor uns links und rechts steigen hohe, glatte Wände auf, welche fast senkrecht in eine schwindelnde Tiefe stürzen. Mit scharfen Graten treten die Wände zusammen, als wollten sie den schwarzen Spalt zuschließen; aber hoch von oben fällt ein langer, glänzend weißer Streif herunter, eine rauschende, kochende, zischende Masse, die klingend an die schwarzen Felsen schlägt, dort abprallt, hier aufspritzt und unten zu Staub zerfchmettert in Dampfswolken wieder emporwirbelt. Da hat das Auge keinen Ruhepunkt. Fast magnetisch angezogen folgt es dem Sturze der Wasser, die rastlos brausend sich verschlingen und wiedergebären. Staunen und Entsetzen lassen das Herz schneller schlagen; aber unauslöschlich bleibt die Erinnerung, als jetzt durch die Regenwolken ein Sonnenblitz über den ganzen Fall lief. Es war, als habe die unsichtbare Hand des Allmächtigen in jenen schwarzen Felsen plötzlich ein silbernes Meer geöffnet, das nun in schweren gediegenen Wellen hervorbrach; so leuchtete es und fuhr in

weißen Blitzen auf. Tausende sprühender Funken erglänzten in Regenbogenfarben, welche schnell wechselnd sich bildeten und wieder verschwanden.

Stundenlang könnte man hier sitzen, ohne zu ermüden, denn herrlich und edel ist es, die Natur in ihrer höchsten Majestät zu schauen, so daß man Vieles darüber vergißt, was sonst wohl den Eindruck ihrer Größe abstumpft.

Endlich jedoch mahnte unser Führer zum Weggange, und wir folgten ihm daher den steilen Pfad durch das Gebüsch hinab, wo einige hundert Fuß tiefer ein Felsenstück wie ein mächtiger Altan über den Abgrund hinauspringt. Hier muß man stehen oder sich niederlegen, wenn man fürchtet, vom Schwindel befallen zu werden. Die Stelle befindet sich dem Falle gerade gegenüber, der brausend und brandend in die Schlucht hinabstürzt. Aber näher heran bilden die Felsen einen zweiten, größeren Kreis; über diesem hängt der lustige Altan, auf dem Du stehst. Auf Deinen Stock gestützt schaust Du hinab, und unter Dir fünfhundert Fuß tief bricht der Strom hervor. Der schäumige Schnee schmilzt von seiner Brust, er sieht zu Dir auf mit großen, hellen Augen und rauscht in seinen blaugrünen, prächtigen Gewändern dahin, erlöbt und neugeboren, ein edler, freier Geist, den keine Gewalt unterjochen kann. Wie schön das Alles ist, läßt sich nur unvollkommen beschreiben. Man schreitet zurück und eilt von Neuem vorwärts; der Blick hängt sich an diese Zacken und Kanten, an jeden wilden Busch in der Tiefe, an den Vogel, der ängstlich entflieht, er folgt dem Steine oder Baumstamme, den der Führer in den Abgrund schleudert, wo er nach langem Fallen tausendfach zerpsplittert. Man möchte selbst hinunter, und es geht ein Pfad in die Tiefe, aber es ist sehr gefährlich. Ein geringes Ausgleiten hat den unabwendbaren Tod zur Folge, und nur selten wagt es ein Tollkühner, ihm zu trotzen.

Es blieb uns noch übrig, an einer dieser Wände den berühmten

Marysteeg zu betreten, einen schwindelnden Fußpfad, der neben dem Abgrunde hinführt und für den Wanderer, der in's hohe Tellemarken will, den Weg bedeutend abkürzt. Der Pfad ist kaum einen Fuß breit, und wer zum Schwindel neigt, darf ihn nicht gehen. Er führt ab und aufwärts, immer zur Linken die gefährliche Tiefe, in welcher man nur den weißwirbelnden, brausenden Wassersturz erblickt. Zur Rechten liegt der tausend Fuß hohe Felsen, glatt und sonst senkrecht aufsteigend. An einer Stelle ist aus einer Steinrinne eine schöne Tanne gewachsen, darum sagt man in Tellemarken: der ist auch an der Tanne gewesen, wenn man andeuten will, es sei Einer den Marysteeg gegangen; aber Das ist eine Ehre, deren die Meisten theilhaftig sind, denn selten ist wohl ein Mann in diesen Thälern, der diesen Felsenpfad niemals betreten hätte. Den Namen hat der Steg aber von einer jener traurigen und einfachen Geschichten, wie sie zuweilen mit solchen schauerlichen Plätzen verwoben sind und im Munde des Volkes lebendig bleiben.

Ein armes Hirtenmädchen liebte eines reichen Mannes Sohn. Die Eltern aber waren dagegen. Abends, wenn die Sonne hinter den schneeschimmernden Fjellen versunken war, wenn die gefleckten Heerden müde um die Steinhütten auf den Hochweiden lagerten, eilte das Setermädchen leichten Fußes durch die Gräser, Bäche und Steingerölle bis hinab, wo der Maan-Elv sich brausend in den Felsenkessel stürzt. Unter der Tanne saß sie und wartete, bis ein dunkler Schatten an der Felsenwand hinslog, bis ein kühner Fuß fest und klingend aus der Tiefe stieg, und von Klippe zu Klippe springend Das endlich an ihrem Herzen lag. So verging die Nacht den Liebenden hier schnell und heimlich.

Das war ein sicheres Plätzchen; verfolgte Liebe hatte es entdeckt, und mochten die neidischen Alten auch noch so viele Späher ausstellen, Niemand ahnte, daß ein menschliches Wesen es wagen möchte, in Dunkelheit und Nebelwehen dort zu wandeln; aber die

Liebe wagt Alles! — Ehe der Morgen kam, floh das Mädchen in die Gebirge, und ihr Geliebter stieg in's Thal hinab. — Einstmals aber war der Himmel schwarz und sturmdurchkreuzt. Um den Gauſta donnerte es, und aus tausend Klüften stiegen die wilden Berggeister auf, die mit ihren schrecklichen Armen Felsenstücke von den Gipfeln reißen und in Wolken niederfahren, in Wirbeln und Lawinen alles Leben und Lieben zu vernichten.

Mary saß unter der Tanne, die in Klagetönen über ihr rauschte und ihr zerrissenes Geäst auf des Mädchens betende Lippen warf. Die Nebel umringten sie; die Gespenster fuhren darin vorüber in ihren langen, nassen, blassen Gewändern; ihr höhnedes Geheul und Fauchzen drang mit Todeschrecken in Mary's Brust. Plötzlich sprang sie auf und horchte. Durch Sturm und Regen klang es, und sie kannte diesen Klang. Eine Stimme rief ihren Namen, sie rief ihn wieder, sie hörte die Antwort, hörte Olaf's nahenden Schritt und sprang ihm entgegen. — Da fuhr ein entsetzlicher Windstoß durch die Schlucht. Die alten Felsen wankten, von oben donnerten Blöcke herab, sie hielt sich zitternd an dem Gestrüpp und hörte Nichts mehr. — Als die Morgensonne kam, lag unten, wo der Strom aus dem innern Felsenthore bricht, der zerschmetterte Körper eines Jünglings, und die blauen Gletscherwasser wuschen sein blutiges Haar. Auf dem Stege aber irrte allnächtlich nun die arme Mary und horchte auf den Schritt dessen, der niemals wiederkehrte. Lange Jahre saß sie still wartend unter der Tanne, bis endlich einft, nach einer wilden Nacht, man ihre Leiche unten aufhob, an derselben Stelle, und mitleidige Hände sie zu Olaf betteten.

So hat Tellemarken auch seine Hero- und Leandersage, nur in anderer Weise, wie das Land es will. Sie rührte mich sehr, wie ich sie erzählen hörte, einfach und ungeschmückt, vor mir die Tanne und den Abgrund.

6. Norwegisches Alpenhirtenleben.

Es dämmerte schon, als wir vom Riukan zurückkehrten. Dennoch beschlossen wir, noch an diesem Abend nach Torkel's Seterhütte (Sennhütte) hinaufzusteigen. Langsam stiegen wir daher den steilen Gebirgspfad hinan, der uns den eigentlichen Hochweiden zuführte. Von Zeit zu Zeit trafen wir auf Seterhütten, aber sie waren verlassen, Hirten und Heerden waren bereits weiter hinausgezogen.

Wenn zur Frühlingszeit das Vieh in die Alpen getrieben wird, werden zuerst diese niedern Grasplätze abgeweidet; je mehr der Sommer steigt, um so weiter hinauf zieht der Alpenhirt, und oft ist das Vieh viele Meilen von den bewohnten Thälern entfernt. Deshalb findet man dort auch häufig weder süße Milch noch frische Butter und erhält Beides erst auf den Hochweiden. Diese haben eine ungeheure Ausdehnung. Sie reichen in Tellemarken bis an das Hardanger Gebirge, ja ursprünglich sogar noch weiter. Nach den Alpen sehnt sich Alles in diesem Gebirgslande. Wenn die Sonne kommt und der Schnee schmilzt, hängen alle Blicke an den glänzenden Felsen. Es ist ein Festtag, wenn die Thüren der Menschen- und Thierwohnungen in den Thälern geöffnet werden und nun Alle fröhlich die Pässe hinauf dem duftigen Grün zweilen. Die Pferde werden dann mit allerlei Geräth beladen, vornehmlich mit dem, was zur Butter- und Käsebereitung gehört: mit Milchgefäßen und Fässern, Kesseln und Pfannen; aber auch mit Decken und Geschir, mit Lebensmitteln und Holz, denn die Bergweiden liegen über der Holzregion. So ist das Leben auf den Alpen ein müß- und arbeitames. Es giebt dort viel zu schaffen; dennoch aber ist es so anziehend und wird so hoch geachtet, daß Jedermann dort oben leben will. Die Hofbesitzer schicken ihre Kinder hinauf, und ein Mädchen würde untröstlich sein, wenn die Eltern es ihr nicht gestatteten, in der schmutzigen Sennhütte zu wohnen.

Diese Hütten sind auf dem hohen Gebirge meist aus losen

Steinen zusammengesetzt, seltener sind sie ganz aus Bohlenwerk erbaut. Oben werden sie mit einer Balkenlage geschlossen, Erde darauf geschüttet und so ein Dach gebildet, durch dessen Fugen und Ritzen der Rauch seinen Weg findet, wenn in der Ecke auf dem Herdstein das Feuer brennt. Fenster giebt es meist nicht; in einem Winkel aber ist ein Lager von Heu, das mit Fellen belegt wird, und den Eingang schließt eine Thür ohne Schloß, oder von Weiden geflochten. Solcher Hütten stehen dann gewöhnlich mehrere beisammen, doch giebt es auch welche, die besser und mit größeren Bequemlichkeiten versehen sind. Den Weibern und Mädchen liegt dabei gewöhnlich die Sorge für die Pflege der Thiere ab, die Männer aber bestellen den Acker in den Thälern und besorgen die Feldwirthschaft.

An leiblicher Nahrung giebt es auf diesen Höhen beinahe Nichts, als was die Viehzucht bringt. Haferbrod und Mehl schickt man aus den Thälern hinauf. Milch, besonders saure und Buttermilch, in welche Mehlsklöße geschüttet werden, sammt Käse und Butter, — von diesen guten Dingen leben die Alpenbewohner den ganzen Sommer über, und befinden sich kräftig und wohl dabei.

Torkel's Sennhütte zu entdecken auf dieser Hochflähe, war nicht so leicht, wie man sich denken mag. Die Nacht sank nieder, und der Sprühregen begann von Neuem; dabei hatten wir Sümpfe zu passiren, Schlammlöcher, in die mein Pferd einmal einbrach und mühsam sich auf den Beinen erhielt. Vor uns lag das unermessliche Weideland, eine wellenförmige Ebene mit kleinen Hügeln durchzogen, von denen das dumpfe Gebrüll lagernder Heerden uns begrüßte. Im Halbdunkel des Abends sahen wir das große, buntgefleckte Vieh, wie es auf den felsigen Klippen über unsern Köpfen sich emporrichtete vor den ungewohnten Fremdlingen und ihnen neugierig nachstarrte. Wir waren im Seterlande und klopfen auch bald an verschiedene Hütten, mußten aber weiter wandern, denn Torkel

wohnte noch höher hinauf, so daß fast Mitternacht herankam, ehe wir seine Hütte erreichten.

Rund umher lagerte die Heerde von Ingolfsland, die einen kaum zu durchwatenden Schmutz und Sumpf darum verbreitet hatte. Die Kühe erhoben sich brummend, die Kälber, groß und klein, ließen ihr lautes Geschrei erschallen und drängten sich, sammt blökenden Schafen und Ziegen, hinter den Pferden her, welche uns bis an den Hütteneingang trugen. — Es währte einige Zeit, ehe die Menschen in den Betten erwachten, bald aber hatten wir uns verständigt, und nun wurden die späten Wanderer gastfreundlich aufgenommen. Man hörte theilnehmend unsere Erzählung vom schlechten Weg und Regenwetter, ließ uns eintreten und versprach, was man hatte: warme Milch und Haferbrod. Nach wenigen Minuten loderte ein Kienbrand in der Vorhalle, eine Bank wurde herbeigezogen und zum Sitzen angeboten; der Kessel an der Kette über dem Herdstein ward mit Milch gefüllt, und zwei Seterinnen, eine alte Frau und ein hübsches Mädchen mit langen, blonden Flechten, kamen zum Vorschein und begannen ein tüchtiges Feuer anzuzünden. Nun ging es an ein Berathen, wo wir das Nachtlager aufschlagen könnten; doch gern wählten wir den Heuschaber, denn die Hütte war eng und Dorkel selbst ein Gast bei den Seterinnen und seiner Schwester. Dann wurde für das Unterbringen der Pferde und Führer gesorgt, während wir selbst uns mit unseren durchnässten Kleidern an das Feuer setzten, um sie trocknen zu lassen. Bald kochte auch die Milch, welche man uns versprochen hatte, und wir erhielten davon soviel als wir zu trinken vermochten. Wir suchten dazu unsern Mundvorrath vor und hielten davon ein herrliches Mahl. Nicht wenig jedoch bewunderten diese Naturkinder alle die Gegenstände, die wir mit uns führten, besonders die Cigarren und Streichzündschwämme, und häufig mußte ich ihrem Verlangen nachgeben, damit Feuer anzuzünden, was sie in großes Erstaunen versetzte.

Bis tief in die Nacht saßen wir so zusammen am erwärmenden Feuer, worauf uns Torkel zum Heuschaber geleitete und jeden seinem Schicksale überließ. Unter unsern Füßen, im Bauche des Hügels, auf welchem die Hütte stand, lagerte Vieh; es bedurfte daher vielfacher Vorsicht, um nicht durch die Stangen auf brummende Köpfe zu fallen. Ich begrub mich in das duftige Bett, schlug Mantel und Decke um mich und fragte wenig nach dem Sturm, der in Stößen durch die Ritzen pfiß. So schliefen wir gut und fest, nur zuweilen durch große Ratten aufgeweckt, die um unsere Köpfe sprangen, bis der dämmernde Tag uns auftrieb. Aber dieser war nicht freundlicher als der vergangene. Regen und Nebel liefen über das Land, als wir hinausstraten. Die Gräser beugten sich zitternd unter dem kalten Winde, der die Haide segte, und das Birken- und Weidengesträuch an den Hügeln schüttelte die schweren Tropfen ab.

Vor den Hütten wurden die Heerden gemolken. Die Mägde saßen auf den kleinen Melkschemeln; die Thiere traten, als wüßten sie, daß es so nöthig, von selbst heran. Milchgefäße wurden gebracht und voll davongetragen; Kühe, Schafe und Kälber drängten sich durcheinander und wurden durch Ruf und Scheltworte gelockt und verjagt, bis endlich Alle, blökend und mit Schellengekling, in die nebelnde Wildniß eilten, von Hirten getrieben, die in ihren Ledertragen und Rappen, lange Stäbe schwingend, mit lautem Geschrei den Zug ordneten. — Von den Hügeln in der Nachbarschaft zogen andere Schaaren; der Regen fiel und umschleierte alle Ferne; schweres Gewölk streifte niedrig über den Boden hin. Es meckerte und blökte daraus hervor; die Böcklein sprangen voran; aber die graue Masse lähmte ihre Fröhlichkeit, wie die unsere. Wir sahen sie langsam in den Gründen verschwinden; der Himmel schloß sich hinter ihnen zu, und mit unheimlichen Gedanken betrachtete ich ihn und das große Pferd unten an unserer Lagerstatt, dem so eben der Packfattel aufgelegt wurde.

Behaglich aber glänzte uns im Borrathsraume das Feuer entgegen, an welchem unser Frühstück bereitet ward. Wir hatten die heiße Milch mit einer Menge Thee gewürzt, der darin kochte und ein starkes, wohlschmeckendes Getränk lieferte. Torkel, der uns mit dem Pferde in Person begleiten wollte, sah mit Erstaunen, was wir thaten. Als wir getrunken, konnte er die Begier nicht unterdrücken, uns nachzuahmen. Er ließ auf den Thee, der im Gefäß geblieben, neue Milch gießen, und trank diese nicht nur mit großem Behagen, sondern er aß auch hierauf die ganze Masse der Theeblätter zu unserm großen Vergnügen und unter seinem eigenen, herzlichen Gelächter.

So schieden wir von der Sennhütte und brachen dann auf, durch die bahnlose Wildniß unsern Weg zu verfolgen.

7. Ritt über die Hardanger Fjellen.

Nach einem Ritt von sechs Stunden gelangten wir auf den hohen Rücken der Hardanger Fjellen, und nun that sich eine Aussicht auf, die an Pracht und Erhabenheit wenige ihres Gleichen hat. Vor uns lag eine Reihe von Gebirgsgipfeln mit weiten großen Schneefeldern bedeckt, und zwischen ihnen ragten schwarze, verwitterte Felsen empor. Tiefe und jähe Spalten und Schluchten stürzten in Abgründe. Wir erklimmen einen Hügel, der einige Fuß hoch mitten aus einer fürchterlichen Zertrümmerung aufstieg, und übersahen nach allen Richtungen hin ein Gebiet von acht bis zehn Meilen, dessen unbeschreibliche grauenhafte Wildheit und Größe Entsetzen und Entzücken erregte. Hierher kommen Wenige, und am wenigsten die Norweger selbst. Hier oben aber hat die Natur in ihrer fürchterlichen Dede und Erstarrung gelegen seit dem ersten Schöpfungstage; hier haben die Stürme von langen Jahrtausenden gewüthet und ein Chaos zertrümmerter Felsen über einander gestürzt. In der Tiefe lag vor uns das schreckliche Thal des Todes;

moosbedeckte Gräber, unter denen riesenhafte Steinmassen ruhten, deren Spitzen sich ruhelos daraus hervorstreckten. Um ungeheure Trümmerhaufen floß ein schwarzer See; hier ist der höchste Sammelplatz der Gebirgswasser. An den Schneefeldern nach beiden Seiten hin dehnte sich die Ferne aus, aus deren Duft graunebelnde Gipfel traten. Am südlichen Horizont traten die Alpen hervor, ebenso im Norden eine hohe vierkantige Masse, der merkwürdige Grünsteinfelsen von Horteigen, und über dieser ganzen unermesslichen Wildniß ruhte ein Schweigen, eine starre, bewegungslose Stille, die nicht einmal durch das Plätschern eines Wassers, oder durch eine Stimme des Sturmes unterbrochen wurde. Das einzige Leben in dieser leblosen Schöpfung waren wir selbst, und unten zwischen den Felsblöcken die verschnaufenden Pferde, die Männer daneben gelagert.

Aber diese Wüsten und Schneefelder sind doch nicht so ganz unbewohnt, denn hier ist die wahre Heimath jenes wilden, schnelfüßigen Geschöpfes, das seltsamer Weise nur dort zu leben vermag. Vom äußersten Norden bis zum Süden der großen Halbinsel irren über die höchsten Gebirge des Landes Heerden wilder Rennthiere und suchen unter dem Schnee die Moose und Kräuter auf, von welchen sie leben.

Hier ist das unermessliche Jagdrevier, das von den Quinheinen Fjeldern bis zu den Lapp- und Finmarken laufend, eine Ausdehnung von vier- bis fünfhundert Meilen hat. Das Rennthier ist das eigentliche Hausthier des skandinavischen Nordens; gezähmt und wild ein Schatz für seine Bewohner, eine Beute, die den kühnen Jäger locken kann, welche er aber nicht ohne Geduld und Gefahr erwerben mag.

Als wir durch die schreckliche Zertrümmerung an dem schwarzen Wasser dahin schritten, das bezeichnend Urevand, das Steintrümmermeer, genannt wurde, erzählte unser Begleiter Manches von seinen Jagdfahrten in dieser Wildniß. Das Rennthier hält sich immer

in Heerden zusammen, und zuweilen sind diese so zahlreich, daß ein Thal ein Gewimmel von Gehörnen bietet. Heerden von zwei- bis drei Tausend Thieren sind keine Seltenheit. Das Rennthier hat eine äußerst scharfe Bitterung. Erräth es mit deren Hilfe die Nähe des Jägers, so ist jede Mühe umsonst. Der ganze Haufen entflieht mit Windesschnelle, und vergebens würde es sein, ihn zu verfolgen. Das Rennthier springt leicht und sicher über das Gestein, es jagt die schroffen Höhen hinan, stürzt in die steilsten Tiefen, und verschwindet in den Schnee- und Eißfeldern, während der Mensch nur Schritt für Schritt vorsichtig auf diesem Boden vorwärts kommt. Man muß das Thier daher beschleichen und immer gegen den Wind angehen. Dies thun auch die weidenden Heerden. So wandert der Jäger mit ihnen, bis er sich unbemerkt nähern kann, von Felsblock zu Felsblock schlüpfend und sich dahinter verbergend. Hat er den günstigen Standpunkt, so sucht er sich das beste stärkste Thier, zielt und drückt los. Bei dem Knall erfolgt die allgemeine Flucht, und zuweilen ist diese so überhastig von der Angst, daß Einzelne verunglücken, oder die weidenden Thiere standen so dicht, daß die Kugel des Jägers mehr als Eines tödtete. Solcher Zufall vermehrt das Siegesglück. Zuweilen ereignet es sich auch, daß Rennthiere zur Winterzeit von den Felsenzinnen in die Thäler stürzen und zerschmettert den Bewohnern anheim fallen, oder von Lawinen mit hinabgerissen werden, namentlich an den schmalen steilen Fjorden; aber es kommt doch selten vor, denn das Thier ist klug und vorsichtig.

Wir waren leider nicht so glücklich, eine Heerde anzutreffen. Einige Male war es zwar, als zeige sich am fernen Horizont das zackige bewegliche Hornfeld, oder flüchtige Thiere jagten an den fernen Bergen hin, aber diese Bilder zerflossen, wenn wir ihnen nahten. Seit einigen Tagen hielt der Südwind an, der die Heerden zum Süden hinabtrieb. Je mehr wir dem Schnee aber nahten,

je häufiger fanden wir ihre Spuren. Man konnte sehen, in wie großer Zahl sie in einzelnen Thälern zusammen gewesen, und bei mehreren derselben bemerkte der erfahrene Jäger, daß es gestern geschehen sei. Dies gab uns Abwechslung. Wir hatten das Urevand durchklettert und bestiegen die Pferde wieder, welche uns bald in schneereiche Schluchten brachten. Einzelne Schneewände von großen krystallreichen Körnern lagen an den nördlichen Abhängen der Hügel und ließen schmelzende Wasser über das Gestein rieseln. Zerstreut über ungeheure Flächen blizten uns tausend Schneeflocken entgegen, die, weich und wasserhaltig, unter den Hufen unserer Thiere zerspritzten. Endlich ging es steilere Kämme hinauf, durch Schluchten, an deren schwindelndem Rand ein Pfad gesucht werden mußte, und Thäler hinab, wo ich zum ersten Male auf dieser Reise an der Möglichkeit des glücklichen Entrinnens verzweifelte. Ein Abgrund von drei oder vierhundert Fuß Tiefe, an dessen jäher Wand mein Pferd mit mir niederkletterte, machte mir die größte Besorgniß. Ich war schon daran gewöhnt, bald auf dem Nacken des Thieres zu liegen, und die Hand in dessen Mähne zu klammern, um bei steilem Aufsteigen nicht hinunter zu gleiten, gewöhnt auch mich zur Seite und rückwärts zu beugen, um beim Hinunterspringen und Gleiten das nöthige Gleichgewicht zu halten. Jetzt aber bangte ich bei dem Hinabblick in diese grauenvolle Tiefe. Doch mein Thier brachte mich sicher hinab und wieherte, als wir glücklich die Thalsohle erreicht hatten, hell auf, als wollte es sagen: Siehst Du wohl, daß ich meine Sache verstehe!

Indeß drunten in der Tiefe war für uns kein Rasten. Wir mußten wieder hinauf, und stiegen bald die höchsten Kuppen des Hardangergebirges hinan, auf deren Rücken die großen Schneefelder liegen. Alle diese Kuppen bestehen aus blauem Thonschiefer, dessen Verwitterung an den Abhängen so vollständig ist, daß er sich

in Splintern und Spänen von Gliedlänge aufgelöst hat, in welche Pferde und Menschen knietief versanken. Es war eine schweißvolle Arbeit für sie, in diesem Schutt emporzuklimmen, um endlich auf dem ewigen Schnee festen Fuß zu fassen. Diese ungeheuren Lager sind die eigentlichen Schneefäcke, die Quellen aller Wasser, welche von beiden Seiten der Hardanger Gebirge herabströmen. Wir ritzten stundenlang durch diese weiße, blendende Wüste, aus der nur da und dort sich zerbrochene steile Schieferschichten erhoben. Ungeheure Blöcke dieser Gebirgsart lagen wie faulende Baumstämme am Wege. Ein eisiger Wind segte von den Spitzen nieder, es war empfindlich kalt. Zuweilen öffneten sich zwischen den Gebirgswänden und Schneelagern Spalten, und man konnte auf den Schnee von unzähligen Wintern blicken, der hier in Schichten aufgelagert wurde. Diese Schneewände füllten an vielen Orten die Tiefe auf fünfzig und hundert Fuß aus, an andern waren sie den Hochsommer über abgeschmolzen und verdünnt. Blaugrünes Eiswasser sammelte sich auf unterhöhlten Stellen, und häufig ward es nöthig, Vorsicht zu üben, denn zuweilen bricht der Schnee, und wie ein Flugand verschwindet das Lebendige und Todte darin auf immer. Einmal brach unser Packpferd ein und versank bis an den Leib; aber wir kamen mit dem Schrecken davon; es war bald wieder auf den Beinen, was zuweilen große Mühe machen soll.

Man sollte denken, daß hier in diesem Schneemeere alles Leben ausgelöscht sei, und doch sah ich kleine Insekten flattern, leichte, mottenartige Wesen, die in den Sonnenstrahlen Schutz suchten für ihr armes, kleines Leben. Merkwürdig ist es, daß bei so ungeheuren Schneemassen keine Gletscherbildung entsteht. Den Hardangerfjellen gegenüber liegen die Folgefonden, welche, niedriger als sie, ungeheure Gletschermassen tragen.

Bald verließen wir diese Schneeregion und ritten thalabwärts den Weideplätzen des Westens zu.

8. Lachsfang in Norwegen.

Merkwürdig ist es, daß die Natur einem ihrer Geschöpfe den Trieb und die Kraft ertheilt hat, weder Felsen noch Wasserfälle, noch die wildesten Strudel zu achten, um sich aus dem Meere hinauf in die höheren Seen Norwegens zu arbeiten; daß sie diesem Thiere die Bestimmung gab, abwechselnd bald im Salz-, bald im Süßwasser zu leben, ja leben zu müssen, um seine Aufgabe erfüllen zu können. Dieses merkwürdige Thier ist der Lachs, einer der Hauptbewohner der nordischen Meere und in Norwegen der häufigste aller Fische während der Sommerzeit. In ungeheuren Schaaren dringt er im Frühjahr in alle Flüsse und geht soweit darin hinauf als möglich, um den besten Platz zur Ablegung seines Laichs auszuwählen. — Wie viele Tausende und aber Tausende nun auch gefangen werden, wie viele die Raubfische auch vertilgen, wie viele Brut verunglücken mag, er ist immer wieder in derselben Zahl vorhanden. Die Natur hat durch die erstaunenswürdige Fruchtbarkeit der Fische dafür gesorgt, daß kein Mangel entstehen kann.

Schön ist es, zu sehen, mit welcher Anstrengung der Lachs alle Hindernisse überwindet, um die Flüsse hinaufzukommen, und unglaublich fast, daß er mit Hilfe einer Schwanzbewegung fünfzehn bis zwanzig Fuß, ja noch höher, sich emporschnelles kann. Er springt in seinem silberweißen Kleide wie ein Pfeil aus der brandenden Fluth unter Wasserfällen auf, stürzt hundertmal zurück und versucht es immer wieder, bis es zuletzt doch gelingt.

Auf diese Weise dringt er oft viele Meilen weit und mehrere tausend Fuß hoch hinauf bis ins innere Land, und man findet ihn in Seen, wo man es der vorliegenden vielen und hohen Wasserfälle und Felsen wegen für ganz unmöglich halten sollte. Aber er ist da. Ein Trieb, in ihn gelegt, läßt ihn nicht rasten und ruhen, und, was noch seltsamer ist, er kehrt immer wieder, und so auch seine Brut, in denselben Fluß und zu demselben Laichplatz zurück, ohne sich durch

Gefahren und Mühen schrecken zu lassen. In großen Familien bewohnt er verschiedene Gebiete. Ganz besonders berühmt ist der von Nordland*), wo im Ramsen, dem größten Flusse der ganzen Westküste, Lachse von fünfzig und hundert Pfund gefangen werden, und es gar nichts Seltenes ist, daß in einer Frühjahrszeit dieser Fluß allein über hunderttausend Pfund liefert. Dorthin um Nordland hinauf bis zum Alten in Finnmarken gehen auch vorzüglich die Engländer, um zu fischen, denn der Lachs ist dort am häufigsten. Sie schließen dann mit irgend einem Anwohner einen Accord, nach welchem ihnen derselbe ein Boot geben und sie an die besten Fischplätze begleiten muß. Dafür zahlen sie auf drei oder vier Wochen gewöhnlich eben so viele Speciesthaler, wie Tage, und sichern überdies dem Bauer ihren Fang zu. Dieser letzte ist aber gewöhnlich von nicht geringem Werthe, denn ich sprach selbst einen Engländer, der mich versicherte, daß er in einer Woche über vierhundert Pfund Lachs gefangen habe, und dies ist sehr wohl glaublich.

Die Engländer fangen den Lachs mit der Angelruthe und Fliege. An einem Bambusrohr mit Fischbeinansätzen hängt eine feine Schnur, an deren Ende Libellen und künstliche Fliegen von Metall, unter denen der verrätherische Haken versteckt ist, befestigt werden können. Die Fliegen sind sehr täuschend der Natur nachgebildet. Sitzt nun der Angler so, daß die Ruthe im Schatten der Ufer versteckt ist, und läßt er die feine Schnur mit der Fliege dicht über dem Wasserpiegel im Sonnenschein umhertanzen, so macht der Lachs bald Jagd auf das spielende Insekt. Plötzlich schnellt er sich aus dem Wasser auf, ergreift die Libelle und verschluckt mit ihr den Haken. In diesem Augenblicke muß der Fischer wohl gefaßt auf Alles sein, er muß die Schnur ganz von der Rolle ablaufen lassen, welche oben an der Angel sitzt und einige hundert Fuß lang ist, denn

*) Der nördlichste Theil Schwedens und Norwegens.

3. Hoffmann, Bilder und Skizzen.

kaum empfindet das Thier den Haken, so schießt es mit Gewalt fort und sucht sich von ihm zu befreien. Es kommt nun darauf an, daß die Angelruthe nicht bricht, was im Allgemeinen selten geschieht, wenn man vorsichtig ist und darauf hält, daß das Boot so schnell wie möglich dem Fisch folgt, wenn dieser sehr groß und kräftig ist, bis er endlich erschöpft und dem Tode nahe nach oben kommt und nun mittelst der Schnur herangezogen wird.

Diese Art, den Lachs zu fangen, ist jetzt in Norwegen ganz allgemein. Die Bauern haben es von den Engländern gelernt und verstehen sich darauf ebenso gut und besser, wie diese. In den Flüssen, bei Strudeln und Wasserfällen findet man auch die üblischen Lachsfänge, gegitterte Kästen, in welche der Lachs stürzt, wenn er sich über die Klippen schnellt. Viel Vergnügliches hat dieser Fischfang, doch gehört dazu viel Geduld und Neigung.

9. Heringsfang an den norwegischen Küsten.

Kaum giebt es ein wunderbareres Geschöpf, als den Hering, dessen Geschichte in den tiefsten Tiefen des großen Salzwassers noch gar nicht so genau erforscht ist, als man meinen mag. Unter allen den kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das seine wahrscheinlich das zahlreichste, denn wer zählte die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europas erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden als Beute den Raubfischen und Vögeln erliegen und doch wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorschein kommen. Der Hering erscheint und verschwindet mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit. — Lebt er eine Zeitlang in dem hohen Polarmeere, hat er dort in Tiefen, wohin kein Senkblei reicht, seinen geheimen Staat gegründet, und zieht er von dort, wie die Reitervölker der Steppen, jährlich aus, um die Meere zu durchschwärmen? Man kann sich solchen Träumen hingeben, wenn man von

den Heringskönigen hört, welche die Schwärme anführen und in ihren silberglänzenden Rüstungen ihnen vorausziehen. Die Heringskönige sind Sensesfische, welche zehn Fuß lang werden und häufig als Prinzen und Herzöge in Wahrheit den Kreuzzug zu leiten scheinen. — Man weiß nun wohl, daß der Hering im Frühjahr an die norwegische Küste schwimmt, um zu laichen, und wieder abzieht, sobald dies Geschäft verrichtet ist, aber es erscheinen im Sommer und Herbst auch andere Schaaren, entweder von solchen, die nicht Milch noch Roggen enthalten, oder Schwärme von junger Mannschaft, welche vielleicht von fernen Brütplätzen kommt, um ihren Weg in das große, submarine Königreich zu nehmen, wo junge Prinzen der herrschenden Familie sie in die Zahl ihrer getreuen Unterthanen einregistriren lassen.

Zu allen Zeiten aber ziehen einzelne, unermessliche Heere aus, bald nach Schottland hinüber, bald in die Ostsee, bald an Hollands Küsten, bald in die Fjorde der Finnmarken, oder tief hinab an die norwegische und schwedische Küste, durch Kattegat und Sund, und so genau ist der Mensch von ihrem Kommen und Gehen unterrichtet, daß er Alles vorher zu ihrem Empfange vorbereiten kann. — Woher sie kommen, wohin sie gehen, das weiß er freilich nicht, aber dem Fischer und Kaufmann ist es auch genug: sie sind da! und er eilt, diesen Besuch zu benutzen. — Merkwürdig ist es aber, daß eine fast regelmäßige Ab- und Zunahme der Schwärme bemerkt wird, als herrsche darin auch Ordnung und Gesetz; zuweilen auch verlassen sie aus unbekanntem Ursachen auf eine Zeitlang oder für immer, manches Mal ganz plötzlich die bisher stark besuchten Küsten und zeigen sich nicht wieder. So ist es Gothenburg gegangen, wo der Hering früher in zahlloser Menge erschien und jetzt seit einer Reihe von Jahren Nichts mehr gefangen wird. Die Fischer an der Küste sind verarmt; dagegen hat der Andrang des Thieres zur norwegischen

Westküste, von Bergen *) bis Cap Lindesnaes**), außerordentlich zugenommen. Möglich jedoch, daß sich dies periodisch ändert. Schon in diesem Jahre hatte man eine bedeutende Abnahme gespürt; es wurden hunderttausend Tonnen Heringe weniger gefangen, als im vorigen. Dagegen haben sich einige Streispartien wieder in den Gothenburger Scheeren gezeigt, und vielleicht sind diese von einem mächtigen Heringskönige oder Kaiser abgeschickt worden, welcher nach ihren günstigen Berichten nun im nächsten Jahre eine seiner Horden dahin aufbrechen läßt, weil die Ursachen seines allerhöchsten Mißfallens verschwunden sind. Der arme schwedische Fischer jubelt bei diesen Hoffnungen, und Gothenburg, und schwer durch das Ausbleiben des Herings gelitten hat, würde Freudenfeste anstellen und Ehrenpforten bauen, wenn er wieder einzöge. In Bergen und Stavanger***) bangt man davor aber schon jetzt. — Der Hering erscheint jährlich drei Mal an der Küste von Norwegen, aber der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist dies die Frühlingsfischerei; sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches, der Vaarfild, Frühlingshering, genannt wird. — Der Fang geschieht vornehmlich an dem Küstenstriche zwischen Bergen und Stavanger hauptsächlich um und bei Stromöe, Sellbøe und den Inseln bis Skudesnaes hinab, am Eingange des großen Bukkefford †). Auf diesem Raume sind im Februar wenigstens zweitausend Bøte, die mit zwölfstausend Menschen bemannt sind, mit Heringsfischerei beschäftigt. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, miethen Plätze und Hütten und empfangen Vorschüsse für ihren Fang von den Kaufleuten, die sie mit dem, was sie nöthig haben, versorgen. Alle haben auch wohl das Jahr über manche

*) Seehandelsstadt an der Westküste Norwegens.

**) Das südlichste Vorgebirge Norwegens.

***) Zwischen Bergen und dem Cap Lindesnaes.

†) Der Bukke-Neerbufen bei Stavanger.

Schulden schon gemacht, welche auf ihr Conto geschrieben sind, um durch den Heringöfang gedeckt zu werden. Sie thun sich nun in Gesellschaften zusammen und bestimmen die Theilung, fügen sich den gesellschaftlichen Anordnungen, lassen sich die Fischplätze anweisen, wo sie ihre Netze auswerfen sollen, treffen Verabredungen mit dem Empfänger ihrer Waare und erwarten dann die Heringsschwärme, denen sie ungeduldig täglich bis in's Meer hinaus entgegenfahren, um den langersehnten, silberblauen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Noch ehe jedoch diese Stunde schlägt, verkünden schnelle und fürchterliche Wächter den Heranzug des Thieres. Einzelne Wallfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt, denn der Wallfisch ist der sichere Verkündiger des Heringö. Es ist, als habe er den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriff bereit zu machen. Sein Schnauben in der ungeheuren Wasserwüste, seine Fontainen, die aus den Wogen steigen, wunderbare Springbrunnen, welche in den Lüften funkeln, sind seine Sprache: Gebt Acht! wir liefern sie euch, seid bereit und fertig. Hat der Wallfisch seine Sendung verrichtet, so jagt er zurück zu seinen Gefährten und hilft ihnen den geängstigten Hering rascher gegen die Küste treiben, wo sich dieser in die Scheeren zwischen die Inseln und Klippen drängt und, um dem grimmigen Feind draußen zu entkommen, anderen noch schrecklicheren in die Hände fällt. Denn hier erwarten ihn die Fischer mit ihren Netzen. — Jedes Boot hat deren sechsunddreißig, die meisten zwei Faden lang und einen Faden tief. Mehrere werden an einander geknüpft, und man stellt sie in Reihen auf, mit Steinen unten beschwert und von Holzklammern oben gehalten. — Wären die Netze größer, so würden sie reißen, denn der Hering steht so dicht zusammen, daß wenn der Fang gut ist, in jeder Masche des Netzes auch ein Fisch steckt. Dabei ist seine Menge so ungeheuer,

daß er zuweilen eine Wand bildet, welche bis auf den Grund hinabreicht, und von deren Druck nach oben die Boote dann mehrere Zoll hoch aus dem Wasser geschoben werden. — Achtzehn Netze stellt jedes Boot und wirft die andere Hälfte aus, sobald es die erste mit dem Fang herausgezogen. Und während nun jene sich wieder füllt, rudern die Fischer mit den armen Opfern ihrer Schlaueit zum Strande, wo der Kaufmann wartet. Dort werden sie gezählt und ihm überliefert. Schaluppen stehen bereit, in deren Raum die Fische geworfen werden, und sobald die Fahrzeuge gefüllt, eilen sie nach Stavanger oder Bergen.

Dort nun eröffnet sich ein neues Schauspiel. Arbeiter karren den Hering aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzen, von Tonnen umringt, eine gehörige Anzahl Menschen, größtentheils alte Frauen, die mit dem Messer in der Hand das Werk des Auskehlers verrichten. Die Karren werden an ihren Plätzen umgestürzt, so daß sie halb in Fischbergen vergraben sind, und sie ergreifen den einen nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunstgemäßen Zug Gedärm und Eingeweide heraus. Dann werfen sie ihn in die Tubben, und sie haben in dieser Arbeit eine solche Gewandtheit, daß viele tausend Fische täglich dieselbe Proceedur erfahren.

Sobald die Tubben gefüllt sind, werden sie von andern Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren, dort in die Fässer gepackt, mit Salzlase begossen, vom Böttcher geschlossen, und nun in den Magazinen aufgestapelt, sind sie zur Ausfuhr fertig und bereit. Wenn man bedenkt, daß in den letzten guten Zeiten von Bergen allein jährlich beinahe 300,000 Tonnen Heringe ausgefahren sind, kann man sich wohl einen Begriff von der Lebendigkeit und Größe dieses Handels machen. Alle gewinnen dabei. Das Holz zu den Tonnen kommt aus den Wäldern, und die Eigenthümer derselben, die Bauern, welche es heranzufahren, die Handwerker, welche

es verarbeiten, die Frauen und Kinder, die den Hering fehlen, die Männer, welche ihn herbeischaffen, die Fischer und Schiffer, die Bootleute und Ruder, vor Allen aber die Kaufleute, theilen sich in den Vortheil.

Kehren wir einen Augenblick noch zu den Fischern auf Skudenesnaes zurück. — Hier geht der Fang ununterbrochen vier Wochen lang und oft länger vor sich. Wie viele Fische auch täglich in dieser ungeheuren Zahl von Netzen herausgezogen werden, die Masse der Uebrigbleibenden scheint dadurch nicht vermindert. Immer neu drängt sich das unermessliche Heer herauf an die Oberfläche, und draußen vor den Scheeren, oft mitten zwischen den Schifferbooten liegen die Wallfische, wie abgerichtete Schäferhunde, auf der Lauer und scheuchen die furchtsame Heerde zurück, wenn sie Miene macht, sich entfernen zu wollen. Mensch und Wallfisch haben einen Bund geschlossen zur Vernichtung des unglücklichen, widerstandslosen Gefangenen, der ihrer Wuth allein durch seine unvertilgbare Menge spottet, welche sich zur Schlachtbank drängt. Hunderte von Wallfischen haben das Heringsheer herangedriven; sie haben es schon weit im Meere erspäht, als es von unbekanntem Ursachen gezwungen aus den Tiefen emporstieg. Kühnen Wüstenräubern gleich haben sie dem Zuge aufgelauert, täglich ihn angefallen, ihren gierigen Hunger gestillt, und jetzt liegen sie, riesenhaften Baumstämmen gleich, bewegungslos dicht vor dem Fischwalle, der nicht mehr entgehen kann, und in ihre geöffnete Rachen ziehen sie, wie im Strudel, mit jedem Athemzuge eine Anzahl lebendiger Geschöpfe hinab, deren Blut und Fleischstücke, mit grünlichem, übelriechendem Wasser vermischt, ihre Naslöcher in hohen Fontainen wieder ausspritzen. Der Wallfisch an der norwegischen Küste ist der Heringsjäger. Das mächtige Thier schwimmt in seinem Element mit der Geschwindigkeit eines Vogels. Trotz seiner unförmigen Gestalt und seiner scheinbaren Trägheit ist er in allen seinen Bewegungen ein Muster-

bild der Kraft und Gelenkigkeit. Jetzt noch auf der Oberfläche des Meeres ruhend, ist er im nächsten Augenblick verschwunden und tief hinab gesunken; im andern sieht man seine hohe Rückenflosse weit davon wieder emportauchen und wie ein Pfeil durch das Wasser rauschen. Jetzt ist er hier, jetzt dort, und immer beschäftigt, den Raub zu verschlingen, der ihm aufstößt. Wie viele Tonnen Heringe täglich von diesen Ungeheuern verbraucht werden, ist leicht zu denken; aber die Fischer machen sie ihnen nicht streitig; sie haben ja dennoch mehr als sie nehmen können. Der Wallfisch ist im Gegentheil Gegenstand ihrer Sorge; Niemand darf ihn beleidigen, Niemand ihn von seinem Plaze treiben; er ist ihr Gefährte, ihr Freund und Diener, den sie lieben, und der Fisch scheint dies wohl zu wissen, denn so scheu und empfindlich er auch sonst ist, ruhig liegt er hier zwischen den Barken und verspeißt, ganz unbekümmert um alles Geschrei und Gelärm, seinen Antheil von der gemeinsamen Beute. Daher sind denn auch die Fischer einig darüber, daß der Wallfisch ein so kluges verständiges Geschöpf sei, wie irgend eines auf Erden, und sie erzählen viele Beispiele, welche Zeugniß dafür geben. Eines darunter ist folgendes: Ein Fischer war vor einigen Jahren bei Skudesnaes mit dem Fange beschäftigt; rund umher lagen mehr als hundert Boote in gleicher Arbeit; dicht neben dem seinen aber ruhte ein ungeheurer Wallfisch, der sich nicht im geringsten genirte und beim Herausziehen der Netze kein Haar breit aus dem Wege ging. Er vertilgte eine Tonne Heringe zum Frühstück in völliger Gemüthsruhe und schlief vielleicht halb und halb dabei, denn er schüttete seine übertriehenden Fontainen über das Boot aus und kehrte sich nicht einmal daran, daß die Ränder desselben seinen Rücken streiften. Der Fischer, als ein erfahrener Mann, ließ sich dies von dem unhöflichen Thiere in Betracht des Bündnisses und der sonstigen guten Dienste gefallen; sein Knabe aber fürchtete sich, die Hände in's Wasser zu stecken und das Netz aufzuziehen dicht am

aufgesperrten Schlunde des Ungeheuers, in welchem Schaaren von Heringen verschwanden. Er nahm daher hinter dem Rücken des Waters den Bootshaken und gab der schwarz aufragenden Insel eine hinterlistige Erinnerung, zu verschwinden. Der Stoß half wie mit Zaubergewalt; denn kaum war er empfunden, als das Thier mit Blitzesschnelle fünfhundert Ellen weit, mitten durch den Fischplaz, zwischen Booten und anderen Wallfischen hinschoß. Plötzlich kehrte es aber um, nahm denselben Weg zurück, und als wisse es genau, wo und an wem es die Beleidigung zu rächen habe, suchte und fand es das Boot mit dem verrätherischen Feinde und zerschmetterte es mit einem Schlage des Schwanzes. — Solche Beispiele mögen dazu gekommen sein, um die Fischer Achtung vor ihren starken Freunden zu lehren, die eine so ungeheure Kraft besitzen, daß das stärkste Boot davon in Splitter zerfliegt.

Aber der Wallfisch ist es nicht allein, der die Beute mit dem Fischer theilt. Luft und Wasser beleben sich mit gefräßigen Räubern, die unermülich im Vernichten sind. — Delphine, Kabeljaue, Schellfische und Haie umschwärmen in Schaaren die Verfolgten und machen wüthende Angriffe auf ihren Phalanx; aus der Luft stürzen die unzähligen Schwärme wildschreiender Möven, Seeraben, Sturke und Fischadler. Alle Klippen und Felsen sind bedeckt mit den unersättlichen Räubern; von unten dringen sie aus den tiefsten Meeresstiefen, von oben schießen sie aus den Wolken nieder, und der Mensch läßt sie gewähren, sie treiben dasselbe Geschäft, wie er. Ein besonders glückliches Ereigniß ist es für die Fischer, wenn der Hering, gejagt von seinen Feinden, dicht an die Küste geht und in die Buchten derselben tritt. Ist dies der Fall, so wird die Bucht, wenn es irgend angeht, sogleich durch große Netze abgesperrt, und dann sind alle die armen Eindringlinge verloren; sie werden mit Gemächlichkeit ausgefischt. Auf diese Weise wird ein Fang oft ungeheuer reich. Man hat 8—10,000 Tonnen schon aus einer Bucht gezogen, und eben

so viele waren erstickt durch das gewaltsame Zusammendrängen des Thieres. Ohne Zweifel kann man annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, Englands, Hollands und in der Ostsee weit über tausend Millionen Heringe gefangen, und wohl eine noch größere Zahl von den Raubthieren verschlungen wird. Endlich im März senken sich die Schaaren mehr und mehr in die Tiefe, und mit dem Ende des Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz. Der Fang ist beendet, und die Fischer ziehen nach Haus, um zu empfangen, was sie vom Kaufmann zu fordern haben, aber dies ist meist, trotz aller Gunst des Schicksals, doch nur eine geringe Summe. Man hat vorher geborgt; das Leben ist theuer, der Fisch wohlfeil, und bald pocht das alte Elend wieder an die schmutzige Hütte des Armen, dessen Hoffnung sich dann auf den nächsten Glückstern seiner Nebe richtet. Wie viel Gefahren, wie viel Mühen und fast übermenschliche Anstrengungen erfordert dies Gewerbe, wie viel entseßliche Noth und Leiden bringt es mit sich, und doch ist es bei diesen Menschen eine Leidenschaft, von der sie nicht lassen können.

10. Fang des Eidervogels.

Bei einer Fahrt durch die norwegischen Fjorde trat uns auch die Thierwelt des nordischen Meeres entgegen. Ueber die schäumenden Wellen des Fjords flatterten Schwärme von kleinen wilden Enten, welche vor dem Dampfsschiffe flohen. Das ängstliche Geschrei der grauen Meergänse mischte sich mit dem Brausen des Sturmes, schnelle schwarze Taucher verbargen sich vor den forschenden Augen der Menschen, Schaaren großer grauer Möven stürzten wild und kreisförmig über die Wogen hin und ließen sich von ihnen schaukeln. Am anziehendsten in diesem Schauspiel, das sich oft wiederholte, waren aber für mich die Eidervögel, welche ich zum ersten Male sah. Sie waren leicht zu erkennen an ihrem schwankenden Flug und an der Art, wie sie gleichsam über die Wellen hinhüpfen, deren Spitzen

ihre Füße berührten. Sie können nicht weit fliegen und thun es auch nicht, denn ihre Furcht vor den Menschen ist keineswegs groß. Es ist, als wüßte das Thier, daß es ein geschütztes sei, weil es ein nützlichcs ist; denn in der heutigen Welt heiligt und schützt der Nutzen allein die Thierwelt. — Die Eiderente ist nicht viel größer, als unsere Ente, das Männchen weiß und schwarz mit schönen grünen Kopffedern, das Weibchen von bräunlicher Färbung. Von Trondhjem*) aufwärts durch ganz Nordland lebt sie an den Küsten in großer Zahl, und daß ihre Federn ein wichtiger und kostbarer Handelsartikel sind, weiß man auch bei uns. Dagegen ist es ein häufig vorkommender Irrthum, daß der Eidervogel auf Klippen oder unzugänglichen Felsenwänden niste, an welchen sich die Fänger an Tauen herablassen müßten. Dies ist eine Verwechslung mit dem Lundo vogel (*alca arctica*), dem großen Polartaucher, der seiner Federn wegen eben so eifrige Nachstellungen erleidet und in der That auf jene Weise gefangen wird.

Das Thier sitzt truppweise in Felsenlöchern hoch über dem Meere, und seine Jagd ist allerdings sehr gefährlich; denn oft muß der Jäger an platten Felsen niedergelassen oder auf einem Brett über Abgründe geschoben werden, um einen schmalen Felsenabsatz zu erreichen. Mit einer Stange, an der ein Haken befestigt ist, wird der Vogel aus den Felspalten gezogen, und ist diese zu tief, so hat man, namentlich auf Lofoden**) und Loppen, kleine abgerichtete, immer halb verhungert und dünn gehaltene Hunde, welche man in die Löcher schickt. Der Hund packt den ersten der Vögel, die andern, welche in einer Reihe sitzen, beißen sich in den Schwanz ihres Vordermannes fest: so wird die ganze Kette herausgezogen, vom wartenden Jäger abgewürgt und am Felsen nieder in das Boot gewor-

*) Ober Drontheim im nördlichen Norwegen, nordwestlich des Dovrefjelds.

**) Die große dem nordwestlichen Norwegen vorliegende Inselgruppe.

fen. — Der Lundvogel, der Lonen und das ganze Alkengeslecht ist dumm, und nur im Wasser beim Tauchen meist sehr behend. Die Jäger schlagen sie daher auch mit den Stangen im Fluge nieder, und in der Frühjahrszeit lassen sich in wenigen Stunden oft mehre Hundert tödten, deren abgestreifte Bälge das Material zu manchen hübschen Federarbeiten liefern. Man macht von diesen glänzenden feinen Federn Tücher für Damen, Westen, kurze Mäntel, und bezahlt sie hoch; die Dunen werden aber, wie die der Eidervogel, gesammelt und verkauft.

Auch die Möve, besonders die große dreizehige, dient für den Federhandel, und auf den Felsen der Voigtei Salten bis Loppe an den Grenzen von Finnmarken steigt man zu ihren Felsenestern auf, tödtet sie, nimmt die Eier zur Speise und bricht ihren Jungen die Flügel, damit sie, ausgewachsen, bequem gefangen und gerupft werden können. — Die Vögeljagd auf diesen Felseninseln ist für die Bewohner eben so einträglich wie nöthig, denn sie verschafft ihnen außer den Federn wohlschmeckende Speise, aber sie ist auch mühevoll, und nicht selten gehen Menschenleben dabei verloren. Der Eidervogel dagegen nistet wenige Fuß über dem Meere auf flachen Klippen, und Niemand darf ihn da stören. Das Thier hat seine Brüteplätze, und diese haben ihre Eigenthümer, welche sie beschützen. Dreimal im Jahre brütet es und polstert sein Nest mit den besten Dunen, die es sich ausrupft. Zweimal gewöhnlich nimmt man ihm die Eier, um die Dunen so reinlich und gut als möglich zu erhalten; zum dritten Male läßt man sie brüten, und der Vogel ist so zahm, daß er nicht allein seine Jungen vertrauensvoll in die Wohnungen der Menschen führt, sondern sich auch von seinen Eiern aufheben und wieder darauf setzen läßt. — In Nordland ist der Eidervogel am häufigsten, wie auch die ganze Vögeljagd dort zumeist getrieben wird.

Druck von Robert Rischkowitzky in Breslau.

Im Verlage von Eduard Crenendt in Breslau
sind ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Walddäuser.

Erzählungen aus dem amerikanischen Waldleben
von Gabriel Ferry.

Für die Jugend bearbeitet
von Julius Hoffmann.

Dritte Auflage. 8. 36 Bogen. Zwei Theile in 1 Bände.

Mit 12 von Koska gezeichneten und von Loefflot in Berlin
sauber in Farbendruck ausgeführten Kupfern, geschmackvoll in einen Band
mit eleganter Rückenpressung gebunden. Preis 2 Nthlr. 7½ Sgr.

Seit Campe's Robinson dürfte kaum eine Jugendschrift erschienen sein, die in gleichem Maße der jugendlichen Leser Interesse in Anspruch nimmt. Landschaftsbilder und Charakterdarstellungen verbinden mit aller Treue des Colorits eine unnachahmliche Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit, und da es die edelsten Empfindungen und Gefühle sind, welche die Mehrzahl der handelnden Personen befehlen und leiten, so ist auch der Eindruck, den die Lectüre des Buches in den jugendlichen Gemüthern zurückläßt, ein veredelnder und erhebender. — Dies rechtfertigt denn auch die ungewöhnlich günstige Aufnahme, welche diesem Buche geworden ist, und die jetzt eine dritte Auflage nöthig gemacht hat, die hiermit Eltern und Erziehern bestens empfohlen sei.

Prairieblume unter den Indianern.

Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerika's
von

Ch. A. Murray.

Für die Jugend bearbeitet

von
Wilhelm Stein.

8. 25 Bog. Mit 8 von F. Koska gezeichneten und sauber in Farbendruck
ausgeführten Kupfern, geschmackvoll in Halbleinwandband mit Rückenpressung
gebunden.

Preis 1 Nthlr. 22½ Sgr.

Das Leben der Indianer, ihre Sitten und Gebräuche im Kriege und Frieden, ihre Verehrung des großen Geistes, ihre gegenseitigen Kämpfe, ihre natürliche Abneigung gegen die weißen Geschlechter mit den weißen Herzen sind der Gegenstand dieser Jugendschrift. Alle diese Bilder reihen sich an die Geschichte eines durch Indianer geraubten, durch einen Missionair in der Wildniß erzagenen Mädchens, der Prairieblume. — Wenn die Treue und Lebhaftigkeit der Schilderungen einerseits ganz geeignet sind, die Jugend mit den immer mehr und mehr zusammenschmelzenden, in die Felsen-gebirge zurückgetriebenen Indianerstämmen in angenehmer Weise bekannt zu machen, so ist andererseits die Anlage so natürlich und in so hohem Grade spannend, daß das Interesse der jugendlichen Leser von Seite zu Seite mehr gefesselt wird. Dabei wird das Ganze von wahrhaft christlichem Geiste getragen, so daß in gleicher Weise der Verstand gebildet, der Geschmack gehoben, das Herz veredelt wird.

Aus dem Verlage von Eduard Trewendt in Breslau.

Die Ansiedler auf Van-Diemens-Land.

Eine Erzählung aus dem australischen Ansiedlerleben

von

Charles Rowcroft.

Für die Jugend bearbeitet
von Julius Hoffmann.

8. 12 Bog. Mit 4 von Koska gezeichneten und in Farbendruck sauber
ausgeführten Kupfern mit eleganter Rückenpressung gebunden.

Preis 1 Rthlr.

Am Faden einer spannenden Erzählung wird die Jugend in dieser Schrift mit den wilden, von aller Civilisation unberührt gebliebenen Urbewohnern von Van-Diemens-Land bekannt gemacht und durch die Hauptperson den Ansiedler Thornley, ihr zugleich gezeigt, wie man durch Fleiß und Beharrlichkeit trotz aller Hemmnisse sich doch ein glückliches Loos bereiten und Anderen nützlich werden kann.

Die jungen Büffeljäger

auf den Prairien des fernen Westens von Nordamerika.

Ein Naturgemälde zu Lust und Lehre für die reisere Jugend gebildeter Stände.

Von Karl Müller,

Verf. des »Robinson der Wildniß«, der »jungen Boers«, der »jungen Pelzjäger« u. s. w.

8. 22 Bog. Mit 8 sauber in Farbendruck ausgeführten Kupfern, geschmackvoll
in Halbleinwandband mit Rückenpressung gebunden.

Preis 1 Rthlr. 22½ Sgr.

Im Gewande einer Erzählung giebt dies Buch ein möglichst anschauliches Bild der höchst interessanten Region der großen Prairien im fernen Westen Nordamerica's, in welchem die Schilderungen von Landchaft, Klima und Thieren immer dahin streben, den treuesten Ton der Lokalfarbe wiederzugeben. Es wird nirgends der Natur Zwang angethan, es wird nirgends die Echtheit der natürlichen Thatsachen und des Effectes willen übertrieben. Die Pflanzen- und Thierwelt ist treu geschildert, und keine Pflanze, kein Vogel oder Säugethier wird darin außerhalb dem wirklichen und naturgemäßen Bereiche seines Vorkommens aufgeführt. Ueberall sind die Grenzen ihres geographischen Verbreitungsbezirks gewissenhaft eingehalten: nur sind behufs der wirksameren Darstellung der Lebensweise oder Geschichte der wilden Thiere manchemal bloß deren auffallendere und besonderte Eigenthümlichkeiten hervorgehoben worden.

Während sonach der Wissbegierde der reiferen Jugend eine Fülle von Belehrung in Aussicht steht, wird ihr das interessanteste Buch nicht weniger Unterhaltung gewähren, als des Verf. »Robinson der Wildniß«: »Erlebnisse und Abenteuer einer in den Prairien des fernen Westens verirrtten Auswandererfamilie«, welches Werthchen so allgemeinen Beifall fand, daß binnen 4 Monaten eine starke Auflage vergriffen war. —

Schloß und Hütte.

Eine Erzählung für die reisere Jugend

von G. Mery.

8. Mit 4 Kupfern in lithogr. Farbendruck nach Originalzeichnungen von F. Koska, geschmackvoll
in Halbleinwandband mit eleg. Rückenpressung geb.

Preis 1 Rthlr.

In dieser Erzählung wird das Interesse der jugendlichen Leser durch wirksame Contraste gefesselt: Schloß und Hütte, Dorf und Residenz, Kanbmädchen und Königin, Stadt und Gebirge, Reichthum und Armuth, Demuth und Stolz, Leidenschaft und Ernst ziehen sich in anmuthigster Abwechslung hin, die besonders auch dadurch noch anziehender wird, daß die Herzengüte der hochseligen Königin Luise von Preußen der rettende Engel einer darbenenden Familie wird.

Aus dem Verlage von Eduard Trewendt in Breslau.

Neue Reisebilder.

Erzählungen für die reisere Jugend

von
Julius Hoffmann.

Erstes Bändchen.
Weltgegenden.
11 Bog. Mit 4 Stahlstichen. Geb.
Preis 15 Sgr.

Drittes Bändchen.
Erzählungen eines alten Seemannes.
13 Bog. Mit 4 in Farbendruck sauber ausgeführten Stahlstichen.
Geb. Preis 15 Sgr.

Zweites Bändchen.
Aus allen Zonen.
10 1/2 Bog. Mit 4 Stahlstichen. Geb.
Preis 15 Sgr.

Viertes Bändchen.
Winterabende.
12 Bog. Mit 4 in Farbendruck sauber ausgeführten Stahlstichen.
Geb. Preis 15 Sgr.

Gewiß sind auf einer Stufe des jugendlichen Alters, auf welcher der Phantasie sonst leicht die Fägel schießen, Stützen aus einer außerhalb der Alltäglichkeit und doch innerhalb der Wirklichkeit liegenden Sphäre ein ganz zweckmäßiges Mittel, dem Wissensdrange der jungen Leser Genüge zu leisten und die Begriffswelt derselben unterhaltend zu erweitern. — Diefem Bedürfnis wird durch obige Sammlung vorgeföhrt. An der Fremde soll er die Heimath messen lernen, und damit dieser Zweck nicht einseitig erreicht werde und ermüde, vielmehr das Interesse stets rege bleibe und sich steigere, ist nicht eine planmäßige Beschreibung fernor Länder und fremder Völker beabsichtigt, sondern es enthält jedes Bändchen in bunter Mannichfaltigkeit mehrere, in sich abgerundete Erzählungen aus der Nähe und Ferne. Für die sorgsamste Auswahl des Inhalts und die Trefflichkeit der Darstellung dürfte der rühmlichst bekannte Name des Herausgebers hinreichende Bürgschaft leisten, während die Verlagshandlung durch einen überaus niedrigen Preis für jedes einzelne käufliche Bändchen auch dem minder Bemittelten die Anschaffung ermöglicht hat. Der Inhalt der einzelnen Bändchen ist folgender:

Erstes Bändchen: Weltgegenden.

Ein Winter im hohen Norden. — Der schwedische Bärenjäger. — Bilder aus den australischen Goldminen. — Der Bazar zu Stambul. — Thierfennen aus den nächsten Umgebungen der Kahlen. — Eine Fahrt auf dem Nile. — Die Beduinen der syrisch-arabischen Wüste. — Ein Abenteuer im Oregon-Bezirk. — Untergang des Kent im atlantischen Ocean.

Zweites Bändchen: Aus allen Zonen.

Eine Nacht in den Wolken. — Die Amphibienstadt. — Die indianische Mutter und der Kaiman. — Ein seltsames Abenteuer vor dem Frühstück. — Fischfang in Canada. — Die Winterwälder-Geldin. — Der Kreuzkreis. — Pelzscherei im Golf von Manaar. — Die Doppelfaust, der Herbernschicht. — Ein Buschbrand. — Jagd auf einen Sklavenhändler. — Jagdabenteuer im Innern von Südafrika.

Drittes Bändchen: Erzählungen eines alten Seemannes.

Abenteuer Richard Falconers. — Captain Golownin's Gefangenschaft unter den Japanesen. — Captain Golownin's Fahrt. — Untergang der Areske. — Die Kismet. — Wunderbare Rettung des Captain Blyth und eines Theiles seiner Schiffsmannschaft. — Kaitain's Insel. — Ein Winter auf der Insel Charlton. — Untergang des Wager. — Abenteuer Byron's.

Viertes Bändchen: Winterabende.

Eine Reise durch die arabische Wüste. — Ein Sturm in der Sandwüste. — Ali Bey in der Wüste von Marocco. — Ali Bey auf dem rothen Meere. — Abenteuer in einer ägyptischen Katakomba. — Erzählungen aus dem Kriege der Amerikaner gegen Mexiko. — Land und Leute Mexiko's und der tierras calientes. — Der Späher im Gebirge und der Kaiman. — Ein mexicanischer Dtan. — Guerrillas-kämpfe. — Der Cocuyo. — Ein tollkühnes Unternehmen.

Aus dem Verlage von Eduard Trewendt in Breslau.

Neueste Jugendschriften

von

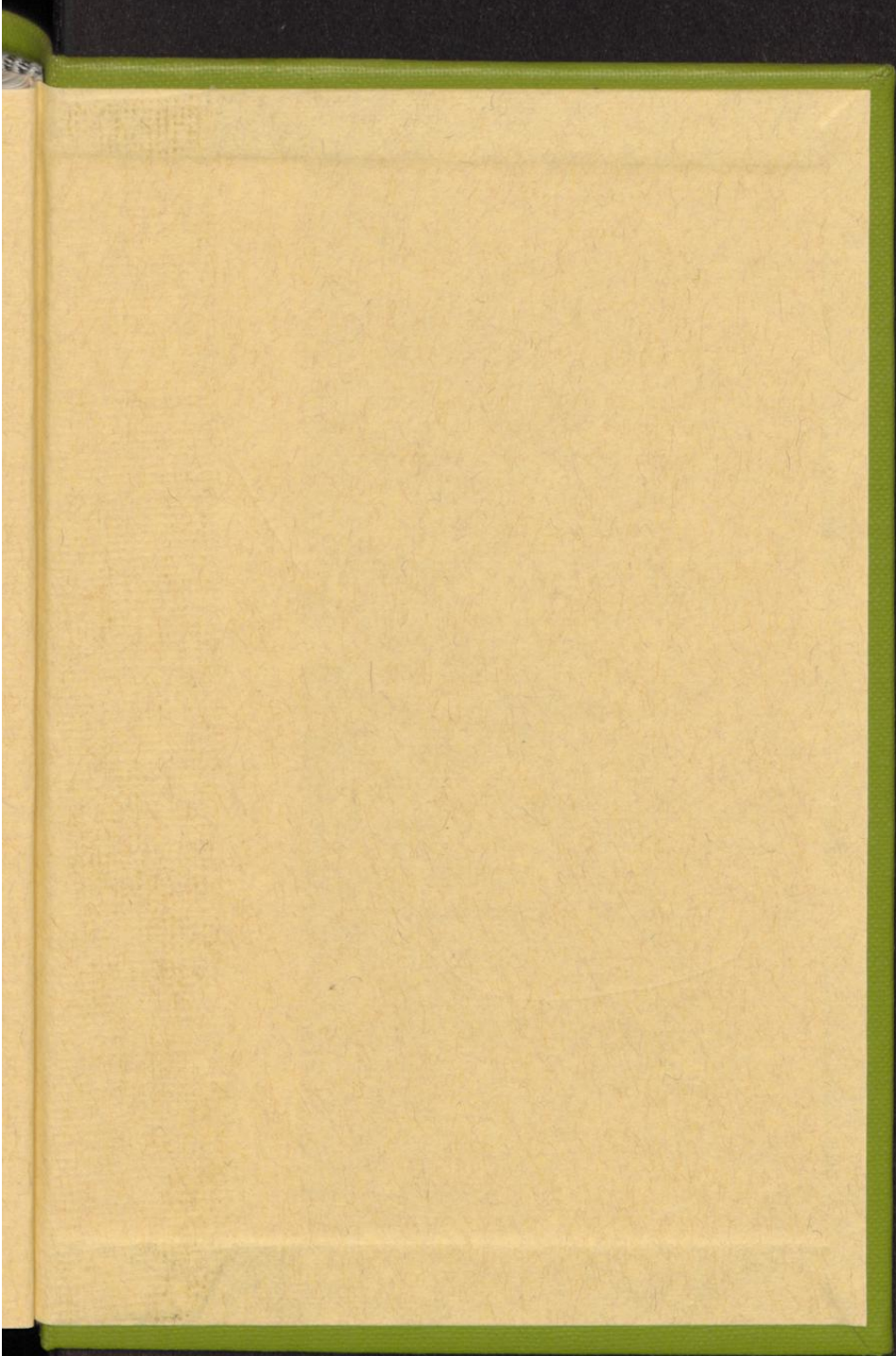
Franz Hoffmann, Julius Hoffmann und Richard Baron.

Mit sauberen Stahlst. 8. Steif brosch. Preis jedes Bändchens 7½ Sgr.

- | | |
|---|--|
| 1] Der Henkeldukaten. [1 frisches Wagen. — Der Schiffbruch. Von Franz Hoffmann. | 2] Der treue Wächter. [2 Der Widerspenstige. Von Franz Hoffmann. |
| 3] Der blinde Knabe. [3 Der kleine Robinson. Von Franz Hoffmann. | 4] Du sollst nicht stehlen. [4 Mohr und Weißer. Von Franz Hoffmann. |
| 5] Die Cyprienzwiebel. [5 Liebe deinen Nächsten. — Die Stiefmutter. Von Franz Hoffmann. | 6] Ich sehe Dich schon. [6 Von Julius Hoffmann. |
| 7] Gaß und Liebe. [7 Von Julius Hoffmann. | 8] Julius und Maria [8 oder der kindlichen Liebe Macht und Herrlichkeit. Von Richard Baron. |
| 9] Der deutsche Knabe in Amerika. [9 Sold-Else's Wunderaugen. Von Richard Baron. | 10] Geschichte eines jungen Malers. [10 Von Richard Baron. |
| 11] Der zerbrochene Becher. [11 Von Julius Hoffmann. | 12] Die Geschwister. [12 Von Julius Hoffmann. |
| 13] Capitain Cisdale. [13 Von Julius Hoffmann. | 14] Großvaters Liebling. [14 Marie, das Blumenmädchen. Von Julius Hoffmann. |
| 15] Siorita, das Häubermädchen. [15 Von Richard Baron. | 16] König und Kronprinz. [16 Von Richard Baron. |
| 17] Hufe mich an in der Noth, so will [17 ich dich erretten! Von Julius Hoffmann. | 18] Das Christfest [18 in der Familie Frommhold. Von Richard Baron. |
| 19] Freundschaft und Rache. [19 Von Richard Baron. | 20] Die letzte Wacht. [20 Von Julius Hoffmann. |
| 21] Das Testament. [21 Von Richard Baron. | 22] Zwei feindliche Brüder. [22 Von Richard Baron. |
| 23] Ehrlich währt am längsten. [23 Die Eisfabrik. Von Julius Hoffmann. | 24] Der schwarze Sam [24 oder Menschenraub in Amerika. Von Julius Hoffmann. |
| 25] Der Veteran. [25 Von Richard Baron. | 26] Die Ueberschwemmung. [26 Von Richard Baron. |

27] **Rudolph oder Der treue Hund.** [27
Von Gustav Nidel.

Jedes Bändchen ist einzeln für den billigen Preis von 7½ Sgr. zu haben.



1111